



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Slav 3266.1

THE SLAVIC COLLECTION



Harvard College Library

BOUGHT WITH THE GIFT OF

Archibald Cary Coolidge, Ph.D.

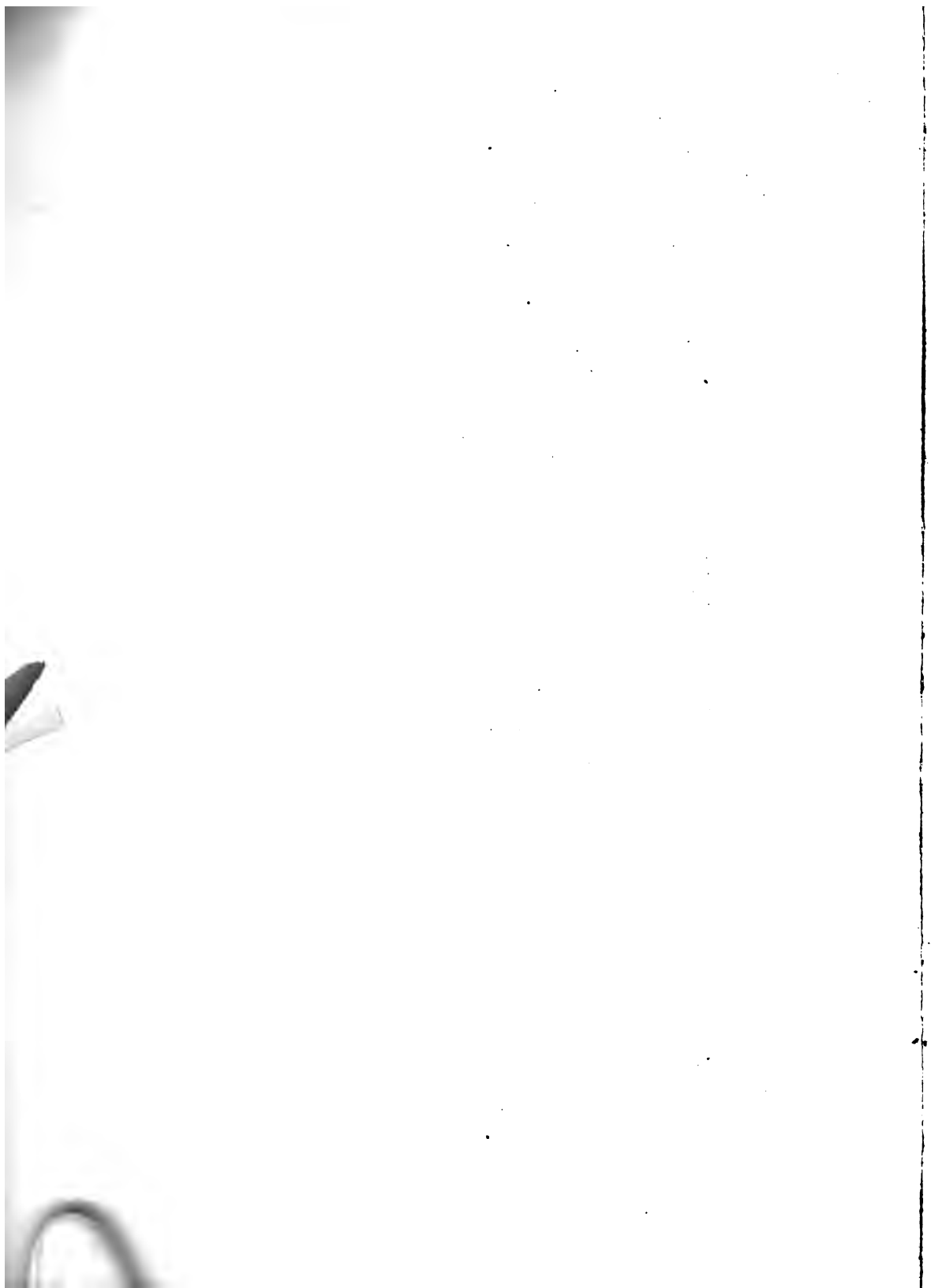
(Class of 1887)

ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Received 16 April 1903.

SECRET  
ARCHIVES  
HARVARD  
UNIVERSITY

. 19138



# Die Wolga und ihre Zuflüsse.

---

Geschichte,

**Ethnographie, Hydro- und Orographie**

nebst

Mitteilungen über das Klima des Wolgagebietes.

---

Von

**Dr. Hermann Roskoschny.**

---

**Leipzig.**

**Gressner & Schramm.**

1887.

Slaw 3266.1

A.C. Coolidge

## Vorwort.

Der vorliegende Band beschränkt sich auf Geschichte, Ethnographie, Hydro- und Orographie des Wolgagebietes, sowie einige kurze Mitteilungen über das Klima. In einem zweiten, seiner Vollendung entgegen gehenden Werke gedenke ich die Wolga als Handelsstrasse zu schildern und dadurch das Bild derselben zu vervollständigen. Da ich jedoch dabei nicht blos die Verkehrswege und Verkehrsmittel in Betracht ziehe, sondern auch die gesamte landwirtschaftliche, gewerbliche, Fabriks- und Bergwerksthätigkeit im Wolgagebiet, welche neben dem asiatischen Durchgangshandel die Haupttriebfeder des Verkehrs auf der Wolga bildet, zu schildern versuche, musste ich, um Wiederholungen zu vermeiden, manches in dem vorliegenden Bande mit Stillschweigen übergehen, was der Leser ohne diese Mitteilung vielleicht in demselben suchen würde. So ist hier die Schilderung der sämtlichen Kanalnetze aus dem Abschnitt „Hydrographie“ ausgeschieden worden und wird später dem Abschnitt „Verkehrswege“ eingereiht werden. Ebenso haben die Salzlager im Unterlauf der Wolga hier nicht jene eingehende Schilderung gefunden, die ihnen gebührte, wenn ich nicht auf sie bei der Schilderung der Bergwerksthätigkeit zurückzukommen beabsichtigte. Dasselbe gilt vom Ural, soweit derselbe hier im obern Kamagebiet in Betracht kommt, und von mehreren minder bedeutenden Einzelheiten. Schliesslich sollen auch die zum Verständnis der Verzweigung der Wasserstrassen unentbehrlichen Karten dem Ergänzungsband der Schilderung der Wolga beigefügt werden.

Ausser den auf wiederholten Reisen auf der Wolga und ihren grossen Zuflüssen gesammelten eigenen Wahrnehmungen wurden vorwiegend russische Quellen benutzt, über welche zum Teil die Anmerkungen am Ende des Bandes Aufschluss geben. Manches



schätzenswerte Hilfsmittel ist mir zwar während des Aufenthaltes in Russland zugänglich geworden, doch verhehle ich mir dennoch nicht, dass durch die Schwierigkeiten bei der Besorgung des nötigen Quellenmaterials, mit denen man in Deutschland bei ähnlichen Arbeiten zu kämpfen hat, mir Einzelnes vorenthalten wurde, was noch zur Vervollkommnung der Schilderung hätte beitragen können. Seinen Zweck, eine in unserer Litteratur noch fehlende Schilderung der Wolga zu bieten, welche auf den neuesten Forschungen und Angaben beruht und daher die mehr oder minder veralteten früheren Werke wenigstens zum Teil zu ersetzen vermag — dürfte dieses Buch vielleicht trotzdem erfüllen.

Betreffs der Wiedergabe der russischen Worte sei schliesslich noch Folgendes bemerkt: An die Stelle der leider immer noch viel angewendeten französischen Schreibweise, welche eine so heillose Verwirrung in der Aussprache geographischer Namen hervorgerufen hat, setze ich die deutsche. Jedes Wort ist genau so zu sprechen, wie es als deutsches Wort würde gesprochen werden. Der Buchstabe s entspricht dem deutschen s im Worte „Wiese“, ss dagegen wird so ausgesprochen, wie im Worte „Sand“. Für jene Laute, für welche unsere Sprache kein Schriftzeichen besitzt, sind die bereits eingebürgerten beibehalten: sh für ж, ñ für das weiche n; für das weiche d und t, die hier ohnehin kaum zweimal vorkommen, ist kein besonderes Schriftzeichen angenommen. Betreffs der Betonung habe ich mich auf solche Worte und Ortsnamen beschränkt, inbezug auf welche kein Zweifel obwalten kann. Ein grosser Teil der Fluss- und Bergnamen im Wolgagebiet ist tatarischen oder finischen Ursprungs, und ich hatte so häufig Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie sehr die übliche Betonung von der an Ort und Stelle gebrauchten abweicht, dass ich es vorziehe, eine Betonung nur dort zu setzen, wo ich mir selbst oder durch verlässliche Gewährsmänner die Überzeugung von ihrer Richtigkeit verschafft habe.

Leipzig, im September 1887.

Der Verfasser.

## I.

### Geschichte des Wolgalandes.

Die weiten Ebenen des europäischen Russlands sind von allen Teilen Europas zuletzt aus dem Dunkel hervorgetreten, welches in vorchristlicher Zeit die Länder nördlich von den Pyrenäen, den Alpen und dem Balkan verhüllte. Nur undeutliche Kunde von zahlreichen wilden und kriegerischen Völkerschaften drang aus den Wäldern und Steppen des Nordostens in die griechische Welt herüber. Einige Nachrichten über den sagenhaften Norden hatte zwar schon der Skythenfeldzug des Königs Darius gebracht, und der vielkundige Vater der Geschichte vermag in demselben eine Reihe von Völkern und Flüssen anzuführen, doch ob seine Kenntnis des Landes bis zu dem russischen Riesenstrom reichte, ist mehr als fraglich. Die reichhaltige Litteratur über den Skythenfeldzug hat in bezug auf die Wolga noch keine befriedigende Aufklärung gebracht, da sie nicht einmal die Richtung des Zuges der Perser völlig zweifellos festzustellen vermochte, dessen Endpunkt einige in der Gegend von Lemberg, andere am Ilmen-See, noch andere am Ufer der Wolga vermuten.<sup>1)</sup> Von den griechischen Pflanzstädten am Pontus Euxinus und dem Maeotis, welche lebhaften Handel mit den Skythen trieben, über den bereits Herodot genaue Nachrichten besass, liess sich erwarten, dass sie allmählich auch Licht über den Osten verbreiten würden, da es ihnen doch nicht schwer fallen konnte, Erkundigungen über die dort wohnenden Völker einzuziehen, aber nichts dergleichen geschah. Wahrscheinlich waren

<sup>1)</sup> Roskoschny, Die Wolga.

die griechischen Kaufleute über den Lauf der Flüsse und die im Binnenlande wohnenden Völker ziemlich gut unterrichtet, hielten es aber für angezeigt, ihre Kenntnisse geheim zu halten, um keine Mitbewerber heranzulocken, eine Erscheinung, die wir bis auf die neueste Zeit bei allen Völkern, welche Handel mit wenig bekannten Ländern treiben, beobachten können. So kam es, dass die geographische Kenntnis des europäischen Nordostens von Herodots Zeit bis zu den ersten römischen Kaisern nicht nur keine Fortschritte aufzuweisen, sondern noch Rückschritte gemacht hatte. Unbekümmert um die entgegengesetzten Angaben Herodots nahm Posidonius, welcher Pompejus auf seinem Zuge gegen Mithridates begleitete, an, dass etwa 25 geographische Meilen nördlich von dem Maeotis die Erde ende und das Weltmeer beginne.<sup>2)</sup> Erst nachdem die Römer ihre Herrschaft über den Bosporus hinaus ausgedehnt hatten und ihr eigener Handelsverkehr sich über jene Gegenden erstreckte, schwand der Irrtum von dem nahen nördlichen Meer. Die Erde erweitert sich nun nach Norden, man weiss auch, dass dort zahlreiche wilde Völker wohnen, aber Plinius, der dieser neuen Auffassung Bahn bricht,<sup>3)</sup> vermag über die Völker selbst noch nichts zu berichten, und obwohl der Kaspi-See längst bekannt ist, kennt er die Wolga noch nicht, nimmt vielmehr, wie dies schon zu Strabos Zeit geschah, einen Zusammenhang des Sees mit dem nördlichen Meere an.

Neues Licht über den Nordosten verbreitet erst Ptolemaeus, der auf wiederholten Reisen nach der Bernsteinküste Gelegenheit gefunden hatte, seine Kenntnisse zu erweitern. Auf seiner Karte erscheint östlich von dem Maeotis ein Fluss, dessen Vorhandensein bisher kein Erdbeschreiber erwähnt hatte. Er entspringt im hohen Norden aus zwei Quellen, welche durch 20 Längengrade von einander geschieden sind und in denen man deutlich die Quellen der Wolga und Kama erkennt; beide vereinigen sich über 58° n. Br., der vereinigte Strom wendet sich nach Westen, nähert sich dem Tanais bis auf wenige Meilen und biegt dann nach Südost ab, um sich in den Kaspi-See zu ergiessen. Der letztere Teil des Flusslaufes ist auf der Karte des Ptolemaeus unverhältnismässig lang,

da der den Tanais aufnehmende Maeotis sich noch zu weit nach Norden erstreckt, wodurch die Wolga bei ihrer Annäherung an den Tanais viel zu weit nach Westen gezogen werden musste, doch der Kaspi-See ist bereits ein abgeschlossenes Seebecken, die Fabel von seinem Zusammenhang mit dem Meere beseitigt. Der neue Fluss führt den Namen Rha,<sup>4)</sup> den er für lange Zeit behält. Seine Kenntnis schwindet nun nicht mehr, und Ammian weiss auch noch zu berichten, dass an seinen Ufern eine in der Arzneikunst vielfach verwendete Wurzel mit ähnlichem Namen (Rhabarber) wachse.

Die Rha bildet bei Ptolemaeus die Ostgrenze des asiatischen Sarmatien. Hoch oben im Norden über den Quellen der Rha wohnen die Hyperborei, südlich von ihnen die Basilikaioi an der eigentlichen Wolgaquelle, beide von Ptolemaeus mit dem Beinamen Sarmaten bezeichnet, während er den östlich von ihnen wohnenden Modakai denselben nicht giebt. Die Basilikaioi verdanken ihren Platz auf der Karte wohl nur den Angaben Herodots über die königlichen Skythen, wogegen sich unter dem Namen Hyperborei ein Volk verbirgt, dessen wirklicher Name Ptolemaeus unbekannt war, der durch diese Benennung bloß anzeigen wollte, dass jene Gegenden überhaupt noch bewohnt waren. Ähnliches gilt von den östlich von den Modakai wohnenden Hyppophagoi Sarmaten an der Kama, welche ihren Namen bei Ptolemaeus wohl auch nur dem Umstande verdankten, dass sie Pferdefleisch assen. Am Westufer der Wolga gegenüber der Kamamündung sitzen die Swardenoi, ostwärts von diesen die Asaioi, südlich von ersteren auf dem Westufer die Chainides, auf dem Ostufer die Phtheirophagoi (Läusefresser) und Matenoi. Aus alledem ist ersichtlich, dass Ptolemaeus zwar dank den wiederholten Kriegszügen der Römer gegen die Völker zwischen dem Maeotis und dem Kaspi-See und dem Verkehr auf der Handelsstrasse, welche nördlich von letzterem nach Mittel-Asien führte, über genauere Nachrichten verfügte als seine Vorgänger, dass aber auch er sich von den sagenhaften Überlieferungen über die den hohen Norden bewohnenden Völker nicht völlig zu befreien vermochte. Das über der Wolga lagernde

Dunkel begann zwar bereits einer Dämmerung zu weichen, doch es währte noch sehr lange, bis an dem Riesenstrom die Namen wirklicher Völker mit genau begrenzten Wohnsitzen auftauchten. Die Vermutung liegt nahe, dass wir unter dem Namen Sarmaten, unter welchem Ptolemaeus und die Erdbeschreiber nach ihm die Bewohner des nordöstlichen Europa zusammenfassen, verschiedene Völker türkischen, slavischen und finischen Stammes zu suchen haben, von denen einige vielleicht seit unvordenklichen Zeiten diese Gegenden bewohnten.<sup>5)</sup> Die im 3. Jahrhundert von Asien sich heranwälzenden Völkerwogen reissen die Ureinwohner mit sich fort und sie bleiben noch eine Zeitlang in den Heeren der hunnischen und avarischen Weltstürmer den Blicken der römischen Welt verborgen, welche sie mit dem herrschenden Volke vermengt, nach dem Zusammenbruch der Reiche der Eroberer treten sie jedoch immer mehr ans Tageslicht. Viele Völker, deren Namen Ptolemaeus bereits neben jenem der herrschenden Sarmaten kennt, erkämpfen in der Folgezeit ihre Unabhängigkeit und bilden selbstständige Reiche. So wirkt gerade die Völkerwanderung klärend und aufhellend in bezug auf die Völkerverhältnisse im Wolgagebiet, und nach ihr klären sich rasch die geographischen Kenntnisse der alten Welt, ebenso wie nach einem Sturm die hervorbrechende Sonne das durch die schwarzen Gewitterwolken erzeugte Dunkel zerstreut.

Der erste Anprall fremder Völker gegen die Urbevölkerung des Wolgagebietes ging von den Hunnen aus, welche Jahrhunderte lang östlich vom Kaspi-See herumgestreift, um die Mitte des 9. Jahrhunderts aber sich in den heute von Kirgisen und Kalmyken bewohnten Steppen längs des Ural und der Wolga auszubreiten begannen und dann unter Führung Attilas ihre Herrschaft weithin nach Westen ausdehnten. Das Weltreich der Hunnen zerfiel nach dem Tode seines Begründers rasch und die von ihm unterjochten Völker erkämpften ihre Freiheit wieder, doch bald kam von Osten her eine neue Völkerwoge, welche die Unabhängigkeit der slavischen und türkischen Stämme im Wolgagebiet vernichtete. Il Chan Tumen hatte sich zum Herrscher aller türkischen

Stämme Nord- und Mittel-Asiens emporgeschwungen und 546 dem mächtigen Reich der Jénjen ein Ende gemacht. Ein Teil der türkischen Unterthanen derselben wollte sich jedoch Tumens Herrschaft nicht fügen und floh nach Westen, wo er alsbald unter dem Namen Avaren eine wichtige Rolle zu spielen begann. Durch neuen Zuzug verstärkt, unterwarfen sich die Avaren im Laufe des 6. Jahrhunderts die Bulgaren und viele der an ihr Gebiet grenzenden slavischen Stämme, welche schwer unter ihrer Herrschaft zu leiden hatten. Nestor schildert die Bedrückungen, welche die Slaven von den Avaren erduldeten, wie die übermütigen Gebieter slavische Frauen statt der Pferde vor ihre Wagen spannten. Wegen ihres Hochmuts, sagt Nestor, rottete sie Gott aus, alle starben weg und nicht Einer ist übrig geblieben. Ihre von Anfang an verhältnismässig geringe Zahl schmolz durch die vielen Eroberungszüge und durch pestartige Krankheiten immer mehr zusammen, und in der grossen Ausdehnung, welche das avarische Reich erlangte, lag auch der Keim seines Unterganges. Es war nicht möglich, so viele und so verschiedenartige Völker dauernd in Abhängigkeit zu erhalten, und fast zu derselben Zeit, als im Westen die Czechen unter Samo das avarische Joch abschüttelten, befreite der tapfere Bulgarenfürst Kuwrat sein Volk von der Herrschaft der Avaren (um 635). Die Avaren verschwanden vom Schauplatze und verloren sich unter den anderen Völkerschaften, Kuwrat aber wurde der Gründer eines grossen Reiches, das sich bis zum asowschen Meere erstreckte. Es zerfiel gleich jenem Samos unter seinen Söhnen. Entgegen dem Rate des Vaters teilten dieselben das Reich unter sich. Ein Teil des Volkes zog um 670 unter Asparuch, einem der Söhne Kuwrats, westwärts und gründete das Bulgarenreich an der Donau; andere drangen sogar bis Italien vor und liessen sich in der Gegend von Ravenna nieder. Solche Zersplitterung der Macht der Bulgaren reizte die türkischen Stämme an der untern Wolga zum Aufstand. Verstärkt durch Zuzug von Stammesgenossen aus den Steppen jenseits der Wolga, erhoben sich die Chasaren und erkämpften ihre Unabhängigkeit. Ein Teil der Bulgaren im Norden des asowschen und schwarzen Meeres

wurde nun den Chasaren unterthan, der Rest des Volkes aber an die obere Wolga zurückgedrängt, wo sich in engeren Grenzen ein bulgarisches Reich noch Jahrhunderte lang erhielt. Der Unterlauf des Stromes aber gehörte fortan zum Reiche der Chasaren.

Dieses von altersher im Norden des Kaspi-Sees, der nach ihm auch das Chasarenmeer genannt wurde, und auf der kaukasischen Landenge ansässige Volk taucht in den Nebeln der Völkerwanderung unter den verschiedenartigsten Namen auf, von denen allerdings ein gut Teil auf Rechnung von Fehlern der Abschreiber zu setzen ist. Wir finden es als Chasas, als Harari, Hyrri, Cherd, Chars, Kherz, und daneben wird es von den arabischen Schriftstellern auch kurzweg Türken genannt, eine Bezeichnung, welche eine ebenso unklare, dehnbare Bedeutung hatte, wie die Namen Skythen und Sarmaten bei den Römern.

Über die Frage, ob die Chasaren Juden waren oder nicht, ist bis auf den heutigen Tag viel gestritten worden, trotzdem fast alle arabische Geographen berichten, dass ein Teil des Volkes sich zum Judentum bekannte. Massudi sagt: „Der Chasarenkönig bekehrte sich zum Judentum zur Zeit des Chalifen ar-Raschids, nachdem zu ihm viele Juden aus allen muhanmedanischen Ländern gekommen waren“<sup>6)</sup> — aber betreffs der Einzelheiten der Bekehrung verweist er leider auf zwei früher geschriebene Werke, welche verloren gegangen sind. Mit der grössten Ausführlichkeit berichtet dagegen Al Bekri über die Bekehrung der Chasaren.<sup>7)</sup> Der Chasarenkönig habe zuerst sich taufen lassen, sei aber durch die christliche Religion nicht befriedigt worden, worauf er einen Glaubensstreit zwischen einem christlichen Bischof und einem am Hofe weilenden Juden veranstaltete, in welchem der letztere Sieger blieb; die vom König nachher noch beabsichtigte Befragung eines weisen Moslim sei dadurch verhindert worden, dass der Jude ihn unterwegs vergiften liess, worauf es ihm gelang, den König für seinen Glauben zu gewinnen.<sup>8)</sup> Wichtiger als diese arabischen Quellen ist das vor kurzem entdeckte „Schreiben des Königs Josephs, Sohn Aarons, des thogarmischen Königs, an Chasdai, das Schuloberhaupt, den Sohn Isaaks, Sohn Esras“, welches der karäische Reisende Abra-

ham Firkowitsch (1870) aus Ägypten mitbrachte. Chasdai Ibn Schafrut, ein angesehener Jude am Hofe des spanischen Chalifen Abderraham III., der von den Gesandten von Byzanz und Chorassan vernommen hatte, dass in dem ihren Ländern benachbarten Chasarenreiche eine jüdische Königsfamilie herrsche, glaubte eine Spur der verbannten 10 jüdischen Stämme gefunden zu haben, in welcher Meinung er umsomehr bestärkt wurde, als der Reisende Eldad bereits vorher von israelitischen Königreichen an der Grenze von „Parass und Madaj“ (Persien und Medien) erzählt hatte. Er richtete darauf ein Schreiben an den Chasarenkönig<sup>9)</sup>, und die Abschrift desselben, sowie die Antwort des Königs ist der Inhalt des von Abraham Firkowitsch entdeckten Schriftstück.<sup>10)</sup> In seinem Antwortschreiben erzählt der König ausführlich, wie vor 340 Jahren sein Vorfahr König Bulan die jüdische Religion angenommen habe, und teilt auch die Reihenfolge der chasarischen Könige von Bulan bis auf seine Zeit mit: Obadjah, Hizkijah, Menasche, Chanukah, Isaak, Sabulon, Moses (oder Menasche II.), Nissi, Aaron, Menahem, Benjamin, Aaron II. — dessen Sohn der Briefschreiber, König Joseph, war.

Durch die Entdeckung dieses Schriftstückes ist ein seit fast 300 Jahren geführter Streit entschieden worden. Isaak Akrisch hatte nämlich während seiner Reise von Konstantinopel nach Ägypten eine gekürzte Abschrift des Antwortschreibens Josephs kennen gelernt, welche er 1577 in dem Buche Kol Mebasser (ankündigende Stimme) in Konstantinopel veröffentlichte.<sup>11)</sup> Die Ächtheit dieses Schreibens ist von den grössten Gelehrten des 17. Jahrhunderts angefochten und das jüdische Chasarenreich als eine Erfindung jüdischer Schriftsteller bezeichnet worden, und erst nach der Veröffentlichung der Schriften arabischer Schriftsteller, welche über die Chasaren berichten, durch Frähn und D'Ohsson<sup>12)</sup> schwanden die Zweifel an den Angaben des Chasarenbriefes.<sup>13)</sup>

Obwohl jedoch Joseph in seinem Briefe schreibt: „Und er liess sich beschneiden samt seinen Dienern, Sklaven und seinem ganzen Volke“, so bekannte sich in Wirklichkeit doch nur ein Teil des Chasarenvolkes zur jüdischen Religion; der Rest bestand



aus Christen, Muhamedanern und Bekennern des alttürkischen Naturkultes, die sich sämtlich der vollkommensten Freiheit bei Ausübung ihres Kultes erfreuten. Den Christen gegenüber zeigte der Chasarenfürst eine Duldsamkeit, die in Westeuropa noch lange unbekannt blieb, und er trat sogar für die Christen ein, als sie in den benachbarten muhammedanischen Ländern verfolgt wurden, und liess die in seinem Lande lebenden Muhammedaner die Drangsale entgelten, welche ihre Glaubensgenossen im Auslande den Christen bereiteten.<sup>14)</sup>

Der Chasarenfürst führte den Namen Chakan, und seine Würde war in der herrschenden Familie erblich, aber er besass von der Herrschaft nur den Namen, die Macht ruhte wie am Hofe der Merovinger in den Händen eines der Grossen des Reiches. Ibn Dusteh nennt denselben Ischa, ohne dass aus seiner Erzählung ersichtlich ist, ob Ischa eine Würde oder ein Eigename ist.<sup>15)</sup> Der Ischa schrieb die Steuern aus und verwaltete sie; er war auch der oberste Feldherr, und wenn er an der Spitze des Heeres in den Krieg zog, trug ihm ein Reiter „eine Art Sonne in Form einer Schellentrommel“ voran. Von der Beute konnte er für sich behalten, was ihm gefiel; den Rest teilten seine Krieger unter sich. Massudi berichtet, dass der Chasarenchan über 7000 berittene Schützen gebot, und Ibn Dusteh spricht von 10 000 Reitern; Ibn Foslan dagegen schätzt das stehende Chasarenheer auf 12 000 Mann. Die ganze Regierungsform war eine despotische. „Sagt der Chakan,“ berichtet Ibn Haukal, „zu einem seiner Unterthanen: Gehe hin und töte dich! — so gehorcht der Mann sofort.“<sup>16)</sup>

Der Wohnsitz des Chakans befand sich am Flusse Itil, an welchem die Hauptstädte lagen. „In einer von ihnen,“ heisst es im Chasarenbrief, „wohnt die Königin, dies ist meine Geburtsstadt, und sie ist gross, enthält 50 Quadrat-Pharsangen, und ist rund-kreisförmig. In der zweiten wohnen Juden, Nazaräer und Sklaven von verschiedenen Völkern; sie ist von mittlerer Grösse, 8 Quadrat-Pharsangen. In der dritten wohne ich selbst samt meinen Fürsten, Sklaven, Dienern und Hofschenen, sowie mir nahestehenden Personen; sie ist kreisförmig und enthält drei Quadrat-Pharsangen,

zwischen ihren Mauern fließt der Strom.“ Die Hauptstadt diente jedoch dem Chakan und seinen Vornehmen nur als Winterwohnsitz; im Sommer verliessen sie dieselbe und zogen in den Steppen umher.

Der eigentliche Name der Stadt war Balangiar, doch wurde sie häufig nach dem Flusse Iteľ oder Atel genannt. Trotz ihrer Vorliebe für das Nomadenleben versäumten die Chasaren die Befestigung ihrer Städte nicht. Im Jahre 834 wurden durch den Chakan griechische Baumeister berufen, welche ihm eine neue Hauptstadt, Sarkal, Sore-kill oder Sarkel, erbauten, deren Name (Weisse Stadt) später auf die an ihrer Stelle entstandene russische Bjelaweza (Weisser Turm) überging. Ausserdem waren flussaufwärts am Iteľ viele Städte und auch befestigte Plätze in den Gebieten der dem Chakan tributpflichtigen Völker vorhanden, im Lande der Burtas (Mordwinen), Bulgar, Suwar (eine Stadt der Bulgaren), Arisu (Ersanen), Zarmis (Tscheremissen), Wenentit (Wotjaken?), Sewer (oder Suwur, Suur — Anwohner des Flusses Sura?) und Slawiun (Slaven). Im eigentlichen Chasarenlande waren die Städte dünn gesät. Die Araber erwähnen nur Iteľ (Astrachan), Semender (Kisliar), Sarkel, Bajsa oder Bajdha (arabisch: „die weisse Stadt“, also vielleicht mit Sarkel identisch), Balandschar und Chamľidsch oder Chamľisch. Durch den Chasarenbrief erhalten wir auch Kunde über die Grenzen des Chasarenreiches in der Mitte des 10. Jahrhunderts, doch ist es infolge der Schwierigkeit einer richtigen Deutung der Ortsnamen nicht möglich, die Grenze überall genau zu ziehen.

Im Chasarenland wurde ein lebhafter Handel mit Fellen getrieben, an dem sich hauptsächlich Russen und Bulgaren beteiligten; ausserdem brachten die letzteren Wachs und Honig. Die Chasaren selbst brachten Fische auf den Markt, welche die Wolga und das nahe Meer in Menge boten. Ibn-Foslan berichtet, dass Reis und Fische die Hauptnahrung der Chasaren bildeten; alles andere, was man bei ihnen finde, werde ihnen aus Russland, Bulgarien und Kujawien zugeführt.<sup>17)</sup>

Als der Chasarenkönig den Brief an Chasdai Ibn Schafut schrieb, war jedoch die Macht der Chasaren bereits im Niedergange.

Die zwischen der Wolga und dem Uralfluss herumschweifenden Petschenegen waren von den jenseits des letztern wohnenden Usen (894 oder 899) mit Hilfe der Chasaren aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden; sie gingen auf das rechte Wolgaufer über und wurden dort sehr unangenehme Nachbarn der Chasaren, welche sie 966 weit nach Süden zurückdrängten. Von der Mitte des 9. Jahrhunderts an beginnt auch der an der Chasarengrenze entstandene Warägerstaat sich unaufhaltsam nach Osten und Süden auszudehnen, befreit zunächst die slavischen Stämme von der Herrschaft der Chasaren, reisst dann den grössern Teil ihres Gebietes an sich und unterwirft schliesslich, vereint mit den Griechen, den in der Krym noch fortbestehenden Rest ihres Reiches. Schon am Anfang der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts verlieren die Chasaren Kijew an die Waräger Askold und Dir<sup>18)</sup>, und in den achtziger Jahren werden die bisher ihnen Abgaben zahlenden Derewier, Sewerier und Radimitschen Oleg tributpflichtig.<sup>19)</sup> Im Jahre 964 zog Swjatoslaw gegen die an der Oka in den jetzigen Gouvernements Kaluga, Tula und Orel wohnenden Wjatitschen und förderte sie zur Unterwerfung auf, doch scheinen sie damals dieser Anforderung nicht Folge geleistet zu haben, denn Nestor setzt ihre Unterwerfung erst in das Jahr 966.<sup>20)</sup> Im Jahre 965 wurden die Chasaren von Swjatoslaw in einer Schlacht besiegt und ihre Stadt Belaweshja eingenommen, welche nur schwachen Widerstand zu leisten vermochte, da sie bloss von 300 Mann verteidigt war.<sup>21)</sup> Wahrscheinlich eroberte Swjatoslaw in demselben Jahre auch ihre reiche Handelsstadt Tamatarcha und das ganze chasarische Gebiet östlich von Asow und Taman, denn unter seinem Sohne Wladimir war dasselbe bereits russischer Besitz. Nestor, der am Ende des 11. Jahrhunderts lebte, konnte bereits schreiben: „Vorhin herrschten die Chasaren über die Polen, nachher wurden die Polen der Chasaren Herren. Noch bis auf den heutigen Tag herrschen russische Fürsten über die Chasaren.“

Für die Kenntniss der Wolga war jedoch durch diese Ausbreitung der russischen Herrschaft nichts gewonnen. Das russische Reich erstreckte sich nur über die obere Oka, an der Wolga selbst

dagegen nur soweit als sie nach Osten fliesst und sich noch nicht südwärts gewandt hat. Nestors Angaben sind sehr dürftig: sie beschränken sich auf den Ursprung der Wolga im Wolkowschen Walde, aus dem auch der Dnjepr und die Dina kommen, und auf ihre Einmündung „durch 70 Mündungen in das Chwalisische Meer“. <sup>22)</sup> Von den Völkern des Wolgagebietes nennt Nestor am Zusammenfluss der Oka und Wolga die Muromen, Tscheremissen, Mordwinen und Meschtscheren, ferner an der Oka die Wjatitschen, an der obern Wolga die Kriwitschen, an der Kama und ihren Zuflüssen die Permjakten und Petschera, ein nicht mehr vorhandenes Volk. Trotzdem war die Wolga den Russen schon zu Igors Zeit in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt. Während die Waräger ihre kühnen Raubzüge nach Südwesten bis Konstantinopel ausdehnten, fuhren andere Scharen unter der Führung unternehmungslustiger Häuptlinge die Wolga hinab. Die russischen Jahrbücher berichten nichts von solchen Streifzügen kleiner Fürsten und beschränken sich auf die Schilderung der Thaten des Grossfürsten, aber um so ausführlichere Kunde darüber finden wir in den Schriften der Araber: diese wissen viel von den Seeräubereien der Russen auf dem Kaspi-See zu erzählen, namentlich von einem grossen Raubzug, den sie 944 unternahmen, wobei sie über den Kaspi-See fuhren, in den Kur und aus diesem in einen seiner Nebenflüsse eindringen und die Stadt Bardah zerstörten. <sup>23)</sup> Die arabischen Reisenden und Erdbeschreiber unterrichten uns auch über die an der untern Wolga wohnenden Völker, da sie über die von Glaubensgenossen bewohnten Gegenden genauere Kunde besaßen als die Byzantiner.

Auf dem linken Wolgaufer liegt zwischen dem Gebiet der Chasaren und Bulgaren jenes der Burtassen, <sup>24)</sup> deren Name im arabischen „schwarze Füchse“ bedeutet und daher die Vermutung erweckt, dass das Land denselben von den arabischen Schriftstellern nach der seltenen Fuchsart erhielt, welche dort gefangen wurde. Die Burtassen lebten zerstreut an den Ufern der Wolga in hölzernen Häusern. Das Volk stand noch auf sehr niedriger Kulturstufe. Ein allgemein anerkanntes Oberhaupt war nicht vor-

handen, jedes Dorf bildete gleichsam einen Staat für sich, und in jedem waren 1 oder 2 Greise, deren Richterspruch das Volk bei Streitigkeiten sich unterwarf. Was Edrisi von Städten im Gebiete der Burtassen schreibt, beruht auf einer Verwechslung derselben mit den Bulgaren.<sup>25)</sup>

Die Kenntnisse der arabischen Schriftsteller reichen jedoch noch viel weiter Wolga aufwärts, denn die nördlichen Nachbarn der Burtassen, die Bulgaren, waren glaubensverwandt und standen in ziemlich lebhaftem Verkehr mit den anderen muhammedanischen Ländern. Ihr Fürst Almasa ibn Schalki Baltawar hatte sich 920 zum Islam bekehrt. Arabische Quellen berichten, dass unter der Regierung Aidar Chans drei muhammedanische Glaubensboten nach der Stadt Bulgar kamen, dort auf wunderbare Weise die kranke Tochter des Chans heilten und dadurch diesen und sein Volk bekehrten. Drei Jahre wirkten sie im Lande, dann kehrten zwei nach Medina zurück, der dritte aber, Subeir ben Dschade, heiratete die Tochter des Chans und blieb im Lande. Abu Hamid, der Andalusier, erzählt, dass infolge der Bekehrung der Bulgaren ein Krieg zwischen ihnen und den Chasaren ausbrach und der fromme Glaubensbote die Bulgaren aufforderte, den Feind mit dem Rufe „Gott ist gross“ anzugreifen, worauf die Chasaren geschlagen wurden. Abu Hamid nennt den Glaubensboten Bular und erzählt, nach ihm sei die bulgarische Hauptstadt Bular, woraus später Bulgar entstand, genannt worden, eine echt arabische Deutung, die keine Beachtung verdient. Weiter wird berichtet, wie Jünger des Bekehrers der Bulgaren das Bekehrungswerk an den Flüssen Kasanka, Suja (Swijaga) Tscheremschan, Tschutma (Schetma), Sai, Ik, Belaja, Toima und im Gebiet der Ufa und Wjatka fortsetzten. Subeir ben Dschade hatte viele Nachfolger, und die Stadt Bulgar wurde ein Sammelplatz grosser Gelehrten. Von fernher, aus Buchara und Chiwa, kamen Pilger zu den Gräbern der hervorragenden Männer, welche hier begraben waren.

Über ein solches Land mussten selbstverständlich die arabischen Gelehrten wohl unterrichtet sein. Es liegt auf 30° 30' n. B. (nach Abu Hamid; Abu Rihan Biruni giebt 49° 30' an). Ibn Foslan

erzählten die Bewohner, dass im Winter die Nacht so lang sei wie ein Sommertag. Der längste Tag beträgt in Bulgar 20, die kürzeste Nacht vier Stunden, und das umgekehrte Verhältnis herrscht beim kürzesten Tag und der längsten Nacht. In Bulgar herrscht grosse Kälte, man trifft dort sogar im Sommer Schnee, aber die Bulgaren sind gegen Kälte sehr abgehärtet (Abu Hamid). Im Sommer wohnt die Bevölkerung in Kibitken, im Winter bezieht sie die hölzernen Häuser der Städte (El Balchi, El Bekri); die Häuser von Bulgar waren aus Fichtenholz, die Mauern aus Eichenholz (Abu Hamid); die Stadt zählte etwa 500 Häuser (Ibn Foslan, El Bekri, Chumeiri). Unweit von Bulgar lag die Stadt Siwar, in welcher sich, wie in Bulgar, eine grosse Moschee befand (Edrisi, Mukadessi), und das letztere besass drei Bäder (Abu Hamid). Die Bevölkerung beider Städte betrug gegen 10 000 Seelen (El Balchi). Neben der muhammedanischen Bevölkerung waren auch viele Christen vorhanden, und ein Teil des Volkes war auch noch seinem alten Glauben treu geblieben (Edrisi, Ibn Foslan). Ausser den Pilgern führte viele Fremde der Handelsverkehr nach Bulgar. Weithin erstreckten sich die Handelsverbindungen der Stadt, welche der Hauptstapelplatz der für den hohen Norden bestimmten oder von ihm kommenden Waren war. Bulgarische Handelszüge sollen sogar über den Ural bis zu den Jugriern gegangen sein, und nach Süden standen die Bulgaren mit Persien und Konstantinopel in Verbindung. Auch Russen kamen schon frühzeitig des Handels wegen nach Bulgar. Ibn Foslan, der im Jahre 921 als Begleiter eines Gesandten des Chalifen Muktedir an den Hof des Bulgarenfürsten kam, traf an der Wolga russische Schiffe, welche des Handels wegen flussabwärts gekommen waren.

Jakut, in dessen Werke<sup>26)</sup> der Bericht Ibn Foslans einzig und allein vollständig erhalten ist, spricht von Bulgaren und Slaven wie von gleichlautenden Begriffen, und lässt die Gesandtschaft an den Hof des Königs der Slaven kommen. Howaiskij hat darauf die Behauptung gegründet, dass die Bulgaren an der Kama ein slavischer Stamm waren, welcher inmitten der Tataren und Finen seines Volkstums verlustig ging;<sup>27)</sup> ausser anderen Merkmalen

weist wohl die Nachricht, dass die Bulgaren dieselbe Sprache gesprochen haben wie die Chasaren (Ibn Haukal), auf ihre finische Abstammung hin, da in der oben erwähnten Stelle bei Ibn Haukal wohl zweifellos die den Chasaren unterthanen finnischen Völker gemeint sind.

Sehr bald begegneten einander Russen und Bulgaren als Feinde. Ibn Haukal erwähnt unter dem Jahre 969 die Zerstörung der bulgarischen Stadt Bulgar durch die Russen, deren die russischen Quellen nicht Erwähnung thun. Wahrscheinlich ist der von Nestor erwähnte Eroberungszug Swjatoslaws an der Wolga nur ein einziges Glied einer langen Kette von Kämpfen, und wenn wir die Nachrichten Ibn Haukals und des russischen Chronisten verbinden, erhalten wir wohl das richtigste Bild der Vorgänge. Swjatoslaws Zug gegen die Bulgaren, die Zerstörung von Sarkel, der Zug gegen die Jassen und Kossogen, die Niederlage der Chasaren und der Fall von Belaweshja bilden eine Reihe von Feldzügen, die vielleicht nicht einmal alle unter Führung Swjatoslaws stattfanden.<sup>29)</sup> Ibn Haukal berichtet zwar, die Russen hätten damals an der Wolga alles zerstört, doch kann die Zerstörung Bulgars keine vollständige gewesen sein, da schon acht Jahre nach dem Kriegszug Swjatoslaws wieder Münzen der beiden bulgarischen Städte vorkommen. Der erste Feldzug der Russen gegen Bulgar, den die russischen Jahrbücher erwähnen, ist jener Wladimirs.

Nestor berichtet erst unter dem Jahre 9c5 über einen Zug dieses Fürsten gegen die Bulgaren, und die massgebendsten Kenner der alten russischen Geschichte — Karamsin, Ilowaiskij, Ssolowjew, Bestushew-Rjumin — sind darin einig, dass hier die kamischen und nicht die Donau-Bulgaren gemeint seien. Was Nestor von dem Feldzug erzählt, zeigt, dass die Russen hier auf ein Volk stiessen, welches an Bildung und Gesittung den bisher von ihnen unterworfenen finischen und slavischen Stämmen weit überlegen war. „Und Dobrynja (Wladimirs Oheim) sprach zu Wladimir: Ich habe die Gefangenen besichtigt, und sie tragen alle Stiefel; diese werden uns nicht Zins zahlen, lass uns lieber solche aufsuchen, welche Bastschuhe tragen.“ Wladimir schloss daher

mit den Bulgaren Frieden, und dieselben gelobten, so lange mit den Russen in Eintracht zu leben, „bis die Steine beginnen werden, im Wasser zu schwimmen, und der Hopfen unterzusinken“ — eine Antwort, welche gleichfalls auf eine höhere Bildungsstufe hinweist, da rohe Völker sich nicht einer so blütenreichen Ausdrucksweise zu bedienen pflegen.

Die freundschaftlichen Beziehungen wurden von den Bulgaren 986 zu dem Versuche benutzt, Wladimir und sein Volk zum Islam zu bekehren, aber der Versuch misslang. Das Paradies der Muhammedaner gefiel zwar Wladimir, aber das Verbot des Weintrinkens sagte ihm ebenso wenig zu wie die Beschneidung und die gottesdienstlichen Gebräuche der Muhammedaner. Trotzdem blieben die Beziehungen der beiden Völker freundliche. Im Jahre 1006 kam eine bulgarische Gesandtschaft mit Geschenken zu Wladimir und bat, er möge den Bulgaren erlauben, in den Städten an der Wolga und Oka Handel zu treiben, was ihnen bewilligt wurde.<sup>29)</sup> Der Grossfürst erteilte ihnen einen Freibrief, und einen ebensolchen stellten sie für die russischen Kaufleute aus, welche in ihr Land kommen würden. Wie wichtig der freie Wolgaverkehr war, zeigte sich im Jahre 1024, als eine Hungersnot in Susdal ausbrach und dorthin zu Schiffe Getreide aus dem Bulgarenlande gebracht wurde. Erst später, unter der an Unruhen reichen Regierung des schwachen Wssewolod Jaroslawitsch (1078—1093) wurde das freundschaftliche Verhältnis gestört. Bulgarische Kaufleute wurden 1088 im russischen Gebiete beraubt, wahrscheinlich durch die räuberischen Bewohner von Murom, von deren Raubsucht die alten Sagen so viel zu erzählen wissen, und da ihre Beschwerden unbeachtet blieben, erstürmten sie Murom und zerstörten es. Weitere Folgen hatte dies nicht, da die Bulgaren sich zurückzogen, nachdem sie ihrem Verlangen nach Rache Genüge gethan hatten. Unter den späteren Grossfürsten kam es noch wiederholt zu Kämpfen mit den Bulgaren, ohne dass die Russen irgend welche dauernde Erfolge erzielten, und erst die Mongolen bereiteten auch der bulgarischen Selbständigkeit ein Ende. Während der zwei Jahrhunderte aber, welche dem Mongoleneinfall vorangingen, nahm



das Bulgarenreich einen hohen Aufschwung. Eine Menge Städte entstanden in demselben, und heute noch zeugen zahlreiche Ruinen und Grabstätten im Gouvernement Kasan von der hohen Bildungsstufe, welche die Bulgaren erreicht hatten. Noch ist nicht die Stätte aller dieser alten Niederlassungen festgestellt; auf einige weisen zwar unzweifelhaft die vorhandenen Überreste hin, von anderen kennen wir aber heute nichts als den Namen. Es werden erwähnt: Brjachimow (oder die Grosse Stadt), Kuman, Tura, Kasan, Arsk, Biljar, Gormir (oder Gorschir), Balymat (oder Bulimer), Sobekula, Tschelmat, Tuchtchin, Torzkij, Oschel, Shukotin und Kremenschug,<sup>30)</sup> aber an Kuman und Gormir sind unter den Ortsnamen im heutigen Gouvernement Kasan keine Anklänge mehr vorhanden,<sup>31)</sup> bei den Ortschaften, welche den Namen Tura führen (Tura Staraja und Nowaja, Alt- und Neu-Tura) ist keine Spur einer alten Stadt zu entdecken, und Balymat oder Bulimer ist vielleicht ein und dasselbe mit Bjular oder Biljar, da letztere Namen häufig auch mit Bulymerskij Gorod verwechselt werden. Auch die Reihenfolge der bulgarischen Fürsten ist noch nicht völlig festgestellt. Nach einer Handschrift, welche Frähn in Kasan sah, folgte auf Tuki oder Tufi (gest. 630 n. Chr.) dessen Sohn Aidar, unter welchem sich die Bekehrung zum Islam vollzog, dann Muhammed Amin, Seid, Ir, Murat, Selim und Iglam, unter dessen Herrschaft die Mongolen erschienen, aber sowohl eine von Fux mitgeteilte tatarische Handschrift als auch Schichabeddin in seiner Geschichte der kasanschen Tataren nennen eine Reihe Namen, welche in der Frähnschen Handschrift nicht enthalten sind.<sup>32)</sup>

Für den emporstrebenden russischen Staat waren die Bulgaren Jahrhunderte lang ein arges Hemmnis, und erst als das auf den Trümmern des Bulgarenreiches entstandene Zartum Kasan bezwungen war, breitete sich die russische Macht, nun aller Fesseln ledig, unaufhaltsam nach Osten aus. Dass das Bulgarenreich sich so lange neben dem russischen zu erhalten vermochte, verdankte es jedoch weniger der eigenen Stärke als den zerrütteten Verhältnissen, welche in dem Nachbarlande nach dem Tode Wladimirs

des Grossen herrschend wurden. Wladimir teilte das Reich unter seine fünf Söhne, und das Wolgagebiet fiel, soweit es bereits russisch war, an zwei derselben: Swjatoslaw erhielt alles Land vom Kuban bis zur Oka, im Westen vom Dnjepr, im Osten von der Wolga begrenzt, Wsewolod die heutigen Gouvernements Moskwa, Twer, Jaroslawl, Nishnij Nowgorod, Pensa und Tambow. Schon wenige Jahre nach Wladimirs Tode zeigten sich die unheilvollen Folgen dieser Teilungssitte. Erschreckende Naturerscheinungen schienen die Vorboten der traurigen Zeit zu sein, welche nun für Russland begann. Die Uneinigkeit der Fürsten, das allgemeine Streben nach Vermehrung des Besitzes und der Macht führte zu jenen unheilvollen Bürgerkriegen, welche Jahrhunderte lang Russland verwüstet haben und in denen das Reich schliesslich so geschwächt wurde, dass es nicht im stande war, dem Anprall eines kräftigen Feindes zu widerstehen, noch weniger aber das einmal aufgezwungene Joch wieder abzuwerfen. Als im Jahre 1073 der deutsche König Heinrich IV., welchen der vertriebene Grossfürst Isjaslaw um Schutz gegen seinen Bruder Swjatoslaw gebeten, eine Gesandtschaft nach Kijew gesandt hatte, erregten die Berichte derselben über die Reichtümer des russischen Fürsten und die von ihnen mitgebrachten Geschenke allgemeines Staunen; nie habe man so viel Gold, Silber und kostbare Stoffe gesehen, berichten die gleichzeitigen deutschen Geschichtschreiber. Zwanzig Jahre später war der russische Staat in seinen Grundvesten erschüttert. Furchtbare Seuchen hatten die Bevölkerung gelichtet, und die uneinigen, beständig sich befehdenden Fürsten wetteiferten mit den raubsüchtigen Polowzern in der Verwüstung des Landes — und dennoch hinterliess der Grossfürst Swjatopolk, als er 1113 starb, noch grosse Reichtümer! Das ganze elfte und zwölfte Jahrhundert der russischen Geschichte bieten dem Geschichtschreiber ein so unerquickliches Bild, dass wir möglichst rasch über diesen Zeitraum hinweggehen.

Einen Glanzpunkt in der russischen Geschichte, namentlich soweit das Wolgagebiet in Betracht kommt, bildet die Regierung Wladimir Monomachs. Die Zahl der russischen Städte hatte sich

seit Olegs Zeit unter jedem russischen Grossfürsten vermehrt. In den Fehden der Teilfürsten kam der Menschenraub in Blüte, und manche neue Stadt wurde mit den auf einem Kriegszuge fortgeschleppten Gefangenen bevölkert,<sup>33)</sup> aber die Städtegründungen unter Wladimir Monomach verdienen doch besondere Beachtung. Durch ihn wurde auch Wladimir an der Kljasma gegründet, das bald darauf der Sitz des Grossfürsten und des Metropolitens wurde und in prachtvollen grossen Kirchenbauten mit dem althehrwürdigen Kijew wetteiferte. In der Folgezeit war es namentlich das Fürstentum Ssusdal, in welchem inmitten der Bürgerkriege das Streben nach Gründung neuer Städte und Dörfer nie erlosch und wo man auch durch prächtige Kirchenbauten, zu deren Ausführung sogar Ausländer herangezogen wurden, die schon bestehenden Städte verschönerte. Durch den Fürsten Jurij Wladimirowitsch wurde 1147 Moskau gegründet, 1157 Bogoljubow an der Kljasma (jetzt ein Dorf) durch Jsjaslaw Dawidowitsch, und in demselben Jahre erhob letzterer Wladimir zu seiner Hauptstadt und verschönerte es durch grosse Steinbauten.

Der Schwerpunkt der russischen Macht, der von Anfang an in Kijew, dem alten Herrschersitz der Grossfürsten gelegen, verschob sich allmählich in den inneren Wirren. Die kräftigen Fürsten von Ssusdal, namentlich Jurij Dolgorukij und sein Sohn Andreas, hatten eine Macht erlangt, mit welcher das durch die häufigen Thronwechsel und ununterbrochenen Streitigkeiten erschütterte Ansehen der Grossfürsten keinen Vergleich aushalten konnte. Gleichsam im Herzen Russlands gelegen, umfasste das Fürstentum Ssusdal die am dichtesten bevölkerten Landstriche, welche in einem fruchtbaren Boden und den vielen schiffbaren Flüssen, der Wolga, Oka, Kljasma, Moskwa u. s. w. der Bevölkerung die günstigsten Vorbedingungen zum Aufschwung boten. Obwohl Kijew, gleichsam geheiligt durch seine Vergangenheit und die hinter seinen Mauern geborgenen grossen Heiligtümer, noch eine Ehrfurcht gebietende Stellung einnahm, trat es doch immer mehr vor dem aufstrebenden Ssusdal in den Hintergrund, und es erhielt den Todesstoss, als es am 8. Mai 1169 von elf gegen den Grossfürsten

Mstislaw Isjaslawitsch verbündeten Fürsten erstürmt und so schonungslos ausgeplündert wurde, dass die wildeste Mongolenhorde nicht furchtbarer hätte hausen können. Was die Sieger nicht fortschleppten, das verzehrten die Flammen. Als der Grossfürst schon im folgenden Jahre starb, ging die grossfürstliche Würde ohne Widerstreit auf den mächtigsten Fürsten, Andreas Jurjewitsch Bogoljubskij von Ssusdal über, der zugleich im Besitze des eroberten Kijew war. Sein Herrschersitz blieb Wladimir an der Kljasma, das er durch prächtige Bauten verschönerte. Kaiser Friedrich Barbarossa hatte ihm deutsche Baumeister gesandt, welche in Wladimir die grosse Kathedrale zu Marias Himmelfahrt erbauten, die der Grossfürst reich ausschmückte und grosse Ländereien und Einkünfte zum Unterhalt der Geistlichkeit anwies. Er schenkte der Kathedrale auch das aus Wyschegorod stammende wunderthätige Marienbild, welches später das Schutzbild Ssusdals, ja ganz Russlands wurde. Unter seiner Herrschaft ist auch nach langer Zeit wieder ein Vordringen der Russen im Wolgagebiet zu verzeichnen. Ein Krieg mit den Bulgaren im Jahre 1171 blieb zwar ohne Erfolge, da die Russen sich nach Verwüstung eines Theiles des feindlichen Gebietes bei der Annäherung eines grossen Heeres zurückzogen, aber drei Jahre später drangen Russen weit über die Wolga nach Osten vor. Eine Anzahl Nowgoroder, welche der ewigen Unruhen und Bürgerkriege müde waren, verliessen ihre Heimat, fuhren die Wolga hinab und gründeten an der Mündung der Kama eine Niederlassung. Von dort setzten sie ihre Fahrt die Kama aufwärts fort und gelangten in das Land der Wotjaken, wo sie sich der kleinen Stadt Bolwansk bemächtigten. Sie gründeten einen nach dem Vorbild Nowgorods eingerichteten Freistaat, der seine Unabhängigkeit fast 300 Jahre behauptete, und erst durch Wassilij Wassiljewitsch dem russischen Reiche einverleibt wurde.

Nach Andreas Ermordung (er fiel als Opfer der Blutrache für den von seinem Vater getöteten Stefan Kuschko, auf dessen Gebiet jener nachher die Stadt Moskau gründete) begannen die Thronstreitigkeiten von Neuem, und unter Jaropolk III., Mstislaw III.,

Michael II. und Wssewolod III. kam Russland nicht zur Ruhe, und zeitweilig gleich das ganze Land einem Kriegslager. Unter der Regierung Jurij II. Wssewolodowitsch schien ein Umschwung einzutreten. Die Bulgaren betrachteten schon lange das Wachstum des russischen Handels, namentlich aber die Ausbreitung der Russen in den Gouvernements Archangelsk und Wologda mit eifersüchtigen Blicken. Sie bemächtigten sich der Stadt Ustjug und suchten sich auch an der Unsha festzusetzen, doch der Grossfürst sandte gegen sie ein Heer unter Führung seines Bruders Swjatoslaw, der ihnen eine Niederlage beibrachte, die Stadt Oschel zerstörte und verheerend in Bulgarien eindrang bis die Bulgaren um Frieden baten, den sie nur durch Landabtretung erkauften. Bisher war Gorodez an der Wolga der äusserste Vorposten der Russen gegen Osten in der Nisowskaja sémlja (Niederland), wie das ganze Wolgagebiet von der Einmündung der Mologa abwärts hiess. Um einen festen Stützpunkt gegen die an der Oka, Kudma, Tescha, Ssura und Wolga zahlreich ansässigen Mordwinen zu schaffen, gründete nun Jurij Wssewolodowitsch um 1222 an der Mündung der Oka in die Wolga eine Stadt, welche den Namen Nowgorod Nisowskija Semli (Neustadt des Niederlands) erhielt und dank ihrer günstigen Lage rasch aufblühte. Dass diese Gründung sich nicht ohne blutige Kämpfe mit den Mordwinen vollzog, ist aus den Sagen zu ersehen, welche sich in bezug auf sie erhalten haben. Nach einer derselben hatte der Mordwine Abram oder Ibrahim mit 14 Söhnen und 3 Töchtern sich an der Okamündung niedergelassen, und war später von allen Mordwinstämmen zu ihrem Oberhaupt erwählt worden. Sein Städtchen zählte bereits 500 Einwohner, als die Russen vor demselben erschienen und ihn aufforderten, zur Vermeidung von Blutvergiessen den Platz gutwillig zu räumen und den Grossfürsten als Oberherrn anzuerkennen. Ibrahim, so berichtet die Sage, verlangte vier Jahre Zeit, um die Meinung aller Mordwinen einholen zu können, doch der Grossfürst bewilligte ihm nur eine Frist von vier Tagen. Trotzdem gelang es Ibrahim, durch ausgesandte Boten heimlich genügende Verstärkungen heranzuziehen, mit denen er die Russen plötzlich überfiel, aber sein

Verrat nützte ihm nichts: er wurde mit all den Seinen erschlagen, die Stadt erobert, und der Grossfürst legte eine Besatzung in dieselbe. Die Mordwinen sammelten nun ein grosses Heer, um den Untergang Ibrahims zu rächen, doch die Besatzung Nowgorods, durch Kundschafter gewarnt, kam ihnen zuvor, überfiel plötzlich zehn Werst von der Stadt den sechsfach überlegenen Feind und schlug sich durch.<sup>31)</sup>

Die neue Niederlassung konnte erst als gesichert gelten, nachdem der Widerstand der Mordwinen endgiltig gebrochen war. Das wilde, noch immer an seinen alten Götzen hängende Volk wurde auf zwei Streifzügen, welche der Grossfürst 1228 und 1232 durch sein Land unternahm, für seine räuberischen Einfälle in russisches Gebiet schwer gezüchtigt und die russische Grenze noch weiter vorgeschoben. Nachdem ein auf 6 Jahre abgeschlossener Friede mit den Bulgaren das Reich auch nach dieser Seite hin gesichert hatte, konnte Jurij an die Befestigung seiner Herrschaft in den neuerworbenen Gebieten denken, und er war namentlich eifrig darauf bedacht, Ansiedler nach Nowgorod heranzuziehen.

Dem weitem Vordringen der Russen im Wolgagebiet setzte das Erscheinen der Mongolen eine Grenze. Nachdem die mächtigsten Reiche Asiens vor dem Ansturm der Horden Tschingischans zusammengebrochen waren, näherte sich die drohende Wetterwolke, welche alles auf ihrem Wege vernichtete, auch den Grenzen Russlands. Die schreckliche Niederlage, welche die durch die gemeinsame Gefahr plötzlich geeinten russischen Fürsten im Jahre 1224 an der Kalka erlitten, schien für ganz Russland der Vorbote des unvermeidlichen Untergangs zu sein. Die tapfersten Fürsten waren gefallen, mit ihnen der Kern der russischen Heeresmacht, und den Überlebenden blieb nicht einmal die Hoffnung, sich durch freiwillige Unterwerfung vor dem völligen Untergang retten zu können, da dem Feind kein Versprechen heilig war, und man wusste, dass er selbst jene, denen er Gnade versprochen, schonungslos niederzumetzeln pflegte, nachdem sie die Waffen gestreckt hatten. Wider Erwarten zog jedoch diesmal das Gewitter noch vorüber. Nachdem sie verheerend bis zum Dnjepr vorgedrungen waren,

kehrten die Mongolen um und zogen nach der grossen Bucharei zurück, wohin Tschingis-Chan alle seine Heerführer zu einer Beratung berufen hatte.

Russland blieb einige Jahre von den Mongolen unbehelligt, aber während Pest und Hungersnot das Land heimsuchten, dauerten die Spaltungen und Zwistigkeiten zwischen den Fürstenhäusern fort, und der Feind fand bei seinem zweiten Erscheinen Russland viel schwächer als das erste Mal. Uhödöi, der dritte Sohn Tschingis-Chans, der nach dessen Tode im Jahre 1227 die Herrschaft geerbt hatte, sandte seinen Neffen Batu mit anderen Fürsten, denen sich auch der berühmte Mongolenführer Subudai anschloss, zur Eroberung Europas aus, doch es vergingen noch fast zehn Jahre, bevor Batu, nach Unterwerfung der Länder am Aral- und Kaspi-See, an der Wolga erschien. Die Bulgaren an der Kama erhielten schon im Jahre 1229 durch die vom Uralfuss flüchtenden Saxiner Kunde vom Nahen des furchtbaren Feindes. Im Jahre 1236 drang Subudai Bahadur verheerend in Bulgarien ein, und stiess vor der Stadt Kernek<sup>35)</sup> auf das bulgarische Heer, schlug dasselbe und zwang die Fürsten Bajan und Dschiku, sich zu unterwerfen. Dieselben brachen bald den Vertrag, versuchten ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, wurden jedoch rasch bezwungen und ihre Stadt erstürmt.

Die Kunde vom Falle Bulgars verbreitete Schrecken in ganz Russland, aber die Uneinigkeit der Fürsten vermochte sie nicht zu beseitigen. Durch ihre Fehden völlig in Anspruch genommen, dachten sie nicht an Abwehr des gemeinsamen Feindes, und die Mongolen erreichten, ohne auf irgend einen Widerstand zu stossen, durch die dichten Waldungen der heutigen Gouvernements Pensa und Tambow die Südgrenze des Fürstentums Rjasan. Die russischen Chroniken melden, dass sie eine Zauberin (tscharodejniza) mit zwei Beamten zu den Fürsten von Rjasan sandten, mit der Aufforderung, sich zu unterwerfen und ihnen den zehnten Teil ihrer Habe auszuliefern. Das Anerbieten wurde nicht angenommen, denn damals erschien den russischen Fürsten der Tod für die Freiheit noch besser als ein Leben in Abhängigkeit, durch welches später so

viele den eiteln Glanz einer Scheinherrschaft erkaufen. „Wenn keiner von uns mehr am Leben ist,“ lautete die hochherzige Antwort, mit der sie die Abgesandten entliessen, „dann möget Ihr unsere Habe nehmen!“ Die Rjasanschen Fürsten, Jurij, Oleg und Roman, sowie die Fürsten von Murom und Pronsk zogen ihre Heerscharen zusammen und liessen auch den Grossfürsten Georg von Wladimir einladen, sich zur Abwehr des gemeinsamen Feindes mit ihnen zu vereinen. Als aber dann die zahllosen Scharen Batus das Rjasansche überschwemmt, erkannten die Fürsten bald, dass sie zu schwach seien, um den Mongolen im freien Felde Widerstand zu leisten, und sie zogen sich in ihre festen Städte zurück, um dort die Ankunft der Hilfstruppen des Grossfürsten und der anderen russischen Fürsten zu erwarten. Die erhoffte Hilfe blieb aus. Der Grossfürst Georg, dem das Anwachsen der Macht der Rjasanschen Fürsten schon längst nicht behagte, sah in ihrer Schwächung durch die Mongolen nur einen Vorteil für sich und hielt sich andererseits für stark genug, sie allein von seinem eigenen Land abzuwehren; er überliess die Rjasanschen Fürsten ihrem Schicksal. Unaufhaltsam drangen die Mongolen gegen Rjasan vor. Pronsk, Bjelgorod, Isheslawez sanken in Asche, überall wurde die Bevölkerung schonungslos niedergemetzelt. Rjasan widerstand fünf Tage lang, aber schliesslich erlahmte die Kraft der Verteidiger, welche ununterbrochen auf den Wällen ausharren mussten, während die grosse Zahl der Belagerer diesen ermöglichte, sich abzulösen und stets frische Scharen zum Sturm vorzuführen. Am 21. Dezember 1237 fiel Rjasan, und Fürst Georg fand in der in Flammen aufgehenden Stadt den Tod, mit ihm seine Gemahlin und seine Mutter mit einer Menge Bojaren. Entsetzliche, unmenschliche Grausamkeiten wurden von den Siegern verübt: Männern wurden die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, noch Lebenden die Haut vom Leibe geschunden, Nadeln ihnen zwischen die Nägel getrieben, und während sie unter Folterqualen ihr Leben endeten, wurden unter ihren Augen ihre Frauen und Töchter geschändet und ihnen die Brüste abgeschnitten. Die Sonne des nächsten Tages beschien an der Stelle, auf welcher einst Rjasan stand, nur Trümmerhaufen



und Leichen, die unbeerdigt liegen blieben, denn von der Einwohnerschaft Rjasans war niemand mehr am Leben, der die Gefallenen beweinen konnte.

Die verheerende Woge wälzte sich weiter gegen Kolomna. Roman Jurjewitsch versuchte mit dem tapfern Wssewolod, dem Sohn des Grossfürsten Jurij, sie aufzuhalten, aber ihr Heer wurde vernichtet, und mit knapper Not entkam Wssewolod den Verfolgern. Kolomna und Moskau teilten das Los Rjasans, und am 2. Februar standen die Mongolen vor Wladimir. Zu spät bereute nun der Grossfürst, dass er seine Verwandten in Rjasan nicht unterstützt hatte. Aus seinem Lager am Zusammenflusse des Sit und der Mologa sandte er Boten an alle russischen Fürsten mit der Bitte um schleunige Hilfe und rief das ganze Volk unter die Waffen, aber er vermochte den Untergang Russlands nicht mehr aufzuhalten. Die Bürger von Ssusdal hofften sich, als eine Heeresabteilung Batus vor ihren Mauern erschien, durch freiwillige Unterwerfung zu retten, aber Batu liess sie alle niederhauen und schonte nur — vielleicht aus Furcht vor dem göttlichen Zorn — die Mönche, Nonnen und Kirchendiener. Wladimir wurde nach vier-tägiger Belagerung erstürmt, und die Bürger, welche Wunder der Tapferkeit verrichteten, fielen bis auf den letzten Mann. Die Fürsten Wssewolod und Mstislaw, die sich durchzuschlagen versuchten, wurden ausserhalb der Stadt niedergehauen; der in Moskau gefangen genommene zweite Sohn des Grossfürsten, Wladimir Jurjewitsch, soll von den Mongolen vor den Mauern der Stadt getötet worden sein, als die Bürger die Drohung, ihn zu töten, wenn sie die Thore nicht öffneten, unbeachtet gelassen hatten.

Von den rauchenden Trümmern Wladimirs zogen die Mongolen in zwei Heeressäulen gegen Rostow und Jaroslawl und über Gorodez nach der Wolga. Rostow, Jaroslawl, Gorodez, Jurjew, Perejaslawl, Dmitrow, Twer, Kaschin, Wolok, Ksnatin wurden erobert und zerstört, der Grossfürst selbst erlag am Sit in aussichtslosem Kampfe der Übermacht und starb den Heldentod. Nichts schien die Sieger mehr aufhalten zu können. Nur noch 15 Meilen waren sie von

Gross-Nowgorod entfernt, als den Bedrängten ein Bundesgenosse zu Hilfe kam, der schon manchem Eindringling in Russland verhängnisvoll geworden ist. Die nordische Kälte hatte bisher die Mongolen in ihrem Vordringen nicht aufzuhalten vermocht, doch der scheidende Winter setzte demselben eine Grenze. Die Eisdecke der Flüsse hob sich, die gewaltigen Schneemassen in den Wäldern begannen zu zergehen, die Stümpfe verwandelten sich in Seen, meilenweit war das Flachland mit Wasser bedeckt. Die Versorgung des Heeres mit Lebensmitteln wurde immer schwieriger, auch die bodenlosen Wege hinderten das Vordringen, und Batu musste nach der tapfern Verteidigung der bisher eroberten Städte darauf gefasst sein, in dem stark befestigten Nowgorod auf besonders hartnäckigen Widerstand zu stossen. Er wandte um und zog über Kaluga nach Süden, unterwegs noch die Stadt Koselsk zerstörend, die der junge Fürst zwei Monate heldenmütig verteidigte. Die „böse Stadt“, wie Batu sie nannte, weil er bei ihrer Belagerung ungeheure Verluste erlitten, büsste ihren Widerstand damit, dass nach der Eroberung kein Leben geschont wurde.

Nordrussland atmete nun auf; man glaubte, die Mongolen seien wie nach der Schlacht an der Kalka abgezogen, um nicht so bald wiederzukehren, doch man täuschte sich. Batu wandte sich zunächst gegen die Polowzer. Chan Kotjan, der Schwiegervater des tapfern Mstislaw von Halitsch, der schon in der Schlacht an der Kalka an der Seite der Russen gegen die Mongolen gefochten hatte, lehnte auch jetzt die Aufforderung zur Unterwerfung ab. In den Steppen von Astrachan geschlagen, floh er mit 40 000 Polowzern nach Westen zum König Bela von Ungarn. Die Polowzer verschwinden damit für immer aus dem Wolgagebiet, denn sie finden eine neue Heimat an den Ufern der Theiss, wo ihre Nachkommen unter dem Namen Kumanen heute noch leben. Nach ihrer Vertreibung schweiften die Mongolen noch eine Zeitlang verheerend durch das untere Dongebiet und wandten sich dann wieder nach Norden, unterwarfen die Mordwinen, verbrannten Murom und Gorochowetz, kehrten jedoch, nachdem sie noch einen Teil des Fürstentums Rjasan verwüstet, abermals um.

Nachdem im Dezember 1240 Kijew nach tapferer Verteidigung zerstört worden, ganz Süd- und Westrussland verheert war, drangen die Mongolen durch Polen nach Schlesien vor, doch an den Mauern von Olmütz, welches Jaroslaw von Sternberg verteidigte, brach sich ihre Wut. Ihr oberster Feldherr Paidar, ein Sohn Tschagatais, fiel durch Sternbergs Hand, und die Mongolenhorden wälzten sich durch Ungarn nach Osten zurück. Während Batus Abwesenheit war von seinen Feldherren die Unterwerfung der Bulgaren an der Kama vollendet worden, und als er nun sein Zelt in den Steppen am Ostufer der Wolga aufschlug, war das Reich, über welches er als Vasall des Grosschans gebot, ein so riesiges, seine Macht erschien so unwiderstehlich, dass der Grossfürst Jaroslaw Wssewolodowitsch keinen Widerstand wagte, der Aufforderung zur Huldigung Folge leistete und darauf mit der Oberherrschaft über ganz Russland belehnt wurde.

In diese Zeit fallen die Reisen zweier Westeuropäer in das Mongolenreich, durch welche auch über das untere Wolgagebiet Licht verbreitet wurde. Papst Innocenz IV. sandte 1245 den Minoriten Joannes de Plano Carpini<sup>36)</sup> mit fünf Ordensbrüdern zu dem Grosschan, um den furchtbaren Eroberer von Europa abzulenken und ihn zu einem Zuge gegen die Sarazenen zu veranlassen, gleichzeitig aber auch zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, ihn für den christlichen Glauben zu gewinnen. Plano Carpini kam über Kijew und den Don an die Wolga zu Batu und begab sich von diesem zu Gaiuk Chan, dessen Mutter Christin war und vor ihrem Zelte eine Kapelle hatte. Nach sechzehnmonatlicher Abwesenheit kehrte Plano Carpini wohlbehalten nach Europa zurück, zwar ohne den Hauptzweck seiner Sendung erreicht zu haben, doch mit einer Fülle von Nachrichten über die von ihm durchreisten Länder. Was er über das allerdings wunderliche Christentum am Hofe des Grosschans berichtete, hat vielleicht den Anstoss zu einer zweiten Reise in die Horde gegeben. Der französische König Ludwig IX. liess sich durch ein Gerücht, der Grosschan der Mongolen sei Christ geworden, bewegen, als er während eines Kreuzzuges gegen die Sarazenen im Jahre 1253 in Syrien

weilte, den Minoriten Wilhelm von Ruysbroeck (gewöhnlich Rubruquis genannt) an den Hof des Chans zu senden. Über Konstantinopel und durch die Krym reiste Rubruquis, begleitet von Bartolomaeus von Cremona, nach Karakorum in der Wüste Gobi und kehrte von dort nach fünf Monate langem Aufenthalt über die untere Wolga und den Kaukasus zurück. Rubruquis erzählte gar manches, was frühere Reisende nicht beachtet hatten. So bringt er die ersten Nachrichten von dem Lieblingsgetränk der Nomaden, dem aus Stutenmilch bereiteten Kumys nach Europa und klärt auch über die Gestalt des Kaspi-Sees auf, der keineswegs mit dem nördlichen Eismeer in Verbindung stehe. Auf seiner Reise durch die Länder der Mongolen hatte er Gelegenheit, zu beobachten, wie viele Deutsche, Franzosen und Ungarn als Künstler und Handwerker aller Art, Bergleute, Waffenschmiede u. s. w. unter den Mongolen thätig waren. Zeugt dies von dem Vorhandensein einer gewissen Kultur, die allerdings nur als fremde Treibhauspflanze gedieh, so erscheinen uns aber auch die russischen Gebiete durch die Kriegsdrangsale tief herabgekommen. Zwei Monate lang zog Rubruquis vom Westen her zur Wolga durch verheertes Land, in welchem er weder eine Hütte noch ein Zelt traf und gezwungen war, sein Nachtlager ständig in seinem Reisewagen aufzuschlagen. Astrachan war damals noch ein Dorf ohne Mauern an einem Arm der Wolga. Zwischen dieser und dem Don hauste in den Wäldern ein heidnisches Volk, die Moksche, das keine Städte besass und in zerstreuten Gehöften wohnte, und nördlich von diesem waren die Wohnsitze der Merdus oder Merduas.<sup>37)</sup>

An den Ufern der Wolga, wo Batus Hauptstadt, das an der Achtuba erbaute Sserai lag, befand sich eine Überfuhr, welche Russen besorgten. Batu weilte selten in seiner Stadt, sondern zog meist mit seinem Gefolge in den Steppen an der Wolga umher, wo ihn denn auch Rubruquis fünf Wochen lang suchen musste.

Batu, der Eroberer Bulgariens und Russlands, der Schrecken Westeuropas, durch dessen verheerende Züge die Bevölkerungen

Polens, Schlesiens, Mährens, Ungarns, Österreichs und vieler anderen Länder furchtbar gelitten hatten, widmete sich in seinen letzten Lebensjahren auch Arbeiten des Friedens. Er gründete zwei Städte im Wolgagebiet, mit deren Namen in der Folgezeit viele wichtige Begebenheiten in der Geschichte desselben eng verknüpft sind: Sserai und Kasan. Die aus ihrer Heimat fortgeschleppten Bevölkerungen der westeuropäischen Länder wurden an verschiedenen Stellen des Reiches angesiedelt, um dort als Handwerker, Ackerbauer u. s. w. Arbeiten obzuliegen, welche den nur an Krieg und herumstreifen gewöhnten Mongolen nicht behagten. Das Reich Kiptschak,<sup>35)</sup> über welches er als Vasall des Grosschans gebot, erstreckte sich von Derbent längs des Nordufers des Kaspi-Sees bis in die Steppen östlich von demselben, und fast ganz Russland war ihm unterthan. Die Mongolen haben ihm, der viele hundert Städte in Asche gelegt und ungezählten Tausenden Tod und Verderben gebracht hat, den Beinamen Sain d. i. der Gute gegeben.

Seine Söhne erfreuten sich nicht der Herrschaft über das von ihm geschaffene Reich. Sein Sohn Sertak starb, bevor er, auf die Kunde vom Tode des Vaters heimeilend, Kiptschak erreichte, und der vierte Sohn Batus, der darauf unter der Vormundschaft seiner Mutter Boraktschin als Herrscher anerkannt wurde, Ulaghschi (die russischen Jahrbücher nennen ihn Ulawtschi oder Lawtschi) scheint die oberste Gewalt bald freiwillig oder gezwungen seinem Oheim Berke abgetreten zu haben.

Es liegt uns fern, hier die Schicksale der Wolganiederung unter mongolischer Herrschaft genau zu verfolgen, all die Wirren, welche nach dem Tode des Grosschans Mengku durch den Streit seiner Söhne um die Oberherrschaft hervorgerufen wurden. Hulagu, der Beherrscher der Mongolen Persiens, sandte ein grosses Heer gegen Kiptschak, aber dasselbe wurde von Berke an den Terek zurückgedrängt und fast bis zur Vernichtung geschlagen. An diesem Feldzug nahm auch Marco Polo teil,<sup>36)</sup> der mit seinem Bruder ein volles Jahr im Hoflager Berkes an der Wolga verweilte, bevor er reich beschenkt nach Buchara weiter zog. Der Tod befreite bald darauf Berke von seinem Gegner, und seine

Macht erreichte ihren Gipfelpunkt. Bis nach Ägypten erstreckte sich sein Einfluss, und er schloss mit demselben ein Schutz- und Trutzbündnis. „Auf seinen Namen ward am Freitag das Gebet nicht nur von den Kanzeln Sserais, sondern auch Kairos verrichtet.“ Der durch hervorragende Herrschertugenden, welche auch von russischen Geschichtschreibern anerkannt wurden, ausgezeichnete Fürst schien berufen, noch eine grosse Rolle zu spielen, als ihn während eines Feldzuges plötzlich in Tiflis (1266) der Tod ereilte. Ihm folgte auf dem Throne von Kiptschak der Grossneffe Batus, Mengku Timur, unter welchem Nogai sich als Herrscher in Südrussland unabhängig machte; Mengku Timurs Nachfolger war (1281) sein Bruder Tudai Mengku, der nach sechsjähriger Regierung von Tulabugha, Kidschik, Alghui und Toghril gestürzt wurde, die nun eine Zeitlang gemeinschaftlich regierten, sich dann entzweiten und schliesslich durch Toktai verdrängt und umgebracht wurden. Erst in Usbek erstand Kiptschak wieder ein grosser Herrscher, der das erschütterte Ansehen der Chane wiederherzustellen wusste.

All diese Wirren in der Horde gingen vorüber, ohne dass in Russland auch nur der geringste Versuch gemacht wurde, das Joch abzuschütteln. Vielmehr sehen wir die russischen Fürsten um die Gunst des Chans buhlen und ihn, um sich dieselbe zu sichern, auf seinen Feldzügen mit Hilfstruppen begleiten. So unterstützten russische Fürsten Mengku Timur auf seinem Zuge in den Kaukasus und 1278 auf einem Zuge gegen die Donau-Bulgaren. Ja noch viel mehr: es begann jetzt unter den russischen Fürsten üblich zu werden, Mongolen gegen Russen, gegen die nächsten Anverwandten zu Hilfe zu rufen. Andrei, ein Bruder des Grossfürsten Dimitrij Alexandrowitsch (1276—1294), strebte selbst nach der grossfürstlichen Würde, verleumdete seinen Bruder beim Chan und rückte mit mongolischen Hilfsvölkern gegen jenen. Die Tage Batus schienen wiederzukehren, Perejaslawl ward von Grund aus zerstört, überall rauchten die Städte und Dörfer, im Ssudalschen und Wladimirschen kamen Tausende, die sich in die Wälder geflüchtet hatten, vor Hunger und Kälte um. In seiner

Not wandte sich Dimitrij an den von der Horde abgefallenen Nogai, und die Furcht vor diesem bewog Andrei und Tudai Mengku, Mengku Timurs Nachfolger, dem Blutvergiessen Einhalt zu thun. Andrei versöhnte sich mit dem Grossfürsten, aber insgeheim sann er auf Rache. Bald verband er sich mit Fedor, dem Fürsten von Jaroslawl, und anderen Fürsten, und ersterem, dem Liebling Nogais, gelang es, Dimitrij bei diesem zu verleumden. Abermals ergossen sich die Mongolenhorden, von Russen geführt, über das arme Land. Murom, Ssusdal, Wladimir an der Kljasma, Jurjew, Perejaslawl, Uglitsch, Kolomna, Moskau, Moshaisk und andere Städte fielen in die Gewalt der wilden Scharen, und erst an den Mauern von Twer, wo Fürst Michael und seine Bojaren und Bürger tapfern Widerstand leisteten, brach sich die verheerende Woge. Bald darauf starb Dimitrij, und der ehrgeizige Andrei bestieg den grossfürstlichen Thron. Das böse Beispiel, das er den russischen Fürsten gegeben, indem er die Mongolen zu Richtern in ihren Streitigkeiten machte, fand bald Nachahmer, und ein Teilfürst nach dem andern buhlte um die Gunst des Chans. Das mächtig emporstrebende Moskau, das Andreis Bruder Daniel gehörte, und Twer unter dem tapfern Michael machten sich fast unabhängig, und die Chane begünstigten noch ihr Streben nach Selbständigkeit, da sie durch die Zersplitterung der russischen Macht ihre Herrschaft zu befestigen hofften. Sie konnten allerdings nicht ahnen, dass in dem jungen Grossfürstentum Moskau, mit welchem sein Gründer Daniel auch bald Perejaslawl verband, in nicht zu ferner Zeit ihnen ein viel gefährlicherer Gegner erwachsen werde als das alte Grossfürstentum je gewesen. So bezeichnet das Ende des 13. Jahrhunderts zwar den Beginn einer traurigen, schmachvollen Zeit, in welcher die russischen Fürsten demütig vor den Chanen im Staube liegen, aber es lässt auch bereits die Keime erkennen, aus denen der Baum der russischen Unabhängigkeit hervorspriessen wird.

Michael Jaroslawitsch, der nach langem Streit mit anderen Bewerbern als Grossfürst anerkannt und in Wladimir an der Kljasma gekrönt worden, wurde von Jurij Danijlowitsch von Moskau beim Chan verleumdet und in der Horde, wohin er sich

zur Rechtfertigung begeben, ermordet. Jurij bestieg den grossfürstlichen Thron, nachdem er mit Hilfe eines Mongolenheeres Michael von Twer ohne Kampf zur Unterwerfung gezwungen hatte, doch er erfreute sich des blutbefleckten Thrones nicht lange. Er wurde schon wenige Jahre später von Dimitrij, dem Sohn des auf sein Anstiften in der Horde ermordeten Michael, mit dem er beim Chan Usbek zusammentraf, fast unter den Augen des letztern niedergestossen. Dimitrij büsste diese That erst zehn Monate später mit dem Tode: der Chan schien anfangs in ihr berechnete Blutrache zu sehen, aber der Bruder des Ermordeten verstand es, ihn geschickt zu reizen, indem er den am Hofe des Chans ausgeführten Mord als eine Verhöhnung desselben darstellte, und Dimitrij wurde zum Tode verurteilt.

Einen bessern Geist als die Fürsten legte um diese Zeit das Volk an den Tag. Bald nach der Thronbesteigung Alexanders Michailowitsch erschien Schewkal, ein Gesandter des Chans, mit grossem Gefolge in Twer, und in der Stadt verbreitete sich alsbald das Gerücht, dass er gekommen sei, die Fürsten zu ermorden und den russischen Glauben mit Feuer und Schwert atzurotten. Das Volk scharte sich zusammen, man griff zu den Waffen und fiel über Schewkal und seine Mongolen her, welche nach erbittertem Widerstand alle niedergehauen wurden oder in der von dem wütenden Volk in Brand gesteckten Fürstenburg in den Flammen umkamen. Schrecken ergriff den Chan, als die Kunde von dem Blutbad in die Horde gelangte, denn er fürchtete, dass sich nun ganz Russland erheben werde. Und vielleicht wäre die Befreiung vom Mongolenjoch schon jetzt gelungen, wenn ein thatkräftigerer Fürst als Alexander an der Spitze des Reiches stand und die Uneinigkeit der Teilfürsten nicht jedes gemeinsame Handeln unmöglich machte. Der Chan spielte einen gegen den andern aus und sicherte sich den Beistand Moskaus, indem er dessen Fürsten Iwan Danijlowitsch die Grossfürstenwürde versprach. Durch 50 000 Mongolen verstärkt, zogen die Fürsten von Moskau und Ssusdal gegen den Grossfürsten, welcher feig sein Heil in der Flucht suchte. Der Chan verfügte über Russland: der Fürst von Rjasan wurde in der Horde



hingerichtet, Iwan Danijlowitsch aber als Grossfürst und als Herr von Wladimir und Nowgorod bestätigt. Damit war das Moskauer Fürstenhaus auf den grossfürstlichen Thron gelangt, auf dem es sich nun 270 Jahre lang bis zu seinem Erlöschen behauptete und in dieser Zeit Russland aus der tiefsten Erniedrigung zu ungeahnter Machtentfaltung emporhob.

Iwan Danijlowitsch schmeichelte dem Chan durch knechtische Unterwürfigkeit, scheute sich auch nicht, andere Teilfürsten, deren Macht ihm unbequem war, beim Chan anzuschwärzen, und sein Werk war es, dass Alexander von Twer und sein Sohn Fedor in der Horde in Stücke gehauen wurden, aber für Russland war seine Regierung doch segensreich wie schon lange keine vorher. Er wusste sein Volk gegen die Raubsucht der Mongolen zu schützen, das grossfürstliche Ansehen den anderen Fürsten gegenüber zu wahren, und seine Hauptstadt Moskau, die er mit einer hölzernen Mauer umgab und innerhalb derselben den befestigten Kreml anlegte, entwickelte sich zu einem prächtigen, an grossen Kirchen und Klöstern reichen Fürstensitz. Um diese Zeit gründete auch der um die russische Kirche hoch verdiente Sergei von Radom 60 Werst von Moskau das Kloster zur heiligen Dreifaltigkeit, die Troizkaja Lawra, die bald darauf durch die in ihr beigesetzte Leiche ihres unter die Heiligen aufgenommenen Gründers in ganz Russland berühmt wurde.

Nach dem Tode Iwans reisten die Fürsten von Twer und Ssusdal in die Horde, um sich beim Chan um die grossfürstliche Würde zu bewerben, aber dem Sohne des Grossfürsten, Simeon Iwanowitsch, gelang es, durch reiche Geschenke sich das Wohlwollen des Chans zu sichern. Die grossfürstliche Würde blieb seinem Hause erhalten, er selbst aber gleich seinem Vater sein Leben lang ein demütiger Diener des Chans, trotzdem er der erste Fürst von Moskau war, welcher den Titel Grossfürst von ganz Russland annahm. Unter seiner Regierung empfand Russland zum ersten Mal die furchtbare Geissel, unter welcher es nun rasch nach einander mehrmals leiden sollte. Jene entsetzliche Krankheit, welche Millionen Menschenleben in Europa vernichtet hat, die

unter dem Namen „Der schwarze Tod“ bekannte Pest kam auch nach Russland, zuerst im Jahre 1350, dann 1365 und 1386. Beide mal wurde das Wolgaland schwer von ihr heimgesucht, besonders schwer 1365 unter Dimitrij IV. Iwanowitsch. Ganze Städte starben aus,<sup>10)</sup> die volkreichsten Gegenden verödeten, einst fruchtbares Land ward zur Wüste, und einige Jahrzehnte später reiste man durch dichten Wald in Gegenden, in denen das Auge einst über unübersehbare Saatfelder dahinschweifte. Trauer und Elend herrschte in den blühendsten Städten des obern Wolgagebietes, in Twer, Wladimir, Ssusdal, Kolomna, Moskau, Moshaisk, Perejaslawl u. s. w., denn die Seuche, gegen die es kein Heilmittel gab, raffte so viele Menschen hinweg, dass es nicht mehr möglich war, jedem ein Grab zu graben, und Massengräber die Leichen der in den Häusern oder auf den Strassen Gestorbenen aufnehmen mussten.

Was nützte es unter solchen Umständen Russland, dass es, wie die Jahrbücher mit freudiger Genugthuung hervorheben, nach der Thronbesteigung Iwans Danilowitsch „durch vierzig Jahre grosse Ruhe genoss“. Ein Glück war es, immerhin noch, dass gleichzeitig mit der Schwächung Russlands durch die Pest auch die Horde durch innere Streitigkeiten geschwächt wurde. Nach Usbeks Tode<sup>11)</sup> hatte sein Sohn Jnsanbeg den Thron bestiegen, aber dessen Bruder Dschanibeg erschlug ihn schon im nächsten Jahre und bemächtigte sich der Herrschaft. Nach einer zehnjährigen Regierung, unter welcher das Reich Kiptschak seine höchste Blüte erreichte, von einem siegreichen Zuge gegen Aserbeidschan heimkehrend, erkrankte er, genas jedoch, bevor sein Sohn Berdibeg, den er bereits zum Nachfolger bestimmt hatte, bei ihm eintraf. In der Hoffnung auf eine baldige Thronbesteigung getäuscht, riss Berdibeg die Herrschaft durch Vaternord an sich. Drei Jahre später fand er den verdienten Lohn durch (seinen Sohn?) Kulpa, der über seine Leiche hinweg den blutbefleckten Thron bestieg (1359). Kulpa wurde von Nevrusbeg ermordet, dieser schon im folgenden Jahre durch Chidrbeg, welchen wiederum (1361) sein Sohn Temir Chodscha erschlug, der jedoch durch den Mord des Vaters und jüngern Bruders den Thron nur für einen

Monat und sieben Tage erkaufte. Gegen seinen Nachfolger Ordu Melik erhob sich alsbald Mamai, der über eine zwischen der Wolga und dem Don herumstreifende Horde gebot, und rief Abdullah zum Chan aus, neben welchem jedoch Dschanibegs Sohn Kildibeg und der Bruder (oder Sohn) Chidrbegs, Murad, die Chanwürde für sich in Anspruch nahmen. Ihren Streit benutzte Pulad Temir, sich der Stadt Bulgar und mehrerer anderer Städte zu bemächtigen, und zu Narutschat im Mordwinenlande machte sich der Fürst Toghai von Beschdesche unabhängig. Jahre lang blieb die Horde in mehrere Lager geteilt, und Raub und Mord waren an der Tagesordnung. Auch die russischen Grenzgebiete litten unter diesen Wirren. Taghai, der neue Mordwinenfürst, überfiel das schon so oft zerstörte Rjasan und verbrannte es, erlitt aber dann an der Woinowa eine vernichtende Niederlage. Später zogen auch die Horden Manais gegen Rjasan und verwüsteten das Fürstentum. Die Horde zerfiel dabei immer mehr, und die russischen Geschichtschreiber wissen nicht weniger als neun mongolische Hoflager zu nennen. Schliesslich riss Mamai, der lange Zeit im Namen von ihm eingesetzter Schattenfürsten die grosse Horde zwischen Don und Wolga geleitet hatte, nach Ermordung des Chans Mohamed die Herrschaft an sich und nannte sich Beherrscher der grossen und aller anderen Horden, als welchem wir ihm in der russischen Geschichte bald begegnen werden.

In Russland hatte sich indessen ganz in der Stille ein Ereignis vollzogen, das, so unscheinbar es an und für sich war, für das Verhältnis zur Horde von massgebender Bedeutung werden musste. Nach einer furchtbaren Feuersbrunst, welche während der Pest ganz Moskau in zwei Stunden einäscherte, hatte Dimitrij Iwanowitsch die wieder erbaute Stadt nicht wie bisher mit hölzernen Mauern umgeben, sondern im Frühjahr 1367 den Bau einer steinernen Mauer begonnen. Dadurch schuf sich der Grossfürst eine feste Burg, von der aus er aller Feindschaft anderer Fürsten trotzen konnte, und der Herrschersitz gewann zugleich einen sichern Schutz gegen Überfälle herumstreifender Mongolenhorden.

Die Zersplitterung des Reiches Kiptschak musste in Russland

die Hoffnung auf Befreiung vom Mongolenjoch erwecken, umso mehr da der kriegerische Sinn des jungen Grossfürsten Dimitri bekannt war. Das alte russische Erbübel, die Streitigkeiten unter den Fürsten, hinderte noch eine Zeitlang an der Ausnutzung der günstigen Lage. Im Twerschen Fürstenhaus, welches bekanntlich dem Moskauer lange die grossfürstliche Würde streitig gemacht hatte, brachen nach dem Tode Simeons Konstantinowitsch, Fürsten von Dorogobusch, Streitigkeiten aus (1368), und die Einmischung des Grossfürsten Dimitrij und Olgerds von Litauen führte zu mehrjährigen Kämpfen, in denen Nordrussland wiederholt verwüstet und doch nichts erreicht wurde. Eine Entscheidungsschlacht schen vermeiden, schlossen der Grossfürst und Olgerd endlich (1373) Frieden; der Grossfürst entsagte allen Ansprüchen auf das Fürstentum Twer, Michael Alexandrowitsch von Twer dagegen den Ansprüchen auf das Grossfürstentum. Letzterer sowohl als Olgerd warteten jedoch nur auf eine günstige Gelegenheit zu neuem Angriff. Als in Nishnij Nowgorod mongolische Gesandte ermordet wurden und weder Dimitrij Konstantinowitsch von Ssusdal, noch der Grossfürst diese That, welche vielleicht mit Vorwissen des erstern ausgeführt wurde, beim Chan zu rechtfertigen suchten, rächte sich Chan Mamai durch einen verheerenden Zug längs der Kischa und Pjana und reizte zugleich Michael von Twer zum Einfall in das Gebiet des Grossfürsten. Da ausser ihm auch Olgerd Hilfstruppen versprach, liess Michael sich zum Angriff verleiten, wurde aber von seinen Bundesgenossen ohne Unterstützung gelassen und sah sich bald von Dimitrij Iwanowitsch und 14 ihm verbündeten Fürsten in Twer eingeschlossen. Seiner tapfern Verteidigung der Stadt verdankte er zwar einen Frieden unter ziemlich milden Bedingungen, aber während der drei Kriegswochen war Twer arg verwüstet worden, Städte und Dörfer verbrannt, eine Menge Menschen umgekommen.

Zeigte sich schon hier die Ohnmacht der Mongolen, welche ihren Schützling Michael widerspruchslos niederwerfen liessen, so trat sie bald darauf noch deutlicher zu Tage. Eine Freibeuterschar von 1500 bis 2000 Mann, die sich in Gross-Nowgorod ge-

sammelt, fuhr plündernd und sengend in 200 Boten die Wolga hinab. Derartige Raubzüge, welche unternehmendes Volk ohne Zustimmung der Wetscha unternahm, waren in Nowgorod nichts seltenes, aber diesmal schonten die Abenteurer weder Freund noch Feind und plünderten schon im russischen Gebiet. Pleschtschei, der Befehlshaber von Kostroma, sammelte Mannschaft gegen sie, liess sich aber durch scheinbare Unterwürfigkeit täuschen, wurde plötzlich überfallen, geschlagen, die Stadt geplündert, die Einwohner als Gefangene fortgeschleppt. Die Freibeuter fuhren weiter nach Nishnij Nowgorod, wo damals eine Menge Kaufleute versammelt war, sowohl Russen als Fremde, aus Buchara, Chiwa, den Tatarenländern, Armenien u. s. w. Die Vorgänge von Kostroma wiederholten sich, und mit reicher Beute beladen kamen die Räuber nach Kasan, wo sie die Gefangenen verkauften. Niemand hinderte ihre Weiterfahrt nach Astrachan. Der Befehlshaber dieser Stadt nahm sie freundlich auf, wohl hauptsächlich darum, weil er den offenen Kampf mit ihnen scheute. Der Anblick der reichen Beute, welche sie mit sich führten, reizte jedoch seine Habgier, und als sie einst nach einem Zechgelage in tiefem Schläfe lagen, überfiel er sie und liess sie alle niederhauen.

Dieser Freibeutzerzug war die Einleitung zu langen und blutigen Kämpfen zwischen Russen und Mongolen, die im folgenden Jahre begannen und erst mit der vollständigen Befreiung des russischen Gebietes enden sollten. Dimitrij Konstantinowisch von Ssusdal wollte im Einvernehmen mit Mamai den Fürsten von Kasan, Hassan, vom Throne stossen und einen andern an seine Stelle setzen. Sein Schwiegersohn, der Grossfürst, sandte ihm aber ein Heer zu Hilfe, im Verein mit welchem durch die Söhne Dimitrijs die Herrscher von Kasan, Hassan und Machmed Sultan, zur Unterwerfung gezwungen wurden. 5000 Rubel bezahlen und einen moskowitzischen Beamten in ihre Stadt aufnehmen mussten.

Ein solches Wachstum der Macht des Grossfürsten konnte Mamai nicht behagen, und wahrscheinlich hätte er jetzt schon losgeschlagen, wenn die in der Horde wütende Pest ihn nicht abhielt. So begnügte er sich, den kampflustigen Prinzen Arabschah,

der vom Aral-See zu ihm kam, auf die Russen zu hetzen. Arab-schah fiel in das Gebiet des Fürsten von Ssusdal ein, dem sein Schwiegersohn alsbald Hilfe sandte. Das russische Heer lagerte am Flusse Piannaja, und da es hiess, dass der Feind noch fern sei, vernachlässigten die Führer alle Vorsicht und vertrieben sich die Zeit mit der Jagd, Zechgelagen und anderen Belustigungen. Arab-schah überfiel sie völlig unerwartet, und das grosse Heer wurde fast vollständig vernichtet. Unter den Tausenden, die in der Piannaja ertranken, befand sich auch Johann Dimitrijewitsch, ein Sohn des Grossfürsten.<sup>42)</sup> Drei Tage später fiel Nishnij Nowgorod in die Hände der Sieger und wurde ausgeplündert und nieder-gebrannt. Dasselbe Los traf das eroberte Rjasan und viele kleinere Städte und Dörfer.

Die Mordwinen hatten Arab-schah auf dem Zuge durch die Wälder nach der Piannaja als Führer gedient, und sie benutzten nun die durch den Tatareneinfall hervorgerufene Verwirrung zu verheerenden Raubzügen in das russische Gebiet. Dafür erging es ihnen schlimm, als die Tataren abgezogen waren. Boris Konstantinowitsch, der Fürst von Gorodez, schlug sie und nahm an ihnen furchtbare Rache. Der strenge Winter 1377—78, in welchem die kleineren Flüsse bis auf den Grund gefroren, erleichterte das Vordringen der Russen. Das ganze Mordwinenland wurde in eine Wüste verwandelt, in Nowgorod aber schleppte man die gefangenen Mordwinen bei grosser Kälte nackt durch die Strassen und hetzte die Hunde auf sie.

Diese Züchtigung der Mordwinen, der Freunde der Tataren, bewog endlich Mamai zum Einschreiten. Im Jahre 1378 fiel er mit einem grossen Heer in Russland ein. Dimitrij Konstantinowitsch, der sich in Gorodez befand, scheute den Kampf und bot eine Loskaufsumme ein, aber die Tataren nahmen sie nicht an und zerstörten Nishnij Nowgorod. Am Flusse Woscha im Rjasanschen stiessen sie auf das Heer des Grossfürsten und erlitten eine Niederlage. Tausende fanden auf der Flucht im Flusse den Tod, und nur die Nacht und der am Morgen herrschende Nebel rettete das Tatarenheer vor völliger Vernichtung. Wütend über diese

Niederlage, sandte Mamai schleunigst ein neues Heer in das Rjasansche, das sich jedoch, nachdem es das Land weit und breit verwüstet hatte, bald an die Wolga zurückzog, um dort Verstärkungen abzuwarten, mit denen ein entscheidender Schlag gegen Russland geführt werden sollte.

Mamai hatte um diese Zeit den Schattenherrscher, in dessen Namen er regierte, beseitigt, sich selbst zum Grosschan erklärt, und trug sich nun mit noch grösseren Plänen. Gleich Batu wollte er an der Spitze aller ihm unterthanen Völker einen Eroberungszug nach Westen unternehmen. Zunächst sollte Russland wieder gedemütigt werden und ein Bündnis mit seinem alten Feinde Litauen seine Besiegung erleichtern. Das Russland, welches Mamai sich gegenüber fand, war aber nicht mehr jenes durch ein Jahrhundert lange Knechtschaft herabgekommene Land, in welchem der blosse Name der Tataren Schrecken und Verzagtheit hervorrief. Der Sieg an der Woscha hatte das Selbstvertrauen der Russen bedeutend gehoben und ihnen gezeigt, dass die Tataren nicht unbesiegbar seien. Obzwar Fürst Oleg von Rjasan, um sein Land zu schonen, vielleicht auch, weil er angesichts des tatarisch-litauischen Bündnisses den Untergang des Grossfürstentums für unvermeidlich hielt, auf die Seite des Grosschans trat, so fand doch des Grossfürsten Aufruf zu den Waffen in den übrigen Landes-teilen die begeistertste Aufnahme. Wie sich in den Märztagen 1813 das ganze preussische Volk zur Befreiung des Vaterlandes erhob, so eilte nun Alt und Jung nach Moskau, und bald gebot der Grossfürst über 150 000 kampflustige und von Siegeszuversicht erfüllte Streiter. Rasch dem Feinde entgegenrückend, traf er denselben am 8. September 1380 in der grossen Kulikowschen Ebene am Don, griff ihn ohne Zögern an und brachte ihm eine vernichtende Niederlage bei. Alle russischen Jahrbücher schildern ausführlich die glänzenden Thaten der russischen Fürsten und Krieger in dieser Schlacht. Mehr als 150 000 Tote und Verwundete lagen auf dem Schlachtfeld, und zehn Werst weit war der Boden von Blut gefärbt. Russland war gerettet, denn Jagello von Litauen, der zu spät kam, um am Kampfe teilnehmen zu können,

kehrte wenige Meilen vom Schlachtfeld entfernt um und floh eiligst in sein Land zurück, und Mamai, der den Russen für die Niederlage furchtbare Rache geschworen hatte, verlor bald darauf Thron und Leben. Die mit seiner Herrschaft Unzufriedenen riefen Tochtamysch, den Chan der sseraischen Horde, zum Grosschan aus, Mamai verlor gegen denselben eine Schlacht an der Kalka, wurde von all den Seinen verlassen und suchte Zuflucht in Kaffa bei den Genuesen, die ihn ermordeten, um sich seiner Schätze zu bemächtigen. Tochtamysch liess zwar dem Grossfürsten sagen, er erwarte nun, nachdem ihr gemeinsamer Feind besiegt sei, dass die russischen Fürsten die Abgabe fortan ihm bezahlen würden, als aber der Grossfürst die Aufforderung zurückwies, und ein Jahr verging, ohne dass von Seite der Tataren ein Angriff erfolgte, begann man zu glauben, dass die Gefahr vorüber und Russland endgiltig befreit sei.

Der Chan rüstete indessen im stillen, und 1352 zog er mit einem gewaltigen Heer über die Wolga. Vergebens versuchte Dimitrij Iwanowitsch die russischen Fürsten abermals zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen. Von allen verlassen und ausserstande, dem Feind im offenen Felde entgegenzutreten, schloss er sich in Kolomna ein. Die Tataren erschienen vor Moskau. Drei Tage lang stürmten sie die Stadt und bemächtigten sich ihrer endlich durch schändlichen Verrat. Das schon so oft zerstörte Moskau sank abermals in Asche, und allein zwischen den Trümmern sollen später 24 000 Leichen gefunden worden sein; wie viele Leichen der Fluss fortschwemmte und wie viele Gefangene die Tataren fortschleppten, berichten die Jahrbücher nicht. Brennend und mordend setzten die Tataren ihren Zug durch das Moskauer Fürstentum fort, und Wladimir, Swenigorod, Perejaslawl, Jurjew, Moshaisk, Dimitrow und Borowsk traf dasselbe Schicksal wie Moskau. Twer entging demselben dadurch, dass Fürst Michael Alexandrowitsch sich freiwillig unterwarf und den Chan als seinen Herrn anerkannte. Plötzlich, wie sie gekommen, zogen die Tataren sich wieder zurück. In der Nähe von Wolokolamsk hatte Wladimir Andrejewitsch, ein Vetter Dimitrijs, eine Abteilung des feindlichen



Heeres überfallen und geschlagen, und Tochtamysch trat darauf in dem Wahne, dass nun ganz Russland sich gegen ihn erhebe, schleunigst den Rückzug an. Auf dem Rückwege zerstörte er noch Kolomna, und auch Rjasan wurde, trotzdem sein Fürst es mit den Tataren hielt, wie Feindesland behandelt und verwüstet. Nachdem Tochtamysch abgezogen war, kamen für die arme Bevölkerung des Fürstentums Rjasan neue Drangsale. Sie musste nun dafür büssen; dass ihr Fürst zum Verräter an Russland geworden war und sich den Tataren angeschlossen hatte, und die Stadt Rjasan wurde von Grund aus zerstört. ●

Trotz alledem war das Ansehen des Grossfürsten tief erschüttert. Viele russische Fürsten suchten ihr Heil in engem Anschluss an die Horde und unterwarfen sich dem Chan, und der Fürst von Twer reiste sogar zu demselben, um von ihm die Grossfürstenwürde und die Belehnung mit dem Grossfürstentum Moskau zu erlangen. Dies bewog auch den Grossfürsten, sich dem Chan zu nähern: er empfing ehrenvoll in Moskau eine chanische Gesandtschaft und sandte seinen Sohn mit grossem Gefolge in die Horde. Tochtamysch war dadurch befriedigt und erkannte Dimitrij als Grossfürsten an, aber die Anerkennung wurde durch eine Kriegsteuer von 8000 Rubeln erkaufte, welche schwer auf dem ausgesogenen Lande lastete.

So gingen alle Früchte des Sieges auf dem kulikowschen Felde verloren, und Russland beugte sich abermals unter das Joch der Knechtschaft. Dimitrij Iwanowitsch, der die gewaltige, viel verheissende Erhebung seines Volkes erlebt hatte, überlebte die abermalige Demütigung nicht lange: er starb im Mai 1359, kaum 40 Jahre alt, und ihm folgte auf dem Throne sein sechzehnjähriger Sohn Wassilij, der bereits die Krone aus den Händen eines Abgesandten des Chans empfing. Gleich in den Beginn seiner Regierung fallen blutige Kämpfe im Kamagebiet. Boskut, ein Sohn Tochtamysch', hatte die friedliche Bevölkerung von Wjatka überfallen und furchtbar in ihrem Land gehaust. Die Reste des Volkes verbanden sich mit Freibeutern aus Gross-Nowgorod, an denen damals nie Mangel war, fuhren die Wjatka hinab in die Kama,

aus dieser in die Wolga, verheerten das Gebiet der bulgarischen Chane und zerstörten Shukotin und Kasan. Der junge Grossfürst weilte indessen in der Horde. Durch Bestechung der Grossen, und da er es verstand, die Gunst des Chans sich zu erwerben, erhielt er die Belehnung mit Nishnij-Nowgorod, Gorodez, Murom und anderen Gebieten, die bisher noch nicht zum Moskauer Grossfürstentum gehört hatten. Nach Russland zurückgekehrt, sandte er sofort eine Gesandtschaft zu Boris Konstantinowitsch, der nach Dimitrijs Konstantinowitsch Tode (1384) den Fürstenstuhl von Nowgorod bestiegen hatte, und liess ihn auffordern, dem Willen des Chans gemäss sein Fürstentum an Moskau abzutreten. Die letzten Tatareneinfälle hatten das Fürstentum sehr geschwächt. Viele Einwohner von Nowgorod, welche sahen, dass sie unter Dimitrijs Herrschaft keinen genügenden Schutz fanden, waren nach Moskau übersiedelt. Trotzdem dachte Boris, empört durch die ihm zugemutete Entsagung auf das ererbte Fürstentum, an entschiedenem Widerstand, und anfangs schien es, dass seine Bojaren und das Volk zu ihm stehen würden. Wider Erwarten vollzog sich die Unterwerfung Nowgorods ohne Blutvergiessen. Ein Verräter, der Bojar Rumjanzew, hatte Boris bewogen, die Gesandten des Grossfürsten und des Chans in die Stadt einzulassen, und kaum waren sie in derselben, so riefen die Bojaren durch Glockengeläute das Volk zusammen und verkündeten ihm, dass fortan Wassilij Dimitrijewitsch Herrscher in Nowgorod sei. Boris wich der Übermacht und starb zwei Jahre später an gebrochenem Herzen. Das von Andrei Bogoljubskij gegründete Fürstentum Ssusdal, dessen Herrscher einst den Grossfürstentitel geführt, verschwand aus der Reihe der russischen Teilfürstentümer, und sein Gebiet diente zur Vermehrung des Übergewichts, welches Moskau erlangt hatte und nun immer nachdrücklicher geltend zu machen begann.

Während so die Machtverhältnisse an der obern Wolga eine wesentliche Veränderung erfuhren, hatten sich auch im Unterlauf des Stromes und an seinen östlichen Zuflüssen wichtige Veränderungen vollzogen. Tochtamysch war zu seiner Nachgiebigkeit gegenüber dem Grossfürsten hauptsächlich durch die ihm von Timur

Lenk drohende Gefahr bestimmt worden, da er während seines Kampfes mit dem Weltenstürmer sicher sein wollte, dass er hinter seinem Rücken von den Russen nichts zu fürchten habe. Am 12. Mai 1391, in einer von seinen Sterndeutern als günstig bezeichneten Stunde, brach Timur mit seinem ganzen Heer nach Westen auf,<sup>43)</sup> überschritt den Tobol und kam nach zwölf Tagen an den Jaik. Tochtamysch erwartete ihn bei den Furten in der Nähe von Orenburg, aber die Mougolen durchschwammen an einer andern Stelle den Fluss und vereitelten so seinen Plan, sie während des Überganges zu überfallen. Tochtamysch wich hinter die Biala zurück, Timur folgte ihm über die Ssamara und den Ik dorthin nach und er hielt abermals nicht stand, sondern zog sich durch die Steppen jenseits der Biala an der Kama hinauf. Dort kam es am 18. Juni zur Schlacht, in welcher Tochtamysch vollständig geschlagen wurde. Bis an die Wolga wurden die Flüchtigen verfolgt, und viele fanden noch in den Wellen des Stromes den Tod. Timur schlug in den Steppen von Urtupa sein Lager auf und feierte dort 26 Tage lang ein glänzendes Siegesfest, wobei die unermessliche Beute zur Verteilung gelangte. Auf Timur, welcher gesetzmässig ein Fünftel derselben erhielt, entfielen 100 000 Sklaven, 80 000 Lasttiere und 720 000 Schafe. Der Reichtum Kiptschaks war dadurch nicht erschöpft. Als Timur vier Jahre später, nachdem er Persien unterworfen, abermals gegen Tochtamysch zog und ihn (15. April 1395) in einer ungemein blutigen Schlacht besiegte, fiel den Siegern abermals riesige Beute an goldenen und silbernen Gefässen, kostbaren Pelzen, schönen Knaben und Mädchen zu. Timur ernannte nun Koiridschak Aghlen zum Herrscher in Kiptschak und drang dann nach Norden gegen Russland vor. Die Stadt Jelez an der Stoszma fiel in seine Hände, und Furcht und Verzagtheit bemächtigten sich in Moskau aller Gemüter. In dieser Not liess der Grossfürst das wunderthätige, angeblich vom Evangelisten Lukas gemalte Marienbild, dem die Russen einst den Sieg über die Bulgaren verdankten, von Wladimir nach Moskau bringen, und dem Nikonschen Jahrbuch zufolge trat Timur an demselben Tage, an welchem das Heiligenbild seinen Einzug in Moskau hielt, durch

einen Traum erschreckt, den Rückzug an. Ph. Strahl<sup>44)</sup> findet es wahrscheinlicher, dass die Mongolen, verwöhnt durch die reiche Beute in Kiptschak, für die Mühen und Anstrengungen beim Marsche durch die von Schnee und Eis starrenden russischen Wälder keinen genügenden Lohn fanden und es daher vorzogen, sich wieder nach Süden zu wenden, wo ihnen bessere Beute winkte. Dem widerspricht jedoch die Thatsache, dass sie ungeheure Beute, „Gold und Silber in Barren, Ballen antiochischen und russischen Linnens, ganze Maultierladungen von Biberfellen, schwarze Zobel und Hermeline u. s. w. und eine unzählbare Menge unbeschlagerer Füllen“ aus Russland fortführten.<sup>45)</sup>

Nachdem er Asow zerstört, einen Raubzug in den Kaukasus unternommen, erhielt Timur die Nachricht, dass Mahmudi, der Kalanter von Astrachan, sich seinen Befehlen widersetze, und trotz des strengen Winters brach er sofort zu seiner Züchtigung auf. Die Bewohner von Astrachan verstärkten, die Winterkälte benutzend, ihre Befestigungen noch durch Eismauern, welche, um ihnen ein festes Gefüge zu geben, mit Wasser übergossen wurden, aber den Scharen Timurs vermochten sie dennoch nicht zu widerstehen. Die Stadt wurde auf Befehl Timurs dem Erdboden gleich gemacht, und Mahmudi büsste seinen Widerstand mit dem Leben: er wurde unter dem Eis, das ihm als Schutzwall hatte dienen sollen, ertränkt.<sup>46)</sup> Ein gleiches Schicksal wie Astrachan traf bald darauf Sserai, die Hauptstadt der Chane von Kiptschak.

Kaum hatte das von Osten gekommene Gewitter sich verzogen, so drohten dem Wolgaland neue Wetterwolken von Westen her. Oleg, der Fürst von Rjasan, hatte einen Einfall in Litauen ausgeführt, und als Rache dafür verwüstete der litauische Grossfürst Witowt das rjasansche Gebiet. Die arme Bevölkerung, die schon so oft unter verheerenden Einfällen gelitten hatte, musste in den Wäldern Schutz suchen, bis durch Vermittlung des Grossfürsten Wassilij Dimitrijewitsch der Friede wieder hergestellt war. Von einem so ehrgeizigen und vor nichts zurückschreckenden Mann wie Witowt war aber nicht zu erwarten, dass er lange ruhig bleiben werde, und er blieb es auch nicht. Lange Zeit aus Litauen

vertrieben, hatte er endlich durch zähe Ausdauer dennoch nicht bloß das Grossfürstentum Litauen, sondern auch Südrussland, Wolhynien und Brzesc von Jagello als polnisches Lehen erhalten; vom Glück begünstigt, und vor keiner Gewaltthat zurückschreckend, unterwarf er sich noch Podolien, das Fürstentum Ssmolensk und verschiedene Städte und Landstriche Südrusslands, so dass er viel eher als russischer Grossfürst gelten konnte als der in Moskau sitzende Wassilij.<sup>47)</sup> Zu seinem Reiche gehörten im Norden das jetzige Gouvernement Orel nebst Teilen der Gouvernements Tula und Kaluga, das ganze ehemalige Gebiet der Wjatitschen an der Oka, und viele Städte des Fürstentums Tschernigow, ausserdem ganz Südrussland, soweit es nicht unter tatarischer Herrschaft stand, so dass gegen Osten der Dnjepr, die Ssula und Oka die Grenze seines Reiches bildeten. Bei solchen Machtverhältnissen musste der zu ihm geflohene Tochtamysch williges Gehör finden, als er ihm als Preis für seine Wiedereinsetzung in Kiptschak seinen Beistand zum Sturze Wassilij und zur Einverleibung Moskaus in Litauen in Aussicht stellte. Wider Erwarten verliess ihn auf dem Zuge gegen Kotlog Timur, den neuen Chan von Kiptschak sein Kriegsglück. Seine Niederlage an der Worskla (12. August 1399) befreite Russland für immer von der ihm von Litauen drohenden Gefahr.

In demselben Jahre befreite der Tod Wassilij Dimitrijewitsch von einem seiner gefährlichsten Gegner, dem Fürsten Michael von Twer, der schon unter Dimitrij Iwanowitsch als Verbündeter Litauens dem Grossfürstentum gefährlich geworden war. Sein Land war das blühendste unter allen russischen Gebieten an der Wolga. Obwohl Michael mit eiserner Strenge die Ordnung aufrecht hielt, so war er doch seinem Volke ein milder Herrscher, stets bemüht, die Lasten, die dasselbe zu tragen hatte, zu erleichtern, Handel und Wohlstand in seinem Fürstentum zu heben. Das Aufblühen desselben zu einer Zeit, in welcher im übrigen Russland überall niedergebrannte Städte und Dörfer zu sehen waren, führte aus den anderen Fürstentümern einen starken Einwandererstrom nach Twer, wo von einem tapfern Fürsten Schutz

gegen feindliche Einfälle zu erwarten war. Mächtig und angesehen war das Fürstentum Twer in Michaels letzten Lebensjahren, aber nach seinem Tode brachen Streitigkeiten unter seinen Söhnen aus, welche die Kräfte des Fürstentums lähmten. Der älteste Sohn, Johann Michailowitsch, behauptete sich schliesslich auf dem Fürstenthron, als sein gefährlichster Gegner, Jurij Wssewolodowitsch, in der Horde, wo beide um die Gunst des Chans buhlten, zurückgehalten wurde.

In der Horde herrschte damals wilder Aufruhr. Seit dem Abzuge Timurs war dort der eigentliche Herrscher Edegu, welcher Chane ein- und absetzte und in ihrem Namen die Gewalt ausübte. Nach Timur Kotlogs Tode hatte er Schadibeg auf den Thron erhoben, aber während Johann Michailowitsch sich auf der Reise von Twer nach Sserai befand, entthronte Edegu den von ihm eingesetzten Chan und setzte dessen Neffen Puladbeg an seine Stelle. Nun gedachte Edegu, das in der letzten Zeit arg gelockerte Abhängigkeitsverhältnis des russischen Grossfürsten wieder zu befestigen. Unter dem Vorwand, dass sein Land durch die vielen Kriege ausgesogen sei, hatte Wassilij Dimitrijewitsch in der letzten Zeit die Zahlung von Abgaben an die Horde umgangen, war jedoch dabei stets darauf bedacht gewesen, seine Schatzkammer zu füllen. Da er sich auch weigerte, in die Horde zu kommen, versuchte Edegu, den Grossfürsten zum Krieg gegen Litauen aufzuhetzen, um dann selbst über ihn herfallen zu können. Als dies nicht gelang, erklärte er, Litauen selbst anzugreifen zu wollen, und näherte sich mit einem grossen Heer den russischen Grenzen. Der Grossfürst durchschaute jedoch die Hinterlist und rüstete selbst mit Macht, worauf Edegu die Maske abwarf und als Feind gegen Moskau rückte. Am 1. Dezember 1409 war Moskau abermals von den Tataren eingeschlossen, aber obwohl der bessern Verteidigung wegen die Vorstädte niedergebrannt wurden, blieb doch die Stadt selbst vor grösserem Unheil bewahrt. Als schon die Lebensmittel zur Neige gingen, knüpfte der Belagerer selbst Unterhandlungen an. Der strenge Winter erschwerte die Belagerung, die Tataren fürchteten das baldige Erscheinen des Grossfürsten, der in Kostroma

ein Entsatzheer sammelte, und in der Horde waren Unruhen ausgebrochen, welche Edegüs schleunige Rückkehr erheischten — er begnügte sich also mit einem Lösegeld von 3000 Rubeln und zog am 21. Dezember ab, tausende von Gefangenen mit sich schleppend. Auf dem Rückweg wurde, wie dies bei Tatareneinfällen fast stets der Fall war, noch Rjasan verheert.

Während nach der bald darauf erfolgenden Vertreibung Edegüs durch Dschelaleddin Sultan die Wirren in der Horde immer grösser wurden, muss dem Grossfürsten Wassilij die Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zu derselben dennoch ratsam erschienen sein; wenigstens sehen wir ihn mit kostbaren Geschenken nach Sserai kommen (1412), wo er ehrenvoll empfangen wird und sich zur Zahlung einer Abgabe verpflichtet, die er bis an seinen Tod entrichtet zu haben scheint.

Die letzten Regierungsjahre Wassilij's brachten dem obern Wolgagebiet noch grosse Drangsale. Wiederholt (1419, 1425) suchten es Pest und Hungersnot heim, und namentlich die erstere richtete grosse Verwüstungen in Twer und Moskau an. Dagegen wurde ein Einfall, den Tataren 1424 in das Rjasansche versuchten, von der Bevölkerung dieses Fürstentums zurückgeschlagen.

Wassilij Dimitrijewitsch starb im Jahre 1428, und ihm folgte sein Sohn Wassilij Wassiljewitsch, der durch Mursa Ulan, einen chanischen Beamten, im Jahre 1431 im Namen des Grosschans in Moskau auf den Thron gesetzt wurde<sup>45)</sup>, und seitdem blieb Moskau die Krönungstadt der russischen Grossfürsten, welche bisher in Wladimir gekrönt worden. Sein Oheim Jurij und später dessen Sohn Wassilij der Schielende machten dem Grossfürsten noch den Thron streitig, und er musste sogar wiederholt aus Moskau fliehen, bevor es ihm gelang, seine Herrschaft zu befestigen. Während seiner 37 jährigen Herrschaft wurde das Reich durch fast ununterbrochene Bürgerkriege geschwächt, aber mit dem Chan unterhielt Wassilij gute Beziehungen und zahlte ihm wahrscheinlich regelmässig die schuldige Abgabe. Erst als Chan Machmed von seinem Bruder Ulu oder Ketschim Machmed gestürzt worden, kam es zu einem Zusammenstoss zwischen ihm und dem Gross-

fürsten. Chan Machmed war nach Russland geflohen und hatte sich in der Stadt Belew festgesetzt, und der Grossfürst sandte gegen ihn seine Vettern Schemjaka und Dimitrij, um ihn aus dem russischen Gebiet zu vertreiben. Das Heer derselben hauste im eigenen Lande wie in Feindes Land, ergriff aber, als der Chan es plötzlich überfiel, von einem panischen Schrecken erfasst, die Flucht, auf der es fast aufgegeben wurde.<sup>49)</sup> Chan Machmed sah jedoch ein, dass er sich trotz dieses Sieges für die Dauer in Russland nicht behaupten könne, und er räumte daher Belew und zog Wolga aufwärts nach dem ehemaligen Bulgarien, wo er das Zartum Kasan gründete. In seiner neuen Stadt Kasan, deren Bevölkerung rasch durch Zuzug aus allen Nachbarländern anwuchs, fand sich ein wunderbares Völkergemisch zusammen, Mongolen, Bulgaren, Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen, Meschtscherjaken u. s. w. die allmählich zu dem Volke zusammenschmolzen, das bald unter dem Namen der kasanschen Tataren eine wichtige Rolle spielen und ein gefährlicher Nachbar Russlands werden sollte. Bald war der Anhang des Chans so angewachsen, dass er an Rache für seine Vertreibung aus Russland denken konnte. Die in Russland herrschenden Wirren und die Unentschlossenheit des schwachen Grossfürsten erleichterten sein Vorhaben, und er gelangte, ohne auf ernstlichen Widerstand gestossen zu sein, bis Moskau (3. Juli 1439). Nun zeigte sich der Nutzen der steinernen Mauer, mit welcher die Stadt 1367 unter Dimitrij Iwanowitsch umgeben worden: eine rasche Einnahme derselben, wie dies früher so oft geschehen, war jetzt nicht mehr möglich, und der Feind musste sich begnügen, mit seiner leichten Reiterei die Umgegend zu verwüsten. Nachdem er noch Kolomna eingeäschert, kehrte er nach Kasan zurück. Der Einfall in das russische Gebiet blieb ungestraft, denn die inneren Fehden, besonders mit seinem ehrgeizigen Vetter Dimitrij Schemjaka, nahmen den Grossfürsten vollauf in Anspruch. Raubzüge von kasanschen Tataren und Mongolen der goldenen Horde wiederholten sich immer häufiger, und namentlich das Rjasansche, die alte Einfallspforte der Mongolen, hatte unter denselben viel zu leiden. Mustapha, ein Prinz der goldenen Horde,



drang tief in das Rjasansche vor und machte reiche Beute und viele Gefangene, doch ein plötzlicher Witterungswechsel wurde ihm verderblich. Ein grosser Teil der Räuberschar erlag der strengen Winterkälte, und er selbst wurde mit dem Rest derselben auf seinem fluchtartigen Rückzug von dem Fürsten Obolenskij eingeholt und, da er keine Gnade annehmen wollte, nach heldenmütiger Gegenwehr erschlagen. Dieser durch schwere Opfer erkaufte Sieg brachte den Russen nicht den geringsten Gewinn. Die Raubzüge dauerten fort, und ausser den Mongolen der goldenen Horde fiel nun auch der Chan von Kasan wieder mit grosser Macht in Russland ein, verbrannte Nishnij Nowgorod und rückte durch das Okathal gegen Murom vor. Der Grossfürst sammelte eiligst ein Heer und zog den Tataren entgegen. Einige kleine Gefechte fielen günstig für die Russen aus, und da der Feind mit Anbruch der Winterkälte sich zurückzog, hielt Wassilij die Gefahr für abgewendet und entliess sein Heer, aber im Frühjahr erschienen die Tataren wieder und näherten sich in zwei Heersäulen Nishnij Nowgorod und Ssusdal. Da Schemjaka ihn verräterisch im Stiche liess, gebot der Grossfürst nur über 1500 Mann, als er am Flusse Kamenka unweit Ssusdal auf den Feind stiess und ihn sofort angriff, obwohl derselbe dreifach überlegen war. Wahrscheinlich täuschten die Tataren die Russen durch verstellte Flucht und fielen dann plötzlich über die zerstreuten und plündernden her. Von dem grossfürstlichen Heer entrannen nur wenige dem Tode oder der Gefangenschaft, der Grossfürst selbst wurde mit Wunden bedeckt noch lebend auf dem Schlachtfeld aufgelesen.

Es war das erste Mal, dass ein russischer Grossfürst in feindliche Gefangenschaft geraten war, und die Verwirrung und Mutlosigkeit, welche dieses Ereignis zur Folge hatte, spottet aller Beschreibung. Dazu kam noch, dass im Moskauer Kreml Feuer ausbrach, welches eine Menge Gebäude vernichtete und gegen 3000 Menschen das Leben kostete. Machmed Chan unterhandelte bereits mit Schemjaka, dem er die grossfürstliche Würde anbot, wenn er ihn als Lehnsherrn anerkennen wolle, doch da um diese Zeit ein gewisser Liwej sich Kasans bemächtigte und Schemjakas Antwort zu

lange ausblieb, liess er den Anerbietungen seines Gefangenen williges Gehör. Gegen ein Lösegeld von 2000 Rubeln und die Zusicherung seiner Freundschaft erhielt der Grossfürst die Freiheit wieder und wurde durch tatarische Gesandte nach Moskau zurückgeleitet, das er nur noch als Trümmerhaufen vorfand. Ein furchtbares Erdbeben hatte wenige Monate nach dem Brande (1. Oktober 1445) alles zerstört, was die Flammen übrig gelassen hatten.

All dies war nur das Vorspiel der schrecklichen Zeit, die nun begann. Bald nach seiner Rückkehr wurde der Grossfürst von Schemjaka verräterisch überfallen, gefangen genommen und geblendet, Schemjaka selbst aber bestieg den grossfürstlichen Thron. Als die Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Gesetz und Recht mit Füssen tretenden Thronräubers immer grösser wurde, wusste Schemjaka den schwachen Wassilij zur Versöhnung zu bewegen, liess ihn Urfehde schwören und gab ihm dann Wologda als Lehen. Nicht so leicht fügten sich Wassilij's Anhänger; sie überzeugten ihn allmählich, dass der erzwungene Eid ihn nicht binde, und bewogen ihn, den Kampf um die Krone aufzunehmen. Schemjaka wurde zur Abdankung gezwungen und, als er nochmals den Frieden brach, besiegt und aus dem Lande vertrieben. Der Einfall der Mongolen der blauen Horde, bei welchem abermals die Vorstädte Moskaus in Flammen aufgingen, ermöglichte ihm die Wiederkehr, und da er immer wieder Unruhen zu erregen versuchte, entledigten sich seine Feinde schliesslich seiner durch Gift.

Der Grossfürst schändete die letzten Jahre seiner Herrschaft durch Grausamkeit, Rachsucht und Undank, und eine grenzenlose Ländergier liess ihn vor nichts zurückschrecken. Nach dem Tode Iwans Fedorowitsch von Rjasan, der seine unmündigen Kinder seinem Schutze empfohlen hatte, setzte er Statthalter in dem Fürstentum ein und liess es durch dieselben verwalten, als ob es zu Moskau gehörte; nach langen Kämpfen wurde der Freistaat Wjatka zur Unterwerfung gezwungen; wahrscheinlich zahlte Wassilij auch der Horde keine Abgaben mehr, denn die Chane derselben unternahmen wiederholte Einfälle in Russland, welche ohne be-

sondere Erfolge blieben und nur stets aufs Neue die Verwüstung des Landes, besonders des Rjasanschen zur Folge hatten. Macht und Ansehen des Grossfürsten waren bedeutend gestiegen, als Wassilij, erst 47 Jahre alt, starb. Entgegen dem Streben in seinen letzten Lebensjahren schwächte er nun die grossfürstliche Macht wieder durch Teilung des Reiches, indem er seinen drei jüngsten Söhnen grosse Ländergebiete als Lehen überwies. Sein Sohn Iwan III. bestätigte die Brüder in ihrem Lehen und gab auch das von seinem Vater eingezogene Fürstentum Rjasan dem jungen Fürstensohn zurück. Klug wusste er jeden Schein zu vermeiden, dass er nach den Gebieten der anderen Fürsten trachte, und wartete geduldig den geeigneten Zeitpunkt zum Einschreiten gegen dieselben ab, zunächst seine Macht auf Kosten äusserer Feinde zu vermehren suchend.

Der Zar von Kasan war der Erste, der vor seiner Macht sich beugen musste. Der tatarische Zarewitsch Kassim, der in dem von ihm gegründeten Städtchen Kassimow an der Oka lebte, unterhielt geheime Verbindungen mit Unzufriedenen in Kasan und bewog den Grossfürsten, ihm beizustehen, sich Kasans zu bemächtigen. Das Glück war anfangs den Russen nicht günstig. Das erste gegen Kasan ausgesandte Heer unter dem Fürsten Iwan Jurjewitsch Patrekejew und Striga Obolenskij zog sich bald teils wegen Mangels an Lebensmitteln, teils aus Scheu vor der feindlichen Übermacht zurück; ein zweites Heer unter dem Fürsten Simeon Romanowitsch verheerte zwar weithin das tatarische Gebiet mit Feuer und Schwert, erzielte aber keinen entscheidenden Erfolg; in gleicher Weise verlief ein dritter Feldzug, wogegen die Kasaner in Wjatka eindringen, wo sie von der mit des Grossfürsten Herrschaft unzufriedenen Bevölkerung als Befreier begrüsst wurden. Während der Grossfürst aufs Neue rüstete und ein grosses Heer in Nishnij Nowgorod zusammenzog, starb Kassim, und da seine Witwe, die Mutter des kasanschen Zaren Ibrahim, sich erbot, denselben durch friedliche Vermittlung zur Unterwerfung zu bewegen, zögerte Iwan mit der Eröffnung der Feindseligkeiten, doch das beutegierige Heer empörte sich, wählte sich einen Anführer und drang sengend und

mordend bis Kasan vor. Eine Schlacht verlief zwar sehr blutig, blieb jedoch unentschieden, und beide Teile massen noch wiederholt in verschiedenen kleinen Gefechten ihre Kräfte, ohne dass es zu einer Entscheidung kam. Erst als im Jahre 1469 der Grossfürst selbst an der Spitze eines grossen Heeres bis Kasan vordrang und die Stadt einschloss, bat Ibrahim um Frieden, der ihm unter ziemlich schweren Bedingungen bewilligt wurde.

Drei Jahre später wurde von Iwan das reiche Perm seinem Reiche einverleibt. Mit diesem durch seinen Reichtum an kostbaren Pelztieren und durch seine Silberbergwerke berühmten Lande hatten die Russen schon frühzeitig Handelsverbindungen angeknüpft, und Nestor erwähnt auch unter den Völkern, welche den russischen Fürsten Abgaben zahlten, den finischen Stamm Perm, aber die ersten Niederlassungen in diesem Lande wurden erst im 12. Jahrhundert durch die alte Handelsstadt Gross-Nowgorod gegründet. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wirkte der hl. Stephan als Glaubensbote unter den Permiern, doch seine Nachfolger verstanden es nicht, das von ihm erfolgreich begonnene Werk in gleicher Weise fortzusetzen, und obwohl der Fürst Christ war, so wurzelte das Heidentum doch immer noch tief im Volke. Als nun einige russische Kaufleute über in Perm ihnen widerfahrene Bedrückungen sich beschwerten, ergriff Iwan mit Freuden die Gelegenheit, seine Herrschaft über Perm auszudehnen. Im Jahre 1472 drang ein russisches Heer unter dem Fürsten Fedor Pestrij in Perm ein, schlug den Feind und nahm die Stadt Iskor, sowie mehrere kleine Plätze; im folgenden Jahre wurde durch Gawrilo Nelidow das Niederland mit den Städten Uros und Tscherdyn unterworfen und der Fürst Michael von Perm selbst gefangen genommen. Wahrscheinlich belehnte Iwan denselben später wieder mit dem Fürstentum, denn die vollständige Einverleibung desselben fand erst 1505 statt, als Iwan der Schreckliche den Fürsten Mathäus Michailowitsch (wahrscheinlich den Sohn des oben genannten) absetzte und an seiner Stelle einen Statthalter ernannte.<sup>50)</sup>

In dasselbe Jahr fällt der Beginn der Feindseligkeiten mit Achmed, dem Beherrscher der grossen Horde, welche zur völligen

Befreiung Russlands vom mongolischen Joche führen sollten. Während der ersten zehn Jahre seiner Regierung hatte Iwan ohne Widerstreben dem Chan die übliche Jahresabgabe entrichtet und, obwohl er nie in die Unterwürfigkeit seiner Vorfahren verfiel, stets die Gesandten des Chans ehrenvoll empfangen und selbst Gesandte mit Geschenken in die Horde geschickt. Nun verweigerte er die fernere Zahlung, und infolgedessen fiel Achmed in Russland ein und zerstörte die Stadt Alekssin. Als nun aber ein 180 000 Mann starkes russisches Heer an der Oka erschien, ergriff Achmed die Flucht und eilte in die Horde zurück ohne verfolgt zu werden, wahrscheinlich weil der Grossfürst sein Heer vor einer ansteckenden Krankheit, die unter den Mongolen ausgebrochen war, bewahren wollte. Trotzdem betrachtete sich Achmed nach wie vor als Lehnsheerrusslands, und Iwan, der sich noch nicht stark genug glaubte, um den Befreiungskampf wagen zu können, wusste ihn durch reiche Geschenke darüber zu beruhigen, dass er seiner Aufforderung, in die Horde zu kommen, nicht Folge leistete. Als 1480 der Grossfürst in einen Krieg mit dem livländischen Orden verwickelt war und ausserdem mit seinen Brüdern im Streite lag, hielt Achmed den Augenblick für gekommen, in dem er den Grossfürsten in das alte Dienstverhältnis zwingen konnte. Er verband sich mit dem seit der Demütigung Nowgorods auf das Wachstum der grossfürstlichen Macht eifersüchtigen Kasimir von Polen, der Grossfürst aber schloss ein Bündnis mit Mengli-Ghirei, dem Chan der Krym, und rief sein eigenes Volk zum Befreiungskampf unter die Waffen. Da wiederholten sich die Vorfälle aus der Zeit des Dimitrij Donskoi: jubelnd eilte Alt und Jung unter die Banner des Grossfürsten, und mit einem mächtigen Heere verlegte er an der Ugra dem Chan den Weg. Trotz der Kampfbegierde seiner Scharen vermied er eine Schlacht und wartete den Erfolg der Unternehmung seines Feldherrn Nesdrowatij ab, den er mit einer Heeresabteilung in Schiffen die Wolga abwärts gesandt hatte, um die von Verteidigern entblösten mongolischen Ulsse zu überfallen. Nesdrowatij führte seinen Auftrag vortrefflich aus: er zerstörte Sserai und kam mit reicher Beute und vielen Gefangenen heim.

Indessen hatte Iwan bei Anbruch der Kälte, als die Flüsse sich mit Eis zu bedecken begannen, den Rückzug seines Heeres in die Ebene von Borowsk angeordnet, und auf diesem Rückzug löste sich sein Heer, von panischem Schrecken ergriffen, in wilder Flucht auf. Als die Mongolen am andern Morgen das entgegengesetzte Ufer von den Russen verlassen fanden, vermuteten sie eine Hinterlist und flohen ebenfalls schleunigst in ihre Steppen zurück. Dort waren nach dem Abzuge Nesdrowatj's die Nogaier vom Ural mit dem schibanischen (tjumenischen) Fürsten Iwak eingebrochen, welche Achmed bis ans asowsche Meer zurücktrieben, wo er erschlagen wurde. Iwak erbeutete seine ganzen Reichtümer und zog dann wieder nach Tjumen zurück, die Macht der goldenen oder Kiptschak-Horde aber war für immer gebrochen, und nur schwache Reste derselben zogen unter der Führung der Kinder Achmeds noch längere Zeit zwischen der Kuma, dem Don und Dnjepr herum, immer noch sich mit der Herrschaft über Russland brüstend, obwohl sie nicht den geringsten Einfluss auf dasselbe mehr besaßen. Iwan erlebte noch die völlige Vernichtung der Horde von Kiptschak durch Mengli-Ghirei (1502): der letzte Chan, Schig Achmed, floh nach Lithauen, fand jedoch dort nicht die erhoffte Aufnahme und starb als Gefangener in Kowno.

Für Iwan wäre es eine leichte Aufgabe gewesen, selbst der geschwächten Horde den Todesstoss zu versetzen, und er hatte dies nur deshalb Mengli-Ghirei überlassen, weil wichtigere Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Vermählt mit einer Prinzessin aus dem griechischen Kaiserhause, war Iwan durch sie mit der Kultur des Abendlandes in Berührung gekommen, und während er nun eifrig bemüht war, aus den Ländern des Westens Baumeister, Erzgiesser, Silberarbeiter, Bergleute, Handwerker und Künstler aller Art nach Russland zu ziehen, trat auch unter dem Einfluss seiner am üppigen byzantinischen Hofe erzogenen Gemahlin an die Stelle der bisherigen einfachen Hofhaltung der Grossfürsten eine pomphafte Pracht. Der Grossfürst nannte sich fortan „Gosudar (Herrscher), Grossfürst von ganz Russland“, im Verkehr mit Fremden Zar von Weiss- und Grossrussland, nahm den

byzantinischen zweiköpfigen Adler in sein Wappen auf, umgab sich mit Würdenträgern, welche bisher den Russen völlig fremd waren, und brachte es dahin, dass sogar Angehörige des grossfürstlichen Hauses es als Ehre ansahen, ihm zu dienen, und ehrfurchtsvoll seine Hand küssten. Neben einem so entschiedenen Streben nach Selbstherrschaft konnten die noch vorhandenen Teilfürstentümer auf die Dauer sich nicht erhalten; sie verschwanden eins nach dem andern. Die Fürsten von Jaroslawl traten ihm freiwillig ihre Rechte ab (1463), die Fürsten von Rostow verkauften sie ihm (1474), nach dem Tode seines Bruders Jurij fielen ihm Moshaisk, Dimitrow und Sserpuchow zu (1472), durch Vertreibung Michaels Borissowitsch von Twer gewann er die reichen Besitzungen desselben (1485), und das einst so mächtige Fürstentum Twer verschwand aus der Zahl der selbständigen Fürstentümer, grosse Gebiete erbt er nach seinem Bruder Andrei, Michael von Wereja (1481 und 1485) und seinem Neffen, dem Fürsten von Rshew (1503) u. s. w. Die ihm verschwägerten Fürsten von Rjasan fügten sich willig seiner Oberherrschaft, und aus Rücksicht auf seine Schwester Anna, ihre Mutter, die er sehr liebte, liess der Zar sie im ungestörten Besitz ihres Fürstentums. Die Inhaber der Lehen, welche noch nicht mit Moskau vereinigt waren, sanken immer mehr zu blossen Schattenfürsten herab und verloren den letzten Rest von Selbständigkeit.

Die Alleinherrschaft des Zaren war fest begründet. Bald bot sich ihm auch Gelegenheit, die Grenzen des Reiches weiter auszudehnen. Streitigkeiten, welche in Kasan ausgebrochen waren, veranlassten ihn zur Unterstützung des ihm freundlich gesinnten Teiles. Sein Woiwode Cholmski erstürmte Kasan und setzte Machmed Amin als Fürsten ein unter der Bedingung, dass er Iwan als Lehnsherrn anerkenne und ihm Abgaben zahle (1487). Zwei Jahre später wurde der alte, von Nowgoroder Auswanderern gegründete Freistaat Wjatka, der sich empört und den Statthalter des Zaren vertrieben hatte, aufs Neue unterworfen. Ein 64 000 Mann starkes Heer erschien vor Chlynow, und den Wjatkaern versagte diesmal die Hauptwaffe, mit welcher sie sich früher russischer Heere er-

wehrt hatten, die Bestechung der Feldherren durch reiche Geschenke; widerstandslos öffneten sie ihre Thore. Die vornehmsten Geschlechter wurden nach anderen Städten verpflanzt und die Freiheit Wjatkas war für immer zu Grabe getragen. Gleichzeitig wurden auch die wotjakischen Fürsten von Arsk im Wjatkaer Gebiet zur Unterwerfung gezwungen.<sup>51)</sup>

Unter der Herrschaft Iwans III. kamen viele Gesandte fremder Fürsten nach Russland, und auch das Haus Habsburg trat in Verbindung mit dem Grossfürsten. Dadurch kam eine Menge neuer Nachrichten über das grosse Osterreich nach Westeuropa, und die bisher mit Ortsnamen ziemlich dürftig versehenen Karten desselben gewinnen bald ein völlig anderes Aussehen. Schon im Jahre 1473 war der venezianische Gesandte Ambrogio Contarini von einer Sendung nach Persien über Astrachan, Rjasan und Moskau zurückgekehrt.<sup>52)</sup> An den Grossfürsten selbst wurde vom deutschen Kaiser Friedrich III. 1486 und 1489 Nikolaus Popel (die russischen Urkunden nennen ihn Poplew) gesandt, ein czechischer Edelmann, dem seine slavische Abstammung ermöglichte, mit dem Grossfürsten unmittelbar, ohne Vermittlung eines Dolmetsch zu verkehren. Im Jahre 1490 kam Georg von Thurn als Gesandter des römischen Königs Maximilian nach Moskau, um ein Bündnis abzuschliessen und wegen der Werbung Maximilians um eine russische Prinzessin zu unterhandeln. Eine zweite Reise Thurns nach Moskau gegen Ende des folgenden Jahres hatte nur den Zweck, das geschlossene Bündnis nun auch seitens des Grossfürsten eidlich bestätigen zu lassen, wie dies bereits von Maximilian in Anwesenheit russischer Gesandten auf einem Reichstage zu Nürnberg geschehen war, und den König zu entschuldigen, dass er, auf die falsche Nachricht, Thurn sei auf der ersten Reise verunglückt bevor er seine Werbung anbringen konnte, sich auf Zureden der Reichsfürsten mit Anna von Bretagne vermählt hatte.<sup>53)</sup> Von grösserer Wichtigkeit für die Vermehrung der geographischen Kenntnisse versprach eine Gesandtschaft zu werden, welche 1492 in Moskau eintraf. Erzherzog Siegismund, der in Inspruck Hof hielt, sandte einen gewissen Michael Snujs auf eine Forschungsreise nach Russland, mit



dem Auftrage, die russische Sprache zu erlernen und sich mit allen Sehenswürdigkeiten des noch so wenig bekannten Landes vertraut zu machen. In Moskau stiess dieser Gesandte leider auf einen Widerstand, den man nicht erwartet hatte. Den Russen fehlte wohl noch das Verständniss für den Nutzen derartiger Reisen, und das allen noch auf niedriger Bildungsstufe stehenden Völkern eigene Misstrauen gegen Fremde veranlasste sie, Snups' Weiterreise unter allen möglichen Vorwänden zu verhindern. Er wollte bis zum Ob vordringen, aber man wandte dagegen ein, dass dieser Fluss sehr weit entfernt sei und sogar die mit der Erhebung der Abgaben betrauten Beamten des Grossfürsten auf der Reise dorthin grosse Schwierigkeiten zu überwinden hätten; als Snups dann den Wunsch aussprach, durch Polen oder durch die Türkei zurückzukehren, wurde ihm auch dies unter dem Vorwande, dass der Weg zu unsicher sei, verwehrt, und er musste durch Livland, von wo er gekommen war, nach Deutschland zurückkehren. Für die Verbreitung von Kenntnissen, welche auf das eigentliche Wolgagebiet Bezug hatten, blieben alle diese Reisen mit Ausnahme jener Contarinis belanglos, da der Endpunkt aller Gesandtschaftsreisen Moskau war. Erst unter Iwans Nachfolger Wassilij sollte auch die Wolga dem Abendland endlich bekannter werden.

In die letzte Lebenszeit Iwans fällt noch ein abermaliger Krieg gegen die kasanschen Tataren. Machmed Amin liess sich durch das Zureden seiner Frau, die ihm seine Abhängigkeit von Moskau als schimpflich und unwürdig darstellte, bewegen, Iwan den Eid der Treue zu brechen. Er reizte die Tataren gegen die Russen auf, und am 24. Juni 1504 wurden die nichts Böses ahnenden russischen Kaufleute, welche nach Kasan zu Markte gekommen waren, plötzlich überfallen und aller Waren beraubt, viele ermordet oder als Sklaven den Nogaiern verkauft. Die Beute, welche dieser Verrat den Tataren einbrachte, soll unermesslich gewesen sein und Machmed Amin selbst ein ganzes Gemach mit Silber- und Goldmünzen gefüllt haben. Wenn auch diese Angabe zweifellos stark übertrieben ist, da silberne und goldene Münzen damals in Russland noch viel zu selten waren, um in solcher Menge erbeutet

werden zu können, so war doch jedenfalls der Verlust, den die russischen Kaufleute erlitten, kein geringer, und es war nicht anzunehmen, dass der Grossfürst eine solche Schädigung seiner Unterthanen ruhig mit ansehen werde. Um ihm zuvorzukommen, fiel Achmed Amin mit einem grossen Tatarenheer und 20 000 Nogaiern in Russland ein und drang verheerend bis Nishnij Nowgorod vor, dessen Vorstädte er verbrannte, ohne die Stadt selbst einnehmen zu können, welche die Einwohner tapfer verteidigten. Nach dreissigtägiger Belagerung brachen Streitigkeiten zwischen den Tataren und Nogaiern aus, welche Machmed Amin veranlassten, nach Kasan zurückzukehren. Ein 100 000 Mann starkes russisches Entsatzheer war indessen bereits bis Murom gelangt, verfolgte jedoch den abziehenden Feind nicht, weil man stündlich den Tod des schwerkranken Grossfürsten erwartete, der endlich am 27. Oktober 1505 eintrat. Der Freiheitstraum Machmed Amins war trotzdem von kurzer Dauer. Auf einen so wichtigen Besitz wie Kasan vermochte der Grossfürst nicht zu verzichten, und Iwans Sohn und Nachfolger Wassilij III. zwang Achmed Amin bald, seine Oberhoheit wieder anzuerkennen (1507). Vierzehn Jahre blieb nun Kasan ruhig. Nach Achmed Amins Tode setzte der Grossfürst den unter seinem Schutze in dem Städtchen Meschtschera lebenden Astrachaner Zarewitsch Schich-Ali, den Enkel Achmeds, des letzten Chans der goldenen Horde, auf den Thron von Kasan, trotzdem er dem Chan der Krym versprochen hatte, als Entgelt für seinen Beistand gegen Polen seinen Bruder Saip-Girei zum Fürsten von Kasan zu machen. Den Kasanern gefiel ihr neuer Herrscher nicht; als Saip-Girei mit einem Heere vor den Thoren Kasans erschien, wurde er freudig aufgenommen und Schich-Ali vertrieben. Ermutigt durch diesen ersten Erfolg, fiel nun Saip-Girei im Bunde mit Machmed-Girei und den Nogaiern in Russland ein. Die Kasaner bemächtigten sich Nishnij Nowgorods und Wladimirs, die krymschen Tataren erschienen vor Moskau, von wo der Grossfürst eiligst nach Wolokolamsk floh. In der Stadt waren keine Anstalten zur Verteidigung getroffen, die Menge Menschen, die sich in dieselbe geflüchtet hatte, musste in wenigen Tagen Hungers-

not und Krankheiten erzeugen. Unter solchen Umständen waren die Moskauer bereit, auf die härtesten Bedingungen einzugehen, wenn sie nur dadurch den Abzug Machmed-Gireis erkaufen. Sie stellten auch im Namen des Grossfürsten eine Urkunde aus, durch welche dieser sich verpflichtete, dem Chan die Abgabe zu entrichten, welche vor Zeiten die russischen Fürsten den Mongolen gezahlt hatten. Die Umgegend Moskaus hatte indessen schwer gelitten, weit und breit waren alle Dörfer eingeäschert. Die Tataren wandten sich nun dem Okathal zu und kamen vor Rjasan. Während sie dort mit der Bevölkerung wegen Auslösung der mitgeschleppten Gefangenen verhandelten, suchten sie sich durch Hinterlist der Stadt zu bemächtigen. Der Befehlshaber der Geschütze in Rjasan, ein Tiroler namens Johann Jordan, bemerkte, dass sich immer mehr Tataren herandrängten und die erschreckten Russen nicht daran dachten, sie zurückzuweisen. Die der Stadt drohende Gefahr erkennend, liess er rasch entschlossen alle seine Geschütze auf den Menschenknäuel abbrennen und trieb dadurch die Tataren in die Flucht. Als darauf die Tataren verlangten, man solle ihnen denjenigen ausliefern, der verräterisch auf die Ihrigen Feuer gegeben habe, da war die Feigheit und der Kleinmut der Rjasaner so gross, dass sie ihren Retter ausgeliefert hätten, wenn ihn der Statthalter nicht in Schutz nahm.<sup>54)</sup>

Die Verheerungen, welche dieser Tatarenzug verursacht hatte, waren ungeheuer, obwohl die Angabe, dass man gegen 800 000 Gefangene fortgeschleppt, eine arge Übertreibung sein mag. Machmed-Girei wandte sich nun gegen Astrachan, um mit Hilfe des Nogaierfürsten Mamai den dort herrschenden Sohn Tschenibeks, Ussein, zur Unterwerfung zu zwingen. Astrachan wurde genommen, aber mitten im Siegesjubel überfiel Mamai treulos seinen Bundesgenossen, der mit dem grössern Teil seines Heeres erschlagen wurde. Nur wenige hundert Tataren entrannten dem Tod oder der Gefangenschaft, und die Krym hatte für lange Zeit aufgehört, Russland gefährlich zu sein, umso mehr da auch noch Thronstreitigkeiten das Land zerrütteten. Saip-Girei, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, vermochte sich in Kasan nicht zu behaupten.

Wassilij liess, um einen festen Stützpunkt für den Angriff gegen ihn zu haben, 146 Werst von Kasan an der Mündung der Ssura in die Wolga die Stadt Wassiljew anlegen (1523), und im folgenden Jahre sandte er ein Heer gegen Kasan. Saip-Girei floh nach der Krym, und die Kasaner riefen seinen Neffen, den erst 13 Jahre alten Sapha-Girei zum Fürsten aus, der von dem (wie nachher behauptet wurde: bestochenen) russischen Feldherrn anerkannt wurde. Da Sapha-Girei dem Grossfürsten bald verdächtig wurde, erschien 1530 abermals ein russisches Heer vor Kasan. Sapha-Girei entfloh aus der Stadt und die Kasaner baten den Grossfürsten, ihnen Schich-Ali zum Herrscher zu geben. Noch bevor dieser in Kasan eingetroffen war, änderten die Kasaner ihren Sinn und liessen durch eine neue Gesandtschaft bitten, ihnen statt Schich-Ali dessen jüngern Bruder Enalei zum Herrscher zu geben. Auch dies bewilligte Wassilij, und Enalei, der 1532 durch einen grossfürstlichen Abgesandten in Kasan als Zar eingesetzt wurde, erwies sich als ein so demütiger Diener seines Herrn, dass er es nicht einmal wagte, sich ohne die Zustimmung des Grossfürsten zu verheiraten.

Unter Wassilij verschwanden auch die letzten russischen Teilfürstentümer. Schon Iwan III. hatte einen Teil des Fürstentums Rjasan an sich gerissen und nannte sich danach Fürst von Rjasan. Nun wurde der junge Fürst von Rjasan, Iwan, geheimer Verbindungen mit der Krym beschuldigt, ins Gefängnis geworfen und sein Land nach und nach mit Moskau vereinigt (1517). Ein gleiches Los traf alle anderen Fürsten, welche noch landeshoheitliche Rechte ausübten. Der Grossfürst nannte sich fortan im Verkehr mit ausländischen Fürsten: „Der grossmächtige Herr Wassilij, von Gottes Gnaden Zar und Beherrscher von ganz Russland und Grossfürst von Wladimir, Moskwa, Nowgorod, Pskow, Ssmolensk, Twer, Jugrien, Perm, Wjatka, Bulgarien und anderen; Beherrscher und Grossfürst von Nowgorod Nisowskija Semli, von Tschernigow und Rjasan, von Wolotzk, Rshew, Belsk, Rostow, Jaroslawl, Bjelosersk, Udorien, Obdorien, Kondinien, und anderen.“

Die Beziehungen des Grossfürsten zu den westenropäischen

Fürsten, namentlich zum deutschen Kaiser, brachten es mit sich, dass Russland bekannter wurde und auch über die Gegenden östlich von Moskau ausführlichere Nachrichten nach Westeuropa gelangten. Das grösste Verdienst in dieser Beziehung erwarb sich der kaiserliche Gesandte Ritter Siegismund von Herberstein, der 1516 und 1526 als Friedensvermittler im polnisch-russischen Kriege nach Moskau ging, das zweite Mal mit Gesandten des Kaisers Karls V. und des Papstes. Auf der ersten Reise vermochte Herberstein den Hauptzweck derselben nicht zu erreichen, und die zweite hatte bloß einen fünfjährigen Waffenstillstand zwischen Russland und Polen zur Folge; um so grösser waren die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise, da der des Slavischen kundige (aus Kärnten stammende) Herberstein sich mit den Russen ohne Dolmetsch verständigen und so vieles zu erfahren vermochte, was anderen Reisenden vor ihm fremd geblieben war, und da er überdies der Sammlung von Nachrichten über Land und Leute besondere Sorgfalt widmete. Seine Reisebeschreibung, welche viele Ausgaben und Übersetzungen erlebte,<sup>55)</sup> ist ein grundlegendes Werk für die Kenntnis des ältern Russlands, und mit ihm beginnt eigentlich erst unsere Kenntnis des Riesenreiches. Herberstein verdanken wir auch die erste auf Grund eigener Forschungen und Reisen entworfene Karte Russlands, die allerdings noch eine Menge unrichtiger Angaben enthält.

Die Wolga entspringt auf dieser Karte aus einem See südwestlich von Twer,<sup>56)</sup> fliesst dann, die Twerza aufnehmend, nordostwärts, nimmt bei Chlopigorod und Uglicz die aus dem Albus Lacus kommende Scheksna, die Mologa und den an Uglicz vorbeifliessenden Abfluss eines Sees auf, kommt stets in derselben Richtung weiterfliessend an Jaroslawl und Rostow vorbei, worauf sie sich in vielen Windungen ostwärts wendet und erst bei Kostroma nach Südost abbiegt, welche letztere Richtung sie bis Nowgorodia Inferior beibehält. Zwischen Nowgorodia Inferior und Muron mündet die der obern Wolga parallel laufende Clesma. Weitere Zuflüsse der Wolga sind die Sura (bei Basilgorod), die Wiagla (r) zwischen Basilgorod und Kam, die Wieczna bei Kam. Die Oka

(Occa) erscheint als der Hauptstrom, die Wolga als Nebenfluss. Die Oka kommt aus einem See oder Sumpf, in welchen die Mosqua sich ergießt und in dessen Mitte eine Insel und an dessen Westufer Rezan (Rjasan) liegt. Die Quelle der Oka befindet sich in der Nähe der Stadt Msceneck, und während sie, vorbei an Worotin, Doiow, Coluga, Cirpach und Corsira nordostwärts dem See von Rjasan zufließt, zweigt sich von ihr ostwärts der grosse Fluss Schat ab, welcher den Joannis Lacus durchströmt und dann als Tanais in den Maeotis Palus mündet. Noch verwirrter als bei der Oka ist die Darstellung bei der Kama. Zwei Flüsse, Wjatka und Reczicza, vereinigen sich bei der Stadt Orlow und münden in die Kama. an der Stelle, an welcher diese die Belaja aufnimmt, aber auf dem rechten Ufer der Kama ist kein Zufluss, auch die Wjatka nicht, verzeichnet. Den Namen Kama selbst weist die Karte nicht auf. Bei Permia fließt ein Fluss vorbei, der als Wischoria verzeichnet ist. An der Wjatka und Reczicza und dem durch ihre Vereinigung gebildeten Fluss liegen: Slowoda, Orlow, Klinow und Chotelnicz. An der Wolga finden wir abwärts von Chlopigorod: Uglicz, Jaroslaw, Kam, Kasan; bei der Wolgamündung liegt auf dem linken Ufer Soraiczik, auf dem rechten Schamachi, weiter flussaufwärts Astrachan. Von Nowgorod bis zur Belaja wohnen Tscheremissen, südlich von Kassimow Mordwinen. Der Landstrich zwischen dem Don und der Wolga führt die Bezeichnung Prewos seu Trajectus Magnus. Das Wolgaknie liegt unter demselben Breitengrade wie das Südende des Sinus Livonicus.

Herberstein zählt in der Vorrede zu seinem Buche diejenigen auf, welche vor ihm Beschreibungen oder Landkarten Russlands veröffentlicht hatten: Nikolaus Cusanus, Paulus Jovius, Joannes Fabri, Antonius Bied, Olaus Gothus, Matthaeus Mechovita, Albertus Campensis und Munsterus. Von diesen gebührt Sebastian Münster das Verdienst, die ersten eigentlichen Karten von Russland veröffentlicht zu haben, da auf allen früher erschienenen Russland nur in zweiter Reihe als Nachbargebiet der zur Darstellung gebrachten Länder in Betracht kam. Diese Karten erschienen 1544 zu Basel in Münsters bekannter „Cosmographei oder Be-

schreibung aller Länder, Herrschaften, fürnenisten Stellen, Geschichten, Gebreuchen u. s. w.<sup>4</sup>, und unter ihnen befindet sich eine Karte von Moscovia (16 zu 17,4 cm), auf der die Wolga mit vielen ihrer Nebenflüsse verzeichnet ist. Im Vergleich mit der Herbersteinchen ist diese Karte sehr arm an Ortsnamen im Wolgagebiet, und nennt auch bei keinem der in ihr angegebenen Zuflüsse der Wolga dessen Namen. Inbezug auf das Verhältnis der Wolga zum Don stimmt sie so ziemlich mit der Herbersteinschen überein. Paulus Jovius (Paolo Giovio), welchen Herberstein auch unter seinen Vorgängern anführt, hatte im Verkehr mit dem in Rom weilenden russischen Gesandten Dimitrij Gerassimow (1525) allerlei Nachrichten über Russland gesammelt, welche er dann in seinem Libellus de legitione Basili<sup>57</sup>) veröffentlichte. Die darin von Jovius erwähnte Karte Russlands scheint damals nicht durch den Druck veröffentlicht worden zu sein, ist aber handschriftlich in einem Kartenwerk des Battista Agnese enthalten, das sich in der Marcusbibliothek in Venedig befindet und vor einigen Jahren photographisch vervielfältigt worden ist.<sup>58</sup>) Die Wolga entspringt auf dieser Karte — gleich dem Dnjepr, der Newa und Düna — aus einem grossen Sumpfe (palus magna), und heisst „uolga sive rha fluvius, quem tartari edil vocant“. Sowohl die Oka als die Kama sind auf dieser Karte unbenannt. Ausser ihnen nimmt die Wolga (l.) den aus dem Bjelo Osero (beloserio) kommenden sama fl (die Scheksna) auf, ferner (r.) einen unbenannten Fluss (den Nerl), die an uolodemaria (Wladimir) vorbeifliessende clesma (die Kljasma, den Nebenfluss der Oka) und den sur fl (die Ssura), von relania (resania, Rjasan) kommend, mit einer unbenannten Stadt (Wassilgorod) an der Mündung; unterhalb letzterer beschliesst (l.) die an casanum tatarum (Kasan) vorbeifliessende Kama, deren Quelle im Gebiet der Nogai Tartari liegt, die Reihe der Zuflüsse der Wolga. Die Strecke von der palus magna bis zur Kamamündung ist bedeutend verkürzt, dagegen der Unterlauf des Stromes viel zu weit nach O gezogen. In die Oka mündet die unbenannte Moskwa, in letztere die neglina. Am Zusammenfluss der neglina und Moskwa (Moschus nennt sie Jovius in seiner topographischen Beschreibung)

liegt moscha civitas magna. An der Wolga nennt die Karte noch folgende Städte: uglora (Uglitsch, unterhalb der Scheksna-Mündung), iaroslaunia (Jaroslawl) und citracan emporium civitas magna auf dem rechten Ufer bei der Mündung, auf dem rechten Okaufer odoyeff (das an der Upa gelegene Odojew) und gegenüber der Moskwa-Mündung columna (das l. liegende Kolomna), auf dem linken Ufer unterhalb Moskau eine unbenannte Stadt (Sserpuchow oder Kaluga?), endlich an dem unbenannten Wolgazuffluss (dem Nerl) die Stadt Pereaslaunia (Perejaslawl). Weit nach W, etwa nordwärts von Twer, ist die Permia Regio verschoben.

Herberstein zählt unter jenen, von denen tabulae oder commentarii de Moscovia vorhanden waren, auch einen Antonius Bied auf, der jedenfalls der Antonius Wied ist, von welchem Ortelius in dem Catalogus auctorum tabularum geographicarum in seinem Theatrum orbis terrarum erwähnt, dass er in Antwerpen ohne Druckjahr eine Karte von Moscovia veröffentlicht habe. Diese im Jahre 1555 erschienene Karte ist vor kurzem aufgefunden und in photographischem Druck wiedergegeben worden.<sup>59)</sup> Auch hier entspringen Wolga, Dnjepr, Düna und Newa aus einem See oder Sumpf. Dicht am Abfluss der Wolga liegt (l.) Wollosek (Wolotschok), weiter abwärts Twier (Twer) gegenüber der Mündung der unbenannten Twerza. Das oberhalb Twer verzeichnete Dorsok (Torschok) ist zu weit nach O gesetzt, da es ziemlich in der Mitte zwischen Twer und Wolotschok liegen sollte. Die starke Verkürzung des Oberlaufes des Stromes hat auch zur Folge, dass die Mündung der Mologa sich dicht unterhalb Twer befindet, während sie in Wirklichkeit 333 Werst von demselben entfernt ist. An der Mologa liegen (l.) Ustuzna (Ustjushna) und (l.) Holobe (Chlopi-gorod). Aus dem Bjelo Osero, in dem sich eine Burg befindet, in welcher der Grossfürst in Kriegszeiten seinen Schatz verwahrt, kommt ein unbenannter Fluss herab (die Scheksna). Weiter abwärts liegen (r.) Jeroszlabf (Jaroslawl) und Kostroma. Der hier mündende gleichnamige Fluss fehlt auf der Karte, doch finden wir zwei im Flussgebiet der Kostroma gelegene Städte, das von einem See umgebene Halitz (Galitsch) und Czochloma (Tschuchloma).



Das nordöstlich von Galitsch gelegene Tschuchloma ist jedoch zu weit nach O an einen Nebenfluss der Onsthea (Unsha), an dem die gleichnamige Stadt liegt, versetzt. Der Irrtum Wieds mag dadurch veranlasst sein, dass die Wiga, ein Nebenfluss der Unsha, unweit Tschuchloma entspringt. Oberhalb der Uisha-Mündung (anstatt ihr gegenüber) liegt (r.) an der Wolga Jorgowitz (Jurjewez Powolshskij). Bei Nouigrod nysni mündet die von S kommende Occa (Oka). Dieselbe entspringt unterhalb Beleff (Bjelow), nimmt bald darauf die aus dem See Plottho (der mit dem Juan lacus, aus dem der Tanais entspringt, zusammenhängt) kommende Uppa auf, an welcher aufwärts Oduieff (Odojew) und Tulla (Tula) liegen, vereinigt sich oberhalb Koluha (Kaluga) mit einem unbenannten kleinen Fluss (wahrscheinlich die Ugra, mit der Stadt Opakow) und fließt dann an Kossera (Kaschira) vorbei nach Resna (Alt-Rjasan). Zwischen Kaschira und Rjasan mündet die unbenannte Moskwa, an welcher die Städte Mossaysk (Moshaisk), Moscouia metropolis und Kolumna liegen. Unterhalb Rjasan folgen: (r.) Mestzora (Meschtschera, das spätere Kassimow), (r.) der Moksza fluvius (die Mokscha, ein Zufluss der in die Wolga fallenden Sna), an demselben weiter aufwärts (r.) Kadoma (Kadom), an der Wolga (r.) Murom und (l.) die Mündung eines unbenannten Flusses (der Kljasma). An derselben liegt Horochowietz (Gorochowetz), an seiner Quelle Volodimir (Wladimir), nördlich von letzterem Perslawl (Perejaslawl) an einem See, dessen Abfluss an Jorgof und Ssusdal vorbei zur Oka fließt. In Wirklichkeit entsendet der Pleschtschewo-See, an welchem Perejaslawl liegt, sein Wasser durch den Nerl in die Wolga, aber unweit des Sees entspringt ein gleichfalls Nerl genannter Fluss, welcher an Ssusdal vorbeifließt, sodass leicht eine solche Verwechslung eintreten konnte, wie sie unsere Karte aufweist.

Die mit der Oka vereinigte Wolga nimmt bei Wassilgorod die Sora (Sura) auf, den letzten Wied bekannten rechtsseitigen Nebenfluss. Links mündet zunächst bei Kassanorda (das alte Kasan) ein unbenanntes Flässchen (die Kasanka), dann Kamma fluvius (Kama), der in der Mitte seines Laufes sich mit dem Viattka

fluvius vereint. Die Kama erscheint bedeutend verkürzt, etwa halb so lang wie die Oka, und an ihren Ufern ist keine, an der Wjatka nur eine Stadt, Chilynow (Chlynow, das jetzige Wjatka). Weliki Perim (Tscherdyn) müssen wir hoch im Norden suchen, zwischen zwei unbenannten Flüssen, welche in den Ob münden. Oberhalb Kasan beginnt auf dem rechten Ufer das als Pereflocka (Wolok) bezeichnete Gebiet zwischen Wolga und Don. An der vielarmigen Wolgamündung liegt rechts am Ufer des Mare Caspium Astarchan, das ganze Gebiet zwischen der Wolga und dem Deick (Jaik) bedecken die Zelte der Horda Nohay.

Ein Vergleich der Wiedschen Karte mit der von Sebastian Münster in seiner Kosmographie veröffentlichten, welche bis vor kurzem als die älteste Karte Russlands galt, zeigt sofort, dass Münster die Wiedsche Karte nachgezeichnet hat. Münster hat den nördlichsten Teil der Wiedschen Karte und auch wegen Raum mangels sehr viele auf der erstern verzeichnete Orte entweder ganz weggelassen oder nur das Städtezeichen ohne Beifügung eines Namens gesetzt, auch von den vielen bildlichen Darstellungen Wieds nur drei aufgenommen. Die einzige wesentliche Neuerung ist die unserer jetzigen entsprechende Orientierung, während die Wiedsche Karte noch die mittelalterliche Orientierung (N links, O oben) zeigt.

So dürftig im allgemeinen auch noch der Inhalt aller dieser Karten ist, so war nun doch bereits ein wichtiger Schritt vorwärts gethan, und schon die nächsten Jahrzehnte brachten bedeutende Fortschritte der Kenntnis Russlands. Mit der durch Iwans IV. Wassiljewitsch schonungsloses Vorgehen gegen die Bmjaren bewirkten Stärkung und Festigung der Zarenmacht ging Hand in Hand eine Machtzunahme nach aussen, wie sie noch kein Grossfürst vor Iwan erzielt hatte. Die Nachbarreiche Kasan und Astrachan, von denen in früherer Zeit so viel des namenlosen Elends über Russland gekommen war, verschwinden aus der Reihe der selbständigen Reiche und werden dem Grossfürsten unterthan, der noch kurz vor seinem Tode auch die weiten Ebenen Sibiriens seiner Herrschaft unterworfen sieht. Gesetz und Ordnung be-

ginnen im Verein mit der vordringenden russischen Kultur in Gegenden Platz zu greifen, welche bisher der Tummelplatz räuberischer Horden waren und in denen die Forschung auf fast unüberwindliche Hindernisse stiess, welche zu bezwingen nur wenigen kühnen Reisenden gelungen war.

Bald nach der Thronbesteigung Iwans (1534) fand sich in Moskau eine Gesandtschaft ein, durch welche der kasansche Zar Enalei den Grossfürsten wieder als seinen Oberherrn anerkannte. Die Unterwürfigkeit Enaleis gefiel den Kasanern nicht, er wurde ermordet, und der krymsche Zarewitsch Sapha-Girei bestieg abermals den Thron, indem er sich mit der verwitweten Fürstin, der schönen Ssumbeka vermählte. Da die russische Partei in Kasan den Grossfürsten zu veranlassen suchte, den in Bjelo Osero gefangen gehaltenen Schich-Ali zum Herrscher in Kasan zu ernennen, und dieser ihrem Wunsche nicht abgeneigt schien, hielt es Sapha-Girei für angezeigt, eine Annäherung an Iwan zu suchen, umso mehr, da er wegen der Thronstreitigkeiten in der Krym auf keine Unterstützung von dorthier hoffen durfte. Er liess den Grossfürsten durch eine Gesandtschaft seiner Freundschaft versichern, was seine Unterthanen nicht abhielt, Raubzüge in russisches Gebiet zu unternehmen. Nachdem sie auf einem derselben bis Nishnij Nowgorod vorgedrungen waren und dort die Vorstädte verbrannt hatten, liess Iwan zum Schutz der Grenze die Stadt Bui am Flusse Korega erbauen, schloss ein Bündnis mit Astrachan und traf alle Anstalten zu dem über kurz oder lang doch unvermeidlichen Kriege. Als ihn 1541 eine mit der Herrschaft Sapha-Gireis unzufriedene Partei zum Einschreiten auffordern liess, sandte er bereits ein Heer gegen Kasan, doch kam es diesmal noch zu keinem ersten Zusammenstoss, weil die Russen seit Jahren fast ununterbrochen die Krymschen Tataren abzuwehren hatten. Wiederholt hatten sie das Rjasansche geplündert und 1541 rückte Saip-Girei mit grosser Heeresmacht gegen die Oka vor. Diesmal waren die Russen auf den Angriff vorbereitet, hatten ein Heer an der Oka zusammengezogen, und die Tataren, welche sich in ihrer Erwartung, den Feind überraschen zu können, getäuscht sahen, zogen sich zurück.

Der Chan der Krym hatte durch seine Einfälle wenigstens das Eine erzielt, dass Kasan eine Zeitlang von den Russen nicht belästigt wurde. Sapha-Girei behauptete sich in Kasan bis zum Dezember 1545, worauf ein Aufstand ausbrach, der mit seiner Vertreibung endete. Der Grossfürst ernannte nun auf die Bitten der Kasaner den in Kassimow lebenden Schich-Ali zum Zar, doch bald war das unruhige Volk auch dieses Herrschers überdrüssig, und die Unzufriedenen riefen den kaum erst vertriebenen Sapha-Girei zurück. Schich-Ali gelang es, sich rechtzeitig zu flüchten, doch über jene, welche an Sapha-Gireis Vertreibung schuld waren, wurde nun strenges Gericht gehalten, so dass viele Vornehme in Moskau Schutz suchten. Nachdem die den Tataren unterthanen Tscheremissen der Bergseite (vom hohen rechten Wolgaufer) sich Ende 1546 dem Grossfürsten freiwillig unterworfen hatten, unternahm dieser im folgenden Jahre selbst einen Feldzug gegen Kasan, der erfolglos blieb, da das frühzeitige Auftauen der Wolga ihn zur Umkehr zwang. Gleichzeitig hatte Saip-Girei, der Chan der Krym, Astrachan erobert und zerstört und das Zartum von einem unangenehmen Nachbar befreit. Im Jahre 1549 fiel sich Sapha-Girei in der Trunkenheit zu Tode, worauf die Kasaner seinen und der Prinzessin Ssumbeka Sohn Utemisch-Girei auf den Thron erhoben. Der Grossfürst rückte sofort mit einem Heere vor die Stadt und schloss sie ein, vermochte sie aber nicht einzunehmen und sah sich abermals durch eintretendes Tauwetter zum Rückzug gezwungen. Dagegen setzten sich die Russen im folgenden Jahre mitten im kasanschen Gebiet fest und gründeten dort an der Wolga die Stadt Swijashsk oder Iwangorod, worauf alle auf der Bergseite wohnenden Tscheremissen, Tschuwaschen und Mordwinen sich dem Grossfürsten freiwillig unterwarfen. Um sicher auf Unterstützung bei einem künftigen Zuge gegen Kasan rechnen zu können, beschenkte der Grossfürst ihre Vornehmen, die er nach Moskau kommen liess, reichlich und sicherte ihnen dreijährige Abgabefreiheit zu. In Kasan, wo Koschtschak, der Geliebte der schönen Ssumbeka, sich mit dem Plane trug, den jungen Utemisch zu ermorden und sich selbst des Thrones zu bemächtigen, herrschte

indessen die grösste Verwirrung, welche auch nach Koschtschaks Vertreibung (er wurde von den Russen gefangen und in Moskau hingerichtet) nicht nachliess. Abermals wurde Schich-Ali als Herrscher erbeten, und Iwan gab seine Einwilligung, doch diesmal wurde bereits die Macht des kasanschen Zaren beschränkt: er musste die ganze Bergseite der Wolga an Russland abtreten, alle gefangenen Russen, gegen 16 000 an der Zahl, in Freiheit setzen und eine russische Besatzung zu seinem Schutze in die Stadt aufnehmen. Ssumbeka und Utemisch wurden nach Russland abgeführt und sahen Kasan nicht wieder.

Kasan konnte als erobert gelten, erobert ohne Blutvergiessen, und niemand ahnte, wie schwere Kämpfe noch die wirkliche Unterwerfung kosten würde. Die Tataren vermochten den Verlust der Bergseite nicht zu verschmerzen, und Schich-Alis Bedrückungen vermehrten die Unzufriedenheit. Viele verlangten bereits die Einverleibung in Russland und die Ernennung eines zarischen Statthalters. Schich-Ali, der einsah, dass er sich nicht halten könne, wollte sich wenigstens Iwans Gunst sichern, indem er Anstalten traf, um den Russen eine mühelose Besitzergreifung zu ermöglichen. Dann begab er sich nach Swijashsk, von wo sofort ein Heer aufbrach, um Kasan zu besetzen. Wider Erwarten fand es die Thore verschlossen, denn in der Stadt hatte sich ein abermaliger Umschwung der Anschauungen vollzogen und man rüstete sich zu verzweifelterm Widerstand. Der astrachanische Zarewitsch Ediger wurde zum Zar gewählt, von allen Seiten Verstärkungen herangezogen, sogar der Sultan um Hilfe angefleht. Solche verzweifelte Anstrengungen waren nötig, denn auch Iwan hatte stark gerüstet und zu dem entscheidenden Schlag gegen Kasan ein gewaltiges Heer zusammengezogen.

Am 13. August erreichte dieses Heer Swijashsk und überschritt in den folgenden Tagen ungehindert die Wolga. Eine Zählung des Heeres hatte ergeben, dass dasselbe 150 000 Mann stark war. Dagegen erfuhr man durch Überläufer, dass in der feindlichen Hauptstadt 30 000 kasansche Tataren und 2700 Nogaiier den Angriff der Russen erwarteten. Dieselben unternahmen, sowie das

Belagerungsheer vor Kasan ankam, sofort einen wütenden Ausfall. Sie wurden zwar zurückgetrieben, aber mit ungebrochenem Mut unternahmen sie immer wieder Ausfälle, um die Belagerungsarbeiten zu stören.<sup>60)</sup> Jeder Tag brachte grössere oder kleinere Gefechte. Belagerer und Belagerte hatten die Rollen vertauscht. Mühsam erwehrten die Russen sich der Angreifer, und die Belagerungsarbeiten rückten nur langsam vorwärts. Die Kasaner hatten einen Teil ihrer Reiterei unter Führung des Fürsten Japantschi bei Arsk aufgestellt, von wo derselbe das Belagerungsheer unablässig im Rücken beunruhigte und ihm die Zufuhr abzuschneiden suchte. Trotzdem war Kasan schon am 29. August von allen Seiten eingeschlossen, und 150 schwere Geschütze eröffneten ihr Feuer gegen die Stadtmauern. Kurbatow-Schuischik wurde mit 45 000 Mann gegen Japantschi gesandt, eroberte Arsk und vernichtete die feindliche Heeresabteilung. Bald darauf entdeckten die Russen die Quelle, welche die Belagerten mit Trinkwasser versorgte, untergruben die Leitung und sprengten sie am 5. September in die Luft. Dabei wurde ein Teil der Stadtmauer zerstört, aber den Russen gelang es diesmal noch nicht, durch die Bresche einzudringen. Auf das unreine, faule Wasser einer in der Stadt entspringenden Quelle angewiesen, hielten die Belagerten wacker stand, trotzdem ausser den Kugeln des Feindes nun auch Krankheiten ihre Reihen zu lichten begannen. Vergebens bot ihnen der Zar freien Abzug an. Noch mehrere Wochen hielt sich Kasan, bis endlich die Schanzarbeiten der Belagerten so weit vorgeschritten waren, dass diese einen entscheidenden Sturm wagen konnten. Am 1. Oktober warf eine mit 48 Fässern Pulver gefüllte Mine ein grosses Stück der Stadtmauer nieder, und gleich darauf begann der Sturm. Anfangs zurückgeschlagen, sammelten sich die Russen rasch wieder, als der Zar selbst mit der Fahne in der Hand unter den Flihenden erschien, und drängten nun die Tataren unaufhaltsam zurück. Jede Strasse, jedes Haus musste erkämpft werden, haufenweise lagen die Leichen in den Strassen, und viele Stunden tobte noch der Kampf in der Stadt, bevor der letzte Widerstand gebrochen war. Unermesslich war die Beute,

welche den Siegern in die Hände fiel, Gold, Silber, kostbares Pelzwerk, und die Menge der Gefangenen war so gross, dass jedem Krieger Iwans einer zugeteilt werden konnte. Zar Ediger selbst, der während der letzten Stunden grosse Tapferkeit bewiesen, befand sich unter den Gefangenen.<sup>61)</sup>

Erst am 4. Oktober, nachdem die Leichen aus den Strassen entfernt worden, hielt Iwan seinen Einzug in die eroberte Stadt und pflanzte an der Stelle im Kreml, welche jetzt die später von ihm erbaute Kathedrale der Verkündigung Marias einnimmt, das Kreuz auf. Die nächsten Tage benutzte er, um die nötigen Anstalten zur Sicherung der Stadt und zur Ordnung der Verhältnisse in derselben zu treffen. An Stelle der hölzernen Burg der tatarischen Zaren wurde der Bau des jetzigen steinernen Kremels begonnen, welcher 5000 Mann Besatzung erhielt. Um Zusammenstösse zwischen der russischen und tatarischen Bevölkerung zu vermeiden, wurde die letztere aus der Stadt ausgewiesen und zur Ansiedlung in der sogenannten tatarischen Sloboda (Vorstadt) verhalten, welche sich bis heute erhalten hat. Kasan wurde Sitz eines Erzbischofs, Mönche wurden herangezogen und bei den Klöstern Schulen für die Tataren errichtet, welche sich taufen liessen. Auf alle Weise suchte der Zar das russische Element in der Stadt zu stärken, und da der Zuzug freiwilliger Ansiedler anfangs noch gering blieb, musste die zwangsweise Ansiedlung aus-  
helfen, und Kasan wurde für lange Zeit Verbannungsort für Verbrecher oder in Ungnade gefallene Leute.

Das kasansche Zartum war unterworfen, aber beruhigt war es noch lange nicht. Raubgesindel aller Art machte die Strassen unsicher, und im Jahre 1553 kam es zum offenen Aufstand. Den Russen gelang es zwar leicht, die ungeregelten Haufen der Tataren, Tschuwaschen u. s. w. zu zerstreuen, auch eine Verschwörung in Kasan selbst wurde unterdrückt, aber der Funke glimmte unter der Asche fort. Die Hinrichtung von 74 Rädelsführern hatte die neu unterworfenen Völkerschaften so wenig eingeschüchtert, dass sie schon im folgenden Jahre wieder die Zahlung der Abgaben verweigerten, und diesmal war das Glück ihrem vorjährigen Besieger, dem Woje-

woden Boris Ssaltykow nicht günstig: er wurde gefangen und erschlagen.

Zu den beständigen Unruhen und Kämpfen gesellten sich bald noch Krankheiten, welche die Reihen der in Kasan stehenden russischen Krieger lichteten, teils durch das ungewohnte Klima, teils durch übermässigen Fischgenuss hervorgerufen, zu welchem der Fischreichtum der Wolga verleitete. Die Bojaren, denen es schon längst nicht behagte, dass ein Teil ihrer Dienstleute in dem eroberten Lande zurückgehalten wurde, und die der ununterbrochenen Kämpfe müde waren, bestürmten den Zar mit Bitten, das unruhige Gebiet, welches stets neue Opfer fordere, aufzugeben, doch Iwan blieb taub gegen alle Vorstellungen und beharrte auf nachdrücklichster Wahrung seiner Hoheitsrechte.

Die hartnäckigsten unter den Aufständischen waren die Tscheremissen. Nachdem das Land an der Kama und Wjatka weithin mit Feuer und Schwerdt verwüstet worden und die Russen mehr als 20 000 Menschen, Männer, Frauen und Kinder in die Knechtschaft fortgeschleppt hatten, unterwarfen sich zwar die Berg-Tscheremissen (gornije), aber die Thal-Tscheremissen (lugowije) setzten den Kampf fort. Nur durch barbarische Strenge, indem man ihre Dörfer niederbrannte und alle Männer niedermetzelte, wurden endlich auch sie im Jahre 1557 zur Ruhe gebracht. Unwillig trugen sie das russische Joch, und noch mehrmals im Laufe des Jahrhunderts brachen unter ihnen Aufstände aus, so in den Jahren 1572, 1573, 1582, 1584 und 1594. Zu ihrer Niederhaltung wurden in ihrem Gebiet die Festungen Zarewokokschaïsk, Zarewosantschursk, Zywilsk und Urum gegründet, die russische Bevölkerung vermehrte sich immer mehr, aber noch am Anfang des 17. Jahrhunderts gährte es unter den Tscheremissen.

Während so diese Eroberung noch nicht gesichert war, dehnte Iwan zwei Jahre nach dem Falle Kasans seine Herrschaft an der Wolga noch weiter aus. Der Unterwerfung Kasans musste mit zwingender Notwendigkeit jene von Astrachan folgen. Die Mündungen des grossen Stromes, dessen ganzer Oberlauf russischer Besitz geworden, konnten nicht im Besitze feindlicher, raublustiger



Nomaden bleiben. Überdies hatten die Chane von Astrachan die Kasanschen Tataren gegen die Russen unterstützt, und die unruhigen Völkerschaften in dem neu unterworfenen Gebiet fanden an ihnen umsomehr eine Stütze, als man sich in Astrachan sehr wohl bewusst war, dass nun das letzte Bollwerk gegen Russland gefallen und die Gefahr, von diesem verschlungen zu werden, in bedrohliche Nähe gerückt war. Die russische Übermacht richtig erkennend, erbot sich Jamgurtschei, der Chan von Astrachan, schon im Jahre 1552, Iwan als Oberherrn anzuerkennen, wenn dieser ihn in seiner Herrschaft bestätige, aber mitten in den Verhandlungen über seine Unterwerfung änderte er seine Gesinnung. Im Vertrauen auf den Schutz des Sultans, der als Haupt der muhammedanischen Welt die Ausdehnung der russischen Herrschaft über Muhammedaner nicht dulden werde, schloss er ein Bündnis mit Dewlet-Ghirei, dem Chan der Krym, und Jussuf, dem Fürsten der Nogaier, und glaubte es nun mit den Russen aufnehmen zu können. Der in Astrachan weilende russische Gesandte wurde beschimpft und ins Gefängnis geworfen.

Solchem frechem Übermut eines Fürsten, der sich zwar stolz „Zar“ nannte, der aber doch nur über öde Steppen mit geringer Nomadenbevölkerung herrschte, folgte ein jäher Fall. Im Jahre 1554 sandte Iwan Wassiljewitsch ein Heer unter Jurij Pronskij-Schemjakin die Wolga abwärts, und dieser besetzte am 2. Juli Astrachan ohne Schwertstreich. Der Chan hatte bei der Annäherung der Russen die Flucht ergriffen, die zurückgebliebene Bevölkerung unterwarf sich und erkannte Derbysch-Alei, den frühern Chan, welcher bisher als Schützling des Zars in Swenigorod gelebt hatte, als ihren Herrn an. Derbysch sowohl als alle vornehmen Tataren leisteten Iwan den Eid der Treue und verpflichteten sich, jährlich 40 000 Altyn und 3000 Fische als Abgabe abzuliefern, räumten auch den Russen das Recht des freien Fischfangs auf der ganzen Wolga zwischen Kasan und Astrachan ein. Ferner wurde bestimmt, dass die Astrachaner nach Derbysch' Tode nicht selbst einen neuen Fürsten wählen, sondern jenen als Fürsten anerkennen sollten, den Iwan ihnen bezeichnen werde.

Während so der eine Feind ohne Kampf vom Schauplatze verschwand, wurde der Zar auch von dem andern befreit. Der Nogaier-Mursh Ismail, der Freund des neuen Fürsten von Astrachan, erhob sich gegen seinen Bruder Jussuf, und in dem ungemein blutigen Bruderkampf, welcher die Horde sehr schwächte, wurde Jussuf erschlagen.

Ismail hielt Freundschaft mit Moskau, Derbysch aber sann bald darauf, sich wieder unabhängig zu machen. Die Rolle eines Schattenfürsten behagte ihm nicht. In Astrachan war eine Kasaken-schar zurückgeblieben, angeblich zu seinem Schutze, in Wirklichkeit aber, um ihn zu überwachen, und wenn er auch sich „Zar“ nannte, so waren doch die eigentlichen Herrscher die Russen. Um dieses Joch abzuschütteln, knüpfte Derbysch geheime Unterhandlungen mit dem Chan der Krym an und erhob sich im Jahre 1557 gegen seinen Lehnsherrn. Er wurde mit Leichtigkeit vertrieben, und an seiner Stelle liess sich nun ein Moskauer Woiwode im Kreml von Astrachan nieder, der eine genügende Menge Strelzi und Kasaken zur Verfügung hatte, um die Bevölkerung in Gehorsam zu erhalten. Das Zartum Astrachan wurde mit Moskau vereinigt, die Wolga war von ihrer Quelle bis zur Mündung ein russischer Fluss. Nur auf der linken Seite der Wolga, von der Kama bis zum Kaspi-See, waren die Nogaier in ihren Steppen noch unabhängig, das rechte Ufer dagegen gehörte ganz dem Zar.

Von welcher grossen Bedeutung die neue Erwerbung für Russland war, zeigt am deutlichsten der Eindruck, den sie auf die Nachbarvölker hervorbrachte. Von allen Seiten kamen Gesandtschaften, teils um Freundschaftsbündnisse, teils um freiwillige Unterwerfung anzubieten. Die kabardinischen und tscherkessischen Fürsten und der Fürst von Iberien unterwarfen sich freiwillig, aus dem fernen Sibirien kam eine Gesandtschaft des am Tobol herrschenden Fürsten Ediger, der um den Schutz des Zaren bat und sich zur Abgabenzahlung bereit erklärte. Aus Buchara und aus Samarkand und Chiwa kamen Gesandtschaften, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Mit dem Besitz der Wolgamündung waren Russland mit einem Schlag die Handelsstrassen eröffnet, welche über den Kaspi-

See nach Persien und ostwärts nach den reichen Ländern Mittel-Asiens führten, und Astrachan musste über kurz oder lang ein wichtiger Handelsplatz werden.

Ein Ereignis kam hinzu, das für den Handel mit Asien von der grössten Bedeutung werden musste. Unternehmende englische Seefahrer, welche durch das Eismeer eine Durchfahrt nach China und Indien zu entdecken suchten, gerieten an die russische Küste.<sup>62)</sup> Am 24. August 1553 ging unweit der karelischen Mündung der Dwina, gegenüber der Niederlassung Njenoksy, das Schiff „Edward Bonaventura“ vor Anker, auf dem sich der Kapitän Richard Chancellor, der berühmte Seefahrer Stefen Burrough und John Buckland mit noch 47 Mann befanden. In dem nahen Kloster des heiligen Nikolaus des Wunderthäters fanden die Ankömmlinge freundliche Aufnahme, und nachdem ihr Schiff in einer sichern Bucht für die Überwinterung geborgen war, begab Chancellor sich nach Moskau zum Zar, der bereits von der Ankunft der fremden Seefahrer benachrichtigt war. Er überbrachte ihm einen offenen Brief des Königs Eduard VI., wie sie jedem ausgesandten Schiffe für die Beherrscher der Länder, in die sie gelangen würden, waren mitgegeben worden. Der Zar nahm das darin enthaltene Anerbieten, Handelsverbindungen anzuknüpfen, sehr freundlich auf, und als Chancellor nach mehrmonatlichem Aufenthalt die russische Hauptstadt verliess, war er der Überbringer eines Schreibens an seinen König, in welchem der Zar den englischen Kaufleuten volle Handelsfreiheit in seinem ganzen Reiche zusicherte. Nach Chancellors Rückkunft bildete sich in England eine russische Handelsgesellschaft,<sup>63)</sup> welche schon im Jahre 1555 Chancellor abermals, diesmal von vielen Kaufleuten begleitet, nach Russland sandte. Der Handelsverkehr um das Nordkap und durch das Weisse Meer nahm nun rasch einen grossen Aufschwung. Cholmogory wurde die Hauptniederlage der Engländer (Archangelsk wurde erst 1584 gegründet), und ausserdem errichteten sie Niederlagen in Moskau, Nowgorod und Wologda.

Über den Erfolgen, welche sie damit über die Hansa errungen hatten, vergassen aber die Engländer das Ziel nicht, welches ihnen

ursprünglich vorgeschwebt, und suchten bald nach Mitteln und Wegen, ihre Handelsverbindungen weiter nach Osten auszudehnen. Nachdem ein Versuch, auf dem Weissen Meere weiter nordostwärts vorzudringen, missglückt war, wollte die Gesellschaft versuchen, auf dem Landwege vorzudringen, und sandte 1557 den Master Anthony Jenkinson nach Moskau, um vom Zar die Erlaubnis zu erbitten, zur Anknüpfung von Handelsverbindungen durch sein Reich eine Reise nach China unternehmen zu dürfen. Der Zar erteilte nicht nur bereitwillig die Erlaubnis zur Reise durch sein Land, sondern gab Jenkinson auch noch Empfehlungsbriefe an die benachbarten Fürsten mit und befahl allen seinen Statthaltern an der Wolga, ihn nach Möglichkeit zu unterstützen.

Am 23. April 1558 verliess Jenkinson in Begleitung zweier Diener der Gesellschaft, Richard und Robert Johnson, und eines tatarischen Dolmetschers die russische Hauptstadt und fuhr die Moskwa hinab in die Oka, welche er am 28. April erreichte, dann vorbei an Pereslawl, dem in Trümmern liegenden Alt-Rjasan und Kassimow, dem Wohnsitz des Zaren Schich-Ali. Am 8. Tage nach der Abfahrt von Kolomna waren sie bei Murom, am 11. erreichten sie die Okamündung und Nishnij Nowgorod. Dort, berichtet Jenkinson, wurden wir von einem russischen Kapitän empfangen, der uns weiter die Wolga hinab bis nach Astrachan geleiten sollte. Unter den Befehl dieses zarischen Beamten war eine Flotte von 500 grossen Boten gestellt, welche, mit Lebensmitteln, Munition und Waren beladen, eine ansehnliche Mannschaft von Soldaten mit sich führte. Am 22. Mai kamen wir bei der an dem rechten Wolgaufer gelegenen Festung Wassilgorod vorbei, dem ersten Platz, welchen Wassilij IV. von den Tataren eroberte. Am 25. gelangten wir in das Gebiet der bisher heidnischen Mordwinen, die jedoch jetzt seit ihrer Unterwerfung unter den Zar grösstenteils zu Christen gemacht worden sind, aber sie haben keine Stadt und feste Wohnungen, sondern liegen in den Wäldern und Wildnissen. Am 27. Mai kamen wir bei Swijashsk vorbei, am 29. erreichten wir den Ausfluss der Kasanka in die Wolga. Kasan ist eine nach der russischen oder tatarischen Bauart schöne Stadt,

mit einer festen, auf einem ansehnlichen Hügel gelegenen Burg, welche rund herum mit einem aus Balken und Erde errichteten Wall umgeben war, jetzt aber hat der Zar befohlen, die alten Wälle niederzureissen und sie aus Stein wieder aufzubauen. Nachdem wir Kasan am 13. Juni verlassen, kamen wir noch an demselben Tage an einer Insel vorbei, welche die Kaufmannsinsel genannt wird, weil dort die Kaufleute, Russen und Kasaner, Nogaier und Krymer zusammenzukommen pflegten, jetzt aber ist sie verlassen und es besteht weder hier, noch zu Kasan, noch sonst irgendwo von Moskau bis zum Kaspischen Meere ein solcher Versammlungsplatz. Am 14. liessen wir die aus Permien der Wolga zuströmende Kama zur Linken. Das Land auf dem linken Ufer der Wolga von Kasan bis zur Kama wird Vachen (Wjatitschen?) genannt und ist von Heiden bewohnt, welche ohne Häuser in der Wildnis leben. Den der Kama gegenüberliegenden Landstrich auf dem rechten Wolgaufer aufwärts bewohnen die Tschere-missen (Cheremizes), halb Heiden, halb Tataren. Auf der linken Seite der Wolga haben das ganze Gebiet von der Kama bis nach Astrachan und weiter nördlich und nordöstlich vom Kaspischen Meere bis zum Lande der Turkmanen die Nogaier inne. Ihre Religion ist muhammedanisch. Dieses Volk wurde im Jahre 1558, während meiner Anwesenheit in Astrachan, durch innere Bürgerkriege, Hungersnot und Pest fast vollständig aufgerieben, denn durch diese verschiedenen Plagen, von denen sie noch nie in gleichem Masse betroffen worden, gingen gegen 100 000 Menschen zu Grunde, sodass das weidenreiche Gebiet der Nogaier jetzt zur Freude der Russen, die lange Zeit mit ihnen grausame Kriege führten, entvölkert ist.

Das ganze Gebiet auf dem rechten Wolgaufer gegenüber der Kamamündung bis hinab nach Astrachan war von Muhammedanern bewohnt und gehörte zur Krym. Menschen und Menschenwohnungen waren auf der Weiterfahrt an den Ufern nur sehr selten sichtbar. Etwa 60 engl. Meilen unterhalb der Kamamündung trafen die Reisenden einige Fischerhütten, deren Bewohner sich mit Störfang beschäftigten, am 22. Juni kamen sie an der Mündung der

Ssamara vorbei, am 28. an den Trümmern einer verlassenen Festung der krymschen Tataren, und erreichten am 6. Juli den Perewolok, die Stelle, wo Don und Wolga einander am nächsten kommen und wo damals die Tataren ihre Bote über Land vom Don zur Wolga zu ziehen pflegten, um Raubzüge auf der letztern zu unternehmen. Am 14. Juli fuhr man an Alt-Astrachan vorbei und landete in Neu-Astrachan. Diese Stadt liegt auf einer 12 Meilen langen und 3 Meilen breiten Insel (unter 49° 9') an einem Hügel. Die Festung ist mit einem Erdwall und hölzernen Mauern, die Stadt mit einem Erdwall umgeben. Die Festung ist nicht stark, und ihre Werke werden alljährlich durch Arbeiter, welche der Zar mit Bauholz hersendet, ausgebessert; die Stadt enthält ausser dem Hause des Statthalters und einigen wenigen anderen nur ärmliche Gebäude. Den Handel, der hier getrieben wurde, bezeichnet Jenkinson als sehr unbedeutend. Aus Russland kamen in den Handel rotgefärbte Häute und Schaffelle, hölzerne Gefässe, Zäune und Sattel, Messer und andere Kleinigkeiten, ausserdem Korn, Speck und allerlei Lebensmittel. Die Tataren brachten seidene und Wollstoffe, die Perser von Schemacha grobe Nähseide, die in Russland sehr beliebt war, seidene Binden, Panzerhemden, Bogen, Degen u. s. w., zuweilen auch Korn und Wallnüsse, doch alles war in so geringer Menge vorhanden, dass Jenkinson keine Hoffnung hegte, dass der Handel in dieser Gegend jemals für Europäer lohnend werden könnte. Von Astrachan fuhr Jenkinson mit seinen beiden Begleitern und mehreren Tataren und Persern hinab in den Kaspi-See, den er nach viertägiger Fahrt erreichte. Die Wolga, berichtet er, ergiesst sich 20 Meilen unterhalb Astrachan durch sieben Mündungen in den See; die Mündung liegt unter 46° 27'. Auf der Rückreise von Buchara traf er am 28. Mai 1559 wieder in Astrachan ein und fuhr unter dem Schutz von 100 Mann mit Feurgewehren nach Kasan, von wo er sich zu Wasser nach Murom und dann weiter zu Lande nach Moskau begab.<sup>64)</sup>

Als Jenkinson die Wolga hinabfuhr, war sie noch eine sehr unsichere Fahrstrasse, auf welcher Schiffe nur unter starker Bedeckung vor Überfällen sicher waren. Gefahr drohte ihnen weniger

von den Nomaden als von den Russen, welche nach der Unterwerfung Astrachans an den Ufern des Stromes sich niedergelassen hatten. Namentlich nach der untern Wolga waren eine Menge Kasaken vom Don übergesiedelt, und ihre Scharen wurden beständig verstärkt durch allerlei Volk, das ihnen aus Alt-Russland zuströmte: entlaufene Bauern und geächtete Verbrecher, die hier eine Zuflucht suchten. Nur ein Teil der Kasaken erkannte die Oberhoheit des Zaren an, die grosse Mehrheit betrachtete sich als völlig unabhängig. Obwohl man sie aber dem entsprechend in treue und räuberische Kasaken einteilte, waren beide doch nichts anderes als Räuber, und der einzige Unterschied zwischen ihnen bestand darin, dass die treuen keine Raubzüge in das Gebiet der russischen Ansiedler unternahmen, aber die Schiffe, welche die Wolga hinab oder hinauf fuhren, waren vor ihnen ebensowenig sicher wie vor den räuberischen Kasaken. Alle Bemühungen Iwans, durch Waffengewalt dem Unwesen zu steuern, erwiesen sich als vergeblich, und man musste sich damit trösten, dass dasselbe ungeachtet der Hemmung des Verkehrs auf der Wolga dennoch für Russland gewisse Vorteile hatte. Unter kühnen Atamanen unternahmen nämlich die Kasaken häufig Einfälle in das Gebiet der Tataren, welche ihnen keinen besondern Widerstand entgegenzusetzen vermochten, da nach dem Falle Astrachans beständig Spaltungen unter ihnen herrschten und sie sich gegenseitig befehdeten. Auf einem ihrer Raubzüge bemächtigten sie sich einst durch Überfall sogar der nogaischen Hauptstadt Ssaraitchik und zerstörten sie von Grund aus, reiche Beute mit fortschleppend. So trugen die Kasaken durch Schwächung und Zurückdrängung der Tataren dazu bei, der russischen Einwanderung Wege in das unwirtliche Land zu bahnen, und so lange in der Wolganiederung keine russischen Niederlassungen bestanden, konnte ihr Vorhandensein immerhin noch in gewisser Beziehung als ein nützlich gelten. Später, als die russischen Ansiedlungen immer weiter Wolga abwärts vorrückten, wurde das Raubgesindel ein Hindernis der gedeihlichen Entwicklung des Wolgagebietes, und seine Ausrottung oder Vertreibung zu einer Lebensfrage der friedlichen Bevölkerung.

Iwan Wassiljewitsch vermochte dem Unterlauf des Flusses nicht viel Beachtung zuzuwenden, da das von unruhigen Völkern bewohnte ehemalige Zartum Kasan ihn reichlich in Anspruch nahm. Es war jedenfalls eine sehr verständige Handlungsweise, dass er erst die dem alten Stammland am nächsten gelegenen Eroberungen zu sichern und in ihnen eine feste Grundlage zu schaffen suchte, von welcher aus das Russentum Schritt für Schritt nach Süden vordringen konnte. Die Russifizierung musste sich umso rascher vollziehen, je weniger die Kräfte zersplittert wurden.

Die Hauptstützpunkte bei der beginnenden Besiedlung waren Kasan und Swijashsk, nächst ihnen die Klöster. Grosse Länderstrecken wurden den letzteren vom Zar geschenkt, so dass sie imstande waren, den sich einfindenden Einwanderern Grund und Boden reichlich zuzumessen. In Klosterland entstanden die ersten neuen Niederlassungen, Markwaschi, Petschichtschi und Uslon. Zum Schutz gegen die unterworfenen Fremdvölker dienten die Festungen, welche Iwan, wie schon oben erwähnt, in ihrem Gebiet anlegen liess; zum Schutz gegen Einfälle des im Süden herum-schwärmenden Raubgesindels und der noch unabhängigen Tataren wurde längs der Grenze des zunächst für die Besiedlung ins Auge gefassten Gebietes eine Reihe von Befestigungen, Wällen und Verhaueu angelegt, die sich von dem 1571 gegründeten Tetjuschi (am rechten Wolgaufer) über Alatyris bis nach der Ukraine erstreckte. Innerhalb dieser Grenzen suchte man die Einwanderer möglichst in geschlossenen Massen beisammen zu erhalten. Die meisten wollten sich am Flusse oder doch in dessen Nähe niederlassen, aber dies war ohne teilweise Verdrängung der alten Bevölkerung nicht möglich. Der Zar sah jedoch darauf, dass die Eingeborenen für das ihnen abgenommene Land möglichst entschädigt wurden, oder liess ihnen neue Wohnsitze in anderen Gegenden anweisen. Überhaupt hatten die Unterworfenen unter der Regierung Iwans über keine Bedrückungen zu klagen, was unter seinen Nachfolgern allerdings nicht mehr der Fall war.

Den Plänen Iwans war es ungemein förderlich, dass an der Spitze des von ihm errichteten Erzbistums Kasan ein Mann stand,



der sich seiner hohen Aufgabe gewachsen zeigte. Erzbischof Gurij übte die seinen Händen anvertraute grosse Macht in einem Geiste aus, welcher die Verbreitung des Christentums wesentlich förderte. Er war beauftragt, den Statthalter des Zaren zu beaufsichtigen und über jede Massregel desselben, die ihm nicht angezeigt erschien, sofort nach Moskau zu berichten; jede auf Angehörige der Fremdvölker bezügliche Verordnung desselben konnte er rückgängig machen, sie jeder Zeit gegen ihn in Schutz nehmen und ihnen auferlegte Strafen nachlassen; überhaupt sicherte sich jeder Muhammedaner oder Heide, der wegen irgend eines Vergehens zur Rechenschaft gezogen werden sollte, volle Strafflosigkeit, wenn er sich unter den Schutz des Erzbischofs flüchtete und erklärte, er wolle sich taufen lassen. Kein Notleidender wandte sich an Gurij vergebens mit einer Bitte. Allen war er ein stets bereiter Berater, Tröster und Helfer, und sein mildes Wesen gewann dem Christentum mehr Bekenner, als rohe Gewaltmassregeln ihm hätten zuführen können. Weder er noch der Zar wünschten eine gewaltsame Bekehrung, und die Taufe wurde nur an jenen vollzogen, die sie freiwillig verlangten. Allerdings war es auch kein geringes Lockmittel, dass jeder, der sich taufen liess, für 6 Jahre von allen Abgaben befreit wurde. Die Bekehrten erfreuten sich auch nach der Taufe der besondern Sorgfalt des Erzbischofs, der verpflichtet war, sie öfters zu sich zu laden und zu bewirten, für ihr Fortkommen zu sorgen und sie mit den russischen Sitten und Einrichtungen vertraut zu machen.

Die Zustände, welche unter Iwans Herrschaft im ehemaligen Zartum Kasan herrschten, konnten immerhin als befriedigende gelten; um so schlimmere Zeiten erlebte das Land an der oberen Wolga. Die schrecklichen Folgen der Umwandlung in Iwans Charakter, die sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Anastasia (1560) vollzog, empfanden auch die alten Wolgastädte. Das Unheil begann, als Iwan eine neue Einteilung des ganzen Reiches in die Opritschnina (das abgeteilte Land) und die Semschtschina (Landchaft) durchführte. Die Opritschnina wurde dazu bestimmt, durch ihre Abgaben ausschliesslich den Bedarf des Zaren und seiner

Familie zu decken, und aus den Städten und Gütern, welche vom Zar dazu auserlesen wurden, vertrieb man kurzweg die alten Besitzer und verpflanzte sie in andere Gegenden. An ihrer Stelle setzte Iwan solche Knäse, Bojarenkinder u. s. w. ein, welche er für seinen besondern Dienst bestimmt hatte, die sogenannten Opritschniks, aus deren Kreisen er seinen neuen Hofstaat wählte, und auf die gestützt er die nun beginnende Schreckenherrschaft durchführen konnte. Im Okagebiet Belew, Lichwin, Koselsk, Peremyschl, Jaroslawetz, Moshaisk an der Moskwa, Ssusdal an der Kljasma, Jurjewetz an der Wolga und viele andere Städte und Dörfer des Wolgagebietes wurden der Opritschnina zugeteilt.

Bald empfand nun das Wolgaland die schwere Hand des Zars. Iwans Bestreben ging dahin, die alten Adelsgeschlechter, die grossen Grundbesitzer, völlig auszurotten und sich dadurch zum unumschränkten Beherrscher des Reiches zu machen. Überall wurden die vornehmen Geschlechter von ihren Gütern vertrieben, viele tausende an der Zahl, und während sie mit dem Bettelstab in der Hand das Land durchzogen, nahmen Leute von niedriger, ja unbekannter Herkunft, die sich aber verpflichteten, dem Zar blindlings zu gehorchen, ihre Stelle ein. Um ihren Verpflichtungen gegen den Zar nachkommen zu können, bedrückten dann diese Emporkömmlinge den Bauer und erzwangen von ihm grössere Abgaben als er zu leisten vermochte, so dass die nächste Folge der Umwälzung überall ein rascher Niedergang der Güter war. Ein Bezirk nach dem andern kam an die Reihe, und alle, welche der Zar mit seinen Opritschniks durchzogen, waren bald so verheert als ob ein Heuschreckenschwarm sie heimgesucht hätte. In Wologda, Kostroma, Jaroslawl kamen in den Jahren 1565 und 1566 tausende alter Familien an dem Bettelstab.

Doch das war nur das Vorspiel zu Schlimmerem, das bald nachfolgen sollte. Je grösser die Geduld der armen Opfer war, desto mehr steigerte sich die Grausamkeit Iwans und der zügellosen Rotte, die ihn umgab. Im Juli 1568 liess Iwan einst bei Nacht mehrere hundert Mann seiner Leibwache in die Häuser von Bojaren und reichen Kaufleuten einbrechen und diesen ihre Frauen

und Töchter entführen, von denen er für sich behielt was ihm gefiel, den Rest aber seiner Umgebung überliess. Dann zog er mit seinen Opritschniks 6 Wochen lang im Moskauer Kreise von einem Adelsgute nach dem andern, überall sengend und mordend. Alles, was lebte, wurde umgebracht, die Haustiere ebenso wenig geschont wie die Menschen, ja man liess das Wasser von Teichen ablaufen, um die in ihnen enthaltenen Fische dem Verderben zu weihen. Als der Zar endlich, der Ausschweifungen und des Mordens müde, nach Moskau zurückkehrte, liess er diejenigen der entführten Frauen, die noch am Leben waren, wieder bei Nacht in ihre Häuser zurückbringen.

Als im Jahre 1569 Sultan Selim 15 000 Spahis und 2000 Janitscharen gegen die Wolga sandte und die Astrachaner heimlich in Unterhandlungen mit ihm traten, zog Iwan bei Nishnij Nowgorod ein Heer zusammen, dessen Oberbefehl er seinem Vetter Wladimir Andrejewitsch übertrug. Auf dem Wege von Nishnij kam Wladimir durch Kostroma und wurde dort von der Bürgerschaft feierlich empfangen. Die Geistlichkeit und die Bojaren zogen ihm entgegen und überreichten ihm nach russischer Sitte Salz und Brot. Sie gedachten damit bloß einem Mitglied des Herrscherhauses die herkömmlichen Ehren zu erweisen, aber Iwan vermutete mehr dahinter. Er erinnerte sich wohl, dass vor 16 Jahren, als er totkrank darniederlag, eine starke Partei den Prinzen Wladimir auf den Thron erheben wollte. Die Anordner des Empfanges Wladimirs wurden nach Moskau vorgeladen und sahen ihre Heimat nicht wieder: der Zar liess sie hinrichten. Wladimir wurde später in dem Dorfe Slotino von den Raubscharen Iwans umzingelt und gezwungen, mit seiner ganzen Familie den Giftbecher zu trinken.<sup>65)</sup>

Im Dezember desselben Jahres fühlte das Wolgagebiet noch mehr das Wüten seines Herrschers. Auf dem Wege nach Gross-Nowgorod, über dessen ihm verhasste Bürgerschaft er Gericht halten wollte, kam Iwan durch das ehemalige Teilfürstentum Twer. In Klin, der ersten Stadt, welche er betrat, richteten die 15 000 Mann, welche ihn begleiteten, ein entsetzliches Blutbad an.

Kein Alter, kein Geschlecht rettete vor dem Tode, und wie in Klin, so ging es in allen Ortschaften, welche der Zar berührte. Twer wurde wie eine eroberte Stadt ausgeplündert; was die Raubscharen nicht fortschleppen konnten, zerstörten sie: riesige Warenvorräte wurden auf den Plätzen aufgehäuft und verbrannt. Die Bürger, die das nackte Leben retteten, konnten noch froh sein, denn während des fünftägigen Wütens verlor gar mancher auch das Leben. Unter den Opfern Iwans befand sich auch der hier in einer Klosterzelle eingesperrte frühere Metropolit Philipp, den Iwan abgesetzt hatte, weil er ihm sein gottloses Leben vorwarf: der Greis wurde erdrosselt. Der Bischof von Twer und seine ganze Geistlichkeit wurde ebenso ausgeplündert wie die Bürger.

Zu all diesen Leiden gesellte sich im folgenden Jahre noch eine furchtbare Pest, eine der grässlichsten unter den vielen Seuchen, welche Russland heimgesucht haben, und schliesslich kamen noch entsetzliche Kriegsdrangsale, da Dewlet-Girei mit mehr als 100 000 Mann gegen die Oka vordrang. Der Zar, vor seinen eigenen Unterthanen sich ebenso fürchtend wie vor dem Feind, dem er keine genügende Macht entgegenstellen konnte, suchte erst in Kolomna, dann in Jaroslawl an der Wolga eine Zuflucht und überliess die Hauptstadt sich selbst. Am 24. Mai 1571 erschienen die Tataren vor Moskau und zündeten die Vorstädte an. Das Feuer verbreitete sich weiter, und die ganze Stadt, den Kreml ausgenommen, sank in Asche. Tausende und aber Tausende, die sich in die Stadt geflüchtet hatten, fanden in den Flammen den Tod oder wurden auf der Flucht im Gedränge zerquetscht oder zertreten. Die Zahl der Umgekommenen wird auf 120 000—200 000, von Fletcher sogar, wohl mit einiger Übertreibung, auf wenigstens 800 000 geschätzt.<sup>66)</sup> Im Flusse lagen so grosse Leichenhaufen, dass das Wasser sich staute.

Von solchen Heimsuchungen, wie sie im Gebiet der Oka und der obern Wolga die Bevölkerung lichteten und den Wohlstand des Volkes zerstörten, wurden die neu erworbenen Wolgagebiete nicht heimgesucht. Der Türkeneinfall im Jahre 1569 nahm ein klägliches Ende. Die Astrachaner hatten den Türken versprochen,

ihnen bei der Vertreibung der Russen beizustehen, und dies veranlasste den türkischen Befehlshaber Kassim Pascha, nachdem er den ursprünglichen Plan, Don und Wolga durch einen Kanal zu verbinden, als undurchführbar aufgegeben, sich nach Astrachan zu wenden. Er begann unterhalb der Stadt eine Festung anzulegen, doch Meuterei unter seinen Leuten und Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn zur Umkehr, ohne dass es zwischen ihm und dem vom Zar nach Astrachan gesandten Knjas Peter Sserebrjannij zu einem Zusammenstoss kam. Auf dem Rückzug ging fast sein ganzes Heer zu Grunde.

Während der letzten Jahre des Jahrhunderts wurden die russischen Vorposten immer weiter nach Süden vorgeschoben, 1586 Ssamara, 1592 Ssaratow gegründet. Wie solche neue Städte angelegt und befestigt waren, ersehen wir aus einer Abbildung Ssamaras aus dem Jahre 1633. Wir sehen auf derselben die sehr bescheidenen Wohnhäuser, über welche einige Kirchen emporragen, von einer hölzernen, durch Türme verstärkten Mauer umgeben, vor welcher sich ein Graben befindet. Unter Fedor I. Iwanowitsch wurden auch grössere, dauerhaftere Bauten errichtet. Borís Godunów, der schon bei Lebzeiten des nur mit Gebet und Klösterbesuchen seine Zeit verbringenden Herrschers die Seele der Regierung war, widmete der Sicherung der russischen Grenze gegen die Tataren und der Stärkung der russischen Stellung in den neu erworbenen Gebieten besondere Sorgfalt. Das für den Handel mit Asien hochwichtige Astrachan wurde 1589 durch einen aus Steinbauten bestehenden Stadtteil vergrössert. Nachdem die krymschen Tataren 1591 abermals über die Oka bis Moskau vorgedrungen und in der Nähe der Stadt von Mstislawski und Boris geschlagen worden (ein Sieg, der von dem schwachen Fedor über die Malsen gefeiert wurde), trotzdem aber schon im nächsten Jahre die Gebiete von Rjasan und Tula neue Verheerungen zu erdulden hatten, suchte man sich auch hier durch Anlage von Festungen zu schützen. Auf den Trümmern des alten Kursk entstand eine neue Stadt, Kromy, Liwny, Belgorod, Oskol, Baluiki, Woronesh wurden erbaut und so durch eine Doppelreihe von Festungen die alte

Einfallstrasse vom Don zur Oka gesperrt. Boris' unablässiges Bestreben, sich beim Volke beliebt zu machen, liess ihn auch für den Wiederaufbau durch Feuersbrünste zerstörter Städte auf zarische Kosten sorgen. Schon im Jahre 1591 wird in der einem nach Polen reisenden Gesandten erteilten Unterweisung gesagt, dass jederzeit mehr als 1000 Zimmerleute bereit seien, von einer Stadt in die andere zu ziehen und dort im Dienste des Zars thätig zu sein. So schritten die unternommenen Bauten überall rasch vorwärts. In Moskau wurde durch den russischen Baumeister Konon Feodorow die sogenannte weisse oder Zarenstadt (Bjeloi Gorod) angelegt, der Kreml durch grosse Gebäude verschönert, nach dem durch Boris 1591 (um das Gerede über Dimitrijs Ermordung zu unterdrücken) veranlassten Brande ein grosser Teil der Stadt rasch wieder aufgebaut, ebenso nach dem Brande im Jahre 1595, welcher ganz Kitai Gorod vernichtete. Viele andere Städte, welche durch Feuersbrünste zerstört worden, liess der Zar auf seine Kosten wieder aufbauen.

Im östlichen Wolgagebiet waren nach dem Fall Kasans nur noch die Nogaier gefährliche Nachbarn. Boris suchte sie unschädlich zu machen, indem er unter ihnen die Zwietracht schürte. Zwischen den beiden Fürsten des an der Wolga nomadisierenden grossen Ulusses, Janaraslan und Ischterek, herrschten beständig Streitigkeiten, bis Boris nach seiner Thronbesteigung den Bojar Simon Godunow (1604) nach Astrachan sandte, welcher die vornehmsten Nogaier zu sich berief und Ischterek zum obersten Fürsten ernannte. Der Zar erlaubte ihm, mit seinem Uluss in den Steppen zwischen Wolga, Kuma und Terek bis hinauf nach Zarizyn zu nomadisieren, doch sollte er den bei Asow nomadisierenden Uluss Kasys, sowie jenen am Aral-See sich zu unterwerfen trachten, wozu ihm der Beistand des Zars in Aussicht gestellt wurde. Das erstere gelang mit Hilfe der donschen Kosaken, und Kasys Uluss löste sich auf. Alle Nogaier im Wolgagebiet gehorchten den Befehlen des Zars, durften dafür in Astrachan Handel treiben und wurden von allen Abgaben befreit.

Das untere Wolgagebiet tritt nun für einige Zeit in den

Hintergrund, und die altrussischen Landstriche an der obern Wolga nehmen unsere Aufmerksamkeit wieder in erhöhtem Maße in Anspruch. In den letzten Jahren hatten sie sich einer ungewohnten Ruhe erfreut, und das unter der Herrschaft Iwans des Schrecklichen arg herabgekommene Land hatte sich wieder zu erholen begonnen. Um so verheerender trafen es die Stürme, die durch die Blutschuld, welche Boris Godunow auf sein Haupt geladen hatte, heraufbeschworen wurden. Der kurzen Regierung des ersten falschen Dimitrij — des aus Galitsch im Gebiete von Kostroma stammenden Otrépjew — folgte unter Wassilij V. Iwanowitsch (Schuiskij) auf das Gerücht hin, der Fürstensohn Dimitrij sei nicht ermordet worden, sondern halte sich irgendwo verborgen, ein Aufstand in den südlichen Grenzgebieten, in Belgorod, Kromy, Liwny, Oskol, Jelez u. s. w., der bald ganz Russland in Aufregung brachte. Während Wassilij Schuiskij an der Oka die Aufständischen bekämpfte, trat der zweite falsche Dimitrij, der sogenannte „Dieb von Tuschino“ auf. Eine Stadt nach der andern erkannte ihn als Zar an, und bald standen nur noch Moskau, Ssmolensk Gross-Nowgorod, Perejaslawl Rjasanskij, Nishnij Nowgorod, Kasan und Ssaratow, sowie das stark befestigte Dreifaltigkeitskloster (Ssergeja Troizkaja Lawra) bei Moskau auf der Seite des Zars. Mit einem schwedischen Hilfsheer unter De la Gardie brachte zwar Skopin Schuiskij schnell die Städte Twer, Perejaslawl, Wladimir und Jaroslawl wieder zur Unterwerfung und säuberte ganz Nordrussland von den Aufständischen, doch nun erstand dem Zar in Siegismund von Polen ein neuer Feind. Mit seinem Auftreten als Thronbewerber verblich die Sonne des falschen Dimitrij, der nach 16 monatlicher vergeblicher Belagerung von dem Dreifaltigkeitskloster nach Kaluga zurückwich, wo er bald darauf von einem Tataren erschossen wurde. Um diese Zeit wurde durch den Tod des allgemein beliebten tapfern Neffen Wassilij's, Skopin Schuiskij, das einzige Band zwischen dem russischen Volk und seinem unbeliebten Herrscher zerrissen. In Moskau brach ein Aufstand aus, und der Zar wurde trotz seines Widerspruchs als Mönch eingekleidet. Die Bojaren boten nun Wladislaw, dem Sohn Siegismunds,

die russische Krone an, und er würde auch die allgemeine Anerkennung erlangt haben, wenn nicht die auf Beraubung Russlands abzielenden Pläne Siegismunds zu früh erkannt wurden. Der 80jährige Patriarch Hermogenes rief ganz Russland zum Schutze der griechischen Kirche und des Reiches zu den Waffen, und Prokop Läpunow, welcher früher das Fürstentum Rjasan zu gunsten des falschen Dimitrij aufgewiegelt, wurde nun der Leiter des Kampfes für die Unabhängigkeit Russlands. Aus Rjasan, Murom, Kostroma, Galitsch, Ssusdal, Wladimir, Jaroslawl, Nishnij Nowgorod und vielen anderen Städten des Wolgagebietes zogen im Frühjahr 1611 Mannschaften gegen Moskau heran, wo das Volk sich alsbald gegen die polnische Besatzung erhob. Der Aufstand in Moskau misslang, während desselben wurde die Stadt von den Polen in Brand gesteckt, und die ankommenden Scharen der Befreier fanden nur einen Trümmerhaufen. Während sie sich vergebens bemühten, des von den Polen noch besetzten Kremls sich zu bemächtigen, brachen Streitigkeiten unter ihnen aus, Läpunow wurde von Kasaken ermordet, und das Heer löste sich auf. Unbeschreibliche Verwirrung war die Folge. Während in Kasan und Wjatka ein neuer falscher Dimitrij als Zar anerkannt wurde, Gross-Nowgorod den schwedischen Prinzen Philipp zum Zar wählte verstärkten die Polen die Besatzung des Moskauer Kremls und drangen gegen Twer, Wladimir und Jaroslawl vor, wo nur ungeordnete, zerstreute Bauernhaufen ihnen Widerstand entgegensetzten. Russland schien verloren. In der Stunde der höchsten Gefahr kam ihm Rettung aus den neuerworbenen Gebieten an der Wolga. Ein schlichter Mann, der Fleischer Kosma Minin in Nishnij Nowgorod, wurde die Seele einer neuen Bewegung zur Befreiung des Vaterlandes. Nachdem Nishnij Nowgorod mit gutem Beispiel vorangegangen, beeilten sich die anderen Wolgastädte, ihre Mannschaften zu dem sich bildenden Heere zu entsenden, dessen Oberbefehl Minin in edler Selbstverläugnung dem bewährten Heerführer Fürsten Posharskij überliess. Am 20. August 1612 erschien das Befreiungsheer vor Moskau und zwang nach achtwöchentlicher Belagerung die ausgehungerte polnische Besatzung



zur Übergabe des Kremls, bevor der zum Entsatz heraneilende Siegmund erschien. Wenige Wochen später versammelten sich in Moskau Abgesandte des ganzen Landes und wählten den letzten Sprössling des alten Rurikschen Hauses in weiblicher Linie, Michael Fedorowitsch Romanow zum Zar. Mit dem Hause Romanow, das nun zur Herrschaft gelangt, beginnt eine neue Zeit sowohl für ganz Russland überhaupt, als auch für das Wolgagebiet insbesondere, und es ist daher angezeigt, hier wieder einen Blick auf seine Entwicklung zu werfen.

Die Wolga ist bei Beginn des 17. Jahrhunderts bereits von der Quelle bis zur Mündung ein russischer Fluss, aber im Niederland gährt es noch immer, und es will noch lange nicht zur Ruhe kommen. Noch im Jahre 1613 benutzen die nogaischen Tataren die Unruhen in Russland zu einem verheerenden Einfall und dringen bis Kolomna und Sserpuchow, die sie ausplündern, ja bis in die Nähe von Moskau vor, doch mit diesem Zug schliesst die lange Reihe der Tatareneinfälle, welche Jahrhunderte lang Russland und ganz besonders das Okagebiet verwüstet haben. Ein Versuch der Nogaier, sich in den letzten Herrscherjahren Michaels mit Hilfe der Kalmyken Astrachans zu bemächtigen, wurde (1644) mit geringer Mühe zurückgeschlagen, und die Tataren treten nun in den Hintergrund zurück vor einer andern unruhigen Bevölkerung, welche noch das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch an der Niederwolga den Handelsverkehr gefährdet und wiederholt Verwirrung und Unheil über grosse Teile des Reiches verbreitet. Trotzdem wird die Ausbeutung der Schätze des Wolga-Niederlandes von nun an in immer grösserem Mafsstabe betrieben. Grosse Mengen Salz werden alljährlich in der Umgebung von Astrachan und am Kaspi-See gewonnen, die grossen Fischereien des Zars an der Wolga liefern Unmassen eingesalzener Fische, welche über Nishnij Nowgorod auf der Oka und Moskwa nach Moskau versandt werden. Weiter flussaufwärts zeigen sich in den Städten und Dörfern bereits die Anfänge jener gewerblichen Thätigkeit, welche heute hunderttausende von Händen beschäftigt. Das Kasansche, Nishnij Nowgorod, Jaroslawl und Moskau erzeugen

Talg, Moskau, Kostroma und Jaroslawl vortreffliche Juchten, letzteres auch Leinwand und russische Lacken oder Watman, welche in grossen Mengen ausgeführt werden. Die um die Städte im Niederland angesiedelten Kronbauern liefern grosse Mengen Korn, welche in Archangelsk entweder gegen Waren umgetauscht oder für Geld verkauft werden, aus den Gebieten von Nishnij Nowgorod und Kasan, sowie aus dem Mordwinengebiet kommt viel Wachs. Der Handelsverkehr mit den Engländern in Archangelsk, mit griechischen Kaufleuten zu Moskau, mit den Ländern Asiens über Astrachan wird immer lebhafter.

Man hat lange Zeit angenommen, dass am Ende des 16. Jahrhunderts auch die allmählich gewonnene genaue Kenntnis der untern Wolga in der ersten Reichskarte verwertet wurde, welche 1590 unter Fedor Iwanowitsch angefertigt worden sein soll,<sup>67)</sup> doch die Entstehung dieser unter dem Namen bolschoi tschertesh (Grosse Zeichnung) bekannten Karte, welche angeblich nur in einem Stück vorhanden war, ist zweifellos viel weiter zurück zu versetzen. Etwas Bestimmtes lässt sich allerdings über ihre Entstehung nicht anführen, doch verschiedenerlei Umstände berechtigen zu dem Schlusse, dass ihr Ursprung lange vor dem Jahre 1590 zu suchen ist. Im Jahre 1627 liess Michael Fedorowitsch auf Grund des alten tschertesh, welcher den Brand Moskaus überdauert hatte, einen neuen anfertigen, weil dieser „vor langer Zeit unter früheren Herrschern“ angefertigte tschertesh bereits so abgenutzt war, dass man die Grenzzeichen nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Die Worte „vor langer Zeit unter früheren Herrschern“ stimmen mit der Angabe Tatischschews überein, dass bereits Iwan der Schreckliche „im Jahre 1552 befahl, das Land zu vermessen und eine Zeichnung (Karte) des Reiches zu verfertigen“, und Prof. W. J. Lamanskij weist mit Recht darauf hin, dass eine solche Aufgabe nicht durchführbar gewesen, wenn nicht bereits in bezug auf einzelne Teile des Reiches Vorarbeiten vorlagen.<sup>68)</sup> Wahrscheinlich fällt der Beginn kartographischer Arbeiten in Russland in die Zeit Iwans III., in welcher die Russen mit so vielen anderen europäischen Einrichtungen und Kenntnissen vertraut wurden. Er-

halten ist der alte tschertesh nicht (wenigstens bisher nicht aufgefunden), aber er ist trotzdem für uns von besonderem Interesse. Eine Erläuterung zu dem unter Michael Fedorowitsch angefertigten tschertesh ist erhalten, die kniga bolschemu tscherteshu (das Buch zur grossen Zeichnung), und diese weist so viel Übereinstimmendes mit der von Isaak Massa 1609 herausgegebenen Karte auf, dass die Vermutung nahe liegt, der alte tschertesh habe ihm bei seiner Arbeit als Vorbild gedient.<sup>60)</sup> Die vielen Mängel, welche Massas Karte noch aufweist, gestatten einen Schluss auf den Zustand der russischen Kartographie an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts, und wir müssen in bezug auf diesen gestehen, dass die Kenntnis des Landes, über welche die Regierung verfügte, noch eine sehr mangelhafte war. Der Lauf der Wolga (und jener der nördlichen Dwina) ist zwar in diesen Karten das Einzige, was auf einige wissenschaftliche Begründung Anspruch erheben kann, aber trotzdem sind sie in bezug auf dieselbe noch sehr ungenau und arm an Stoff, der Lauf des Flusses nur annähernd angegeben, an seinen Ufern nur einige wilde Völker, Mordwinen, Tschuwaschen und Tataren verzeichnet. Nach und nach gesammelte Nachrichten über die Entfernungen einzelner Orte von einander scheinen die Grundlage der Arbeit gebildet zu haben und einer Prüfung nur in sehr geringem Masse und sehr oberflächlich unterzogen worden zu sein. Den mangelhaften Kenntnissen des Inlandes entsprachen noch mangelhaftere des Auslandes, in welchem die Wolga immer noch so wenig bekannt war, dass die von Prof. Joh. Ant. Maginus aus Padua 1596 zu Venedig in seinem Opus geographicum veröffentlichte Karte von Russland, welche der Verfasser ausdrücklich als nach neuen Nachrichten verbessert bezeichnet, die Wolga noch mit dem Ladoga-See in Verbindung stehend darstellt.

Die „traurige Zeit“, wie das Zwischenreich nach dem Erlöschen des alten Herrscherhauses genannt wird, war nicht blos, wie schon oben erwähnt, für das altrussische Wolgagebiet von schlimmen Folgen, sondern sie hat namentlich auch in dem Neurussland an der Wolga viele Jahrzehnte lange Kulturarbeit in

ihren Grundvesten erschüttert. Die dort ansässigen Völker finischen und tatarischen Stammes waren an eine strenge Herrschaft gewöhnt, die sie mit eiserner Hand niederhielt, und als die Bande der Ordnung sich lockerten, bildeten sich alsbald Raubscharen, zum grossen Teil aus Tscheremissen bestehend, welche die Wolga unsicher machten, die Dörfer an ihren Ufern überfielen und ausplünderten, ja sogar an befestigte Städte, wie Nishnij Nowgorod, Swijashsk, Tschebokssary u. s. w., sich heranwagten. Auch die Nogaier und die Krymschen Tataren regten sich wieder, und beute gierige Kasaken traten an die Spitze der Räuberscharen, sie zu verwegenen Unternehmungen anspornend. Der Kasak Iwan Saruzki, mit dem sich Marina vermählt hatte, welche mit seiner Hilfe ihrem und des ersten falschen Dimitrij Sohne doch noch zur Herrschaft zu verhelfen hoffte, bemächtigte sich sogar der Stadt Astrachan, wo er eine Zeitlang entsetzlich hauste.

Die Folge aller dieser Unruhen war zunehmende Verödung der Wolgaufer, da sogar die Fremdvölker, Mordwinen und Tschuwaschen, ihre am Flusse gelegenen, den Überfällen der Wolgaräuber preisgegebenen Dörfer verliessen und sich weiter landeinwärts ansiedelten. Erst als durch Michael Romanowitsch Ruhe und Ordnung im ganzen Reiche wieder hergestellt war, nahmen die russischen Niederlassungen an der Wolga einen neuen Aufschwung. Es erblühten die alten, zum Teil zerstörten Städte aufs Neue, und ein breiter Streifen bebauten Landes an beiden Ufern des Flusses verband bald die einzelnen Städte mit einander. Ein andauernder Aufschwung war jedoch nur dann möglich, wenn die Arbeit der Ansiedler gegen die Raubsucht der unruhigen Nachbarn geschützt wurde, welche der steigende Wohlstand der ersteren in stets höherem Masse erregen musste. Zu diesem Behufe wurde 1648 die befestigte Karlalinie (karlinskaja tschertá) angelegt, welche sich von Tetjuschi an der Wolga zur Einmündung der Karla in die Swijaga und dann längs der erstern bis Alatyr an der Ssura hinzog. In demselben Jahre gründete weiter stromabwärts auf dem hohen rechten Wolgaufer der Stolnik und spätere oruscheinij bojarin Bogdan Matwejewitsch Chitrowo die Stadt Ssim-

birsk,<sup>70)</sup> welche zum Ausgangspunkt einer neuen befestigten Linie ansersehen wurde, die sich von dort südwestwärts zog, Wälle und Verhaue, in denen die neugegründeten Städte Juschansk, Tagai, Karsun, Ssursk und Ssaransk feste Stützpunkte bildeten.

Während durch diese Massregeln die Grenzen des der russischen Ansiedlung gesicherten Gebietes auf dem rechten Wolgaufer weit nach Süden vorgeschoben wurden, blieb das linke Ufer unterhalb der Kamamündung immer noch den Fremdvölkern, den Tataren, Baschkiren und Kalmyken ausschliesslich überlassen. Die letzteren, die neuesten Ankömmlinge im Wolgagebiet, waren allmählich das herrschende Volk an der untern Wolga geworden, das die Erbschaft der Nogaiier, allerdings in sehr beschränkten Grenzen antrat. Um 1621 zog Cho-Urlük mit den ersten Scharen westwärts, und nachdem er einige Zeit am Ob, Irtysch und Tobol nomadisiert, erschien er 1628 in den weiten Steppen zwischen dem Ural und der Wolga, die damals nur eine sehr dünne Bevölkerung besaßen. Von der Emba und dem Ural verbreiteten sich die 50 000 Kibitken Cho-Urlüks rasch über das ganze linke Wolgaufer nordwärts bis Ssamara, ohne dass die noch vorhandenen geringen Überreste der goldenen Horde ihnen einen nennenswerten Widerstand entgegensezten. Im Jahre 1632 schlug Cho-Urlük sein Lager an der Achtuba auf, zwang die bereits den Russen unterthanen Tataren zur Unterwerfung und trug sich allen Ernstes mit dem Gedanken, auf den Trümmern des Reiches der goldenen Horde ein neues Chanat zu errichten. Er überfiel Astrachan, verbrannte die Stadt, vermochte sich aber des Kremls, in dem die Bevölkerung sich eingeschlossen hatte, nicht zu bemächtigen. Der Angriff wurde unter grossen Verlusten der Kalmyken zurückgeschlagen und Cho-Urlük selbst fand bei der Belagerung des Kremls den Tod. Unter seinem Sohn Schukur-Daitschin dauerten die räuberischen Einfälle der Kalmyken in russisches Gebiet fort, und erst 1655 wurden dieselben durch die Überlegenheit der russischen Waffen gezwungen, sich vor dem Zar Alexei Michailowitsch zu beugen und ihm ewigen Gehorsam und Unterstützung gegen seine Feinde, die Tataren der Krym und Asows, zu ge-

loben.<sup>71)</sup> Unter solchen Verhältnissen konnte in den ersten Herrcherjahren des Hauses Romanow von geordneten Zuständen im untern Wolgagebiet nicht die Rede sein. Die Regierung sorgte blos für die grösstmögliche Sicherheit der Warenbeförderung auf der Wolga. Schlecht genug war es immer noch mit derselben bestellt. Besonders verrufen waren die Mündungen der Flüsse Kamyschinka, wo die Kasaken von Don herüberkamen, und Ussa oberhalb Ssamara. Da es ohne starke Bedeckung nicht möglich war, unangefallen nach Astrachan zu gelangen, schlossen sich die Kaufleute den zarischen Schiffen an, welche zweimal jährlich, im Frühjahr und im Herbst, nach Astrachan fuhren, um Beamte und Mannschaften nach den Städten der Wolganiederung oder zarische Gesandte nach Persien zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten fand sich bisweilen ein halbes tausend Fahrzeuge zusammen, und dennoch gewährte sogar eine so grosse Vereinigung keine unbedingte Sicherheit. Es kam einst vor, dass Räuber die letzten Schiffe des langen Zuges überfielen, und bevor diesem die vorderen, durch die Strömung aufgehalten, zu Hilfe kamen, waren sie längst ausgeplündert, die Räuber mit ihrer Beute entflohen. Dieser Vorfall wurde die Veranlassung zur Gründung der Stadt Tschernij Jar an der Stelle, an welcher der Überfall stattgefunden hatte.

Da die Regierung, welche vollauf mit der Abwehr äusserer Feinde zu thun hatte, den Unruhen in den Grenzgebieten wenig Beachtung widmete, nahm die Unsicherheit in denselben immer mehr zu. Gefährliches Volk aller Art fand sich da zusammen: Bauern, welche sich den Bedrückungen ihrer Herren durch die Flucht entzogen hatten, entwichene Verbrecher, raubgierige Kasaken vom Don, Unzufriedene aller Art. Im Jahre 1667 erschien vom Don her ein gewisser Stenka Rasin mit einer Raubschar auf der Wolga, überfiel die grosse Getreideflotte, welche im Herbst unter Bedeckung daherkam, bemächtigte sich derselben, liess die Führer an den Masten aufhängen und fuhr dann kühn an Zarizyn vorüber. Von den Wällen der Festung schoss man auf ihn, doch das Pulver war schlecht und versagte, und von nun an stand es beim Volke fest, dass Stenka Rasin ein Zauberer sei und Geschütze unschäd-

lich machen könne. An Astrachan vorbei, fuhr er in den Kaspi-See, bemächtigte sich der Stadt Jaik und unternahm von dort Raubzüge nach den Seeufern. Eine persische Flotte von 70 Schiffen mit 4000 Mann Besatzung, die ihn angriff, wurde fast ganz vernichtet. Da der Zar ihm und den Seinen völlige Verzeihung zusicherte, wenn sie sich an den Don zurückbegeben würden, folgte er zwar 1669 der Aufforderung, doch nur, um sich zu neuen Unternehmungen zu rüsten. Im Mai 1670 überfiel er Zarizyn und bemächtigte sich desselben trotz tapferer Gegenwehr der Besatzung durch Verrat. Der Woiwode Turgenjew wurde in die Wolga gestürzt, eine zum Entsatz heraneilende Abteilung Strelzi geschlagen und zur Waffenstreckung gezwungen. Von Astrachan zogen nun gegen 5000 Mann, teils zu Lande, teils in 40 Schiffen gegen ihn. Bei Tschernij Jar trafen sie ihn, und sofort fielen die Soldaten über ihre Führer her, hieben sie nieder und schlossen sich Stenka Rasin an. Astrachan vermochten seine starken Mauern nicht gegen die Aufrührer zu schützen, welche beim Angriff Unterstützung seitens einverständener Gesinnungsgenossen in der Stadt fanden und in dieselbe eindringen. Der schwer verwundete Statthalter wurde vom Kirchturm herabgestürzt, alle wohlhabenden Bewohner schonungslos niedergemetzelt. Stenka Rasin ernannte zu seinem Statthalter in Astrachan Wasska Uss und zog mit 10000 Mann nach Norden. Ssaradow und Ssamara fielen in seine Gewalt, und es wiederholten sich die blutigen Auftritte von Astrachan. Dann ging es weiter gegen Ssimbirsk. Je weiter Stenka Rasin vorrückte, desto grösser wurde sein Anhang, da eigene Sendboten überall seine Aufrufe verbreiteten und das Volk aufwiegelten. Sie verkündeten, dass der älteste Sohn des Zars, Alexei Alexejewitsch (gest. 17. Jan. 1670) nicht gestorben sei, sondern sich zu Stenka geflüchtet habe, um mit seiner Hilfe die Bojaren, welche ausnahmslos Verräter am Zaren seien, zu züchtigen. Auch der abgesetzte Patriarch Nikon sollte sich bei Stenka befinden, und um den Glauben daran zu befestigen, führte derselbe zwei prächtig geschmückte Bote mit sich, in denen sich der Zarewitsch und der Patriarch befinden sollten. Am 5. September erschien Stenka vor Ssimbirsk und bemächtigte

sich rasch der am Flussufer gelegenen Stadt, aber den auf hohem Berge erbauten Kreml, den der tapfere Miloslawskij verteidigte, vermochte er nicht einzunehmen. Als endlich ein Entsatzheer unter dem Fürsten Barjatinskij heranrückte, zog ihm Stenka an die Swijaga entgegen, doch der erste Zusammenstoss blieb unentschieden, und zwei Tage später vereinigte sich Barjatinskij mit der Besatzung des Kremls. In der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober befahl Stenka Rasin den Sturm auf die Festung, doch Miloslawskij sandte den Angreifern eine Abteilung in den Rücken und brachte sie dadurch in Verwirrung. Stenka, der sich umzingelt wähnte, schlug sich zur Wolga durch und entwich im Schutze der Nacht zu Schiffe mit seinen Kasaken, alle übrigen ihrem Schicksal überlassend. Am Morgen mussten sie sich ergeben, und hunderte von Galgen, die am Wolgaufer errichtet wurden, dienten zur Vollstreckung des ersten Schreckensgerichtes, durch welches dem Vordringen Stenkas eine Schranke gesetzt wurde. Sein Ruf der Unbesiegbarkeit war vernichtet, das Vertrauen der Landbevölkerung zu ihm erschüttert.

Es war übrigens die höchste Zeit, denn von allen Seiten war Stenka Rasin Volk zugeströmt, und der Aufstand hatte schon eine riesige Verbreitung erlangt. Auf dem ganzen grossen Gebiet, welches heute die Gouvernements Ssimbirsk, Pensa und Tambow einnehmen, hatten sich die Bauern empört, ihre Herren erschlagen, die Gutshöfe geplündert, und die Mordwinen und Tscheremissen an der Oka und Wolga, gereizt durch die in letzter Zeit immer häufiger gewordenen gewaltsamen Bekehrungsversuche, wetteiferten mit den Bauern im Wüten gegen die höheren Stände. Nun wurden im Kreise Alatyrs 15 000 Aufrührer nach heftigem Widerstand zersprengt und 11 Geschütze ihnen abgenommen. Das Blut floss nach den eigenen Worten des Fürsten Barjatinskij in Strömen. Andere aufständische Scharen hatten sich des Makarjewkloster bemächtigt und es geplündert, aber ein Angriff gegen Nishnij Nowgorod wurde abgeschlagen. Bald war die ganze Umgegend von Nishnij, Kosmodemjansk, Wassilssursk, Jadryn, Kurmysch, von Alatyrs bis hinab nach Ssaratow zur Unterwerfung gebracht. Mit



unerbittlicher Strenge gingen die Bojaren vor und vergalteten den Auführern alles reichlich, was ihre Standesgenossen durch sie gelitten. Schonungslos wurden die Dörfer eingäschert, gegen 100 000 Menschen niedergemetzelt, ausserdem noch tausende gehängt, hunderte durch Abhauen der rechten Hand oder des Daumens derselben bestraft, und schwere Züchtigung mit der Knute galt als Begnadigung. Stenka hatte sich an den Don geflüchtet, wurde aber dort von dem Zar treuen Kasaken gefangen genommen und nach Moskau gebracht, wo ihm die verdiente Strafe für seine Übelthaten zu teil wurde. Auch nach seiner Entfernung kostete die Beruhigung des Wolgalandes noch viel Mühe und Blut, denn Zarizyn und Astrachan leisteten noch lange Widerstand und der Ataman Fedka Scheludjak ging sogar noch einmal zum Angriff über und drang im Juni 1671 bis Ssimbirk vor, das er zweimal vergeblich stürmte. Zurückgeschlagen, zerstreute sich seine Schar, und Ende August stand Milolawskij vor Astrachan, welches durch Aushungerung bezwungen wurde. Der Aufstand war zu Ende.<sup>72)</sup>

Mit der Wiederkehr ruhigerer Zeiten begannen sofort wieder russische Ansiedler längs der Wolgaufer gegen Süden vorzudringen. Auf dem rechten Ufer rückten die Ansiedlungen bis zum Ende des Jahrhunderts an den Fluss Ssysran, auf dem linken bis zum Tscheremschan vor. Beide Ufer entwickelten sich in verschiedener Weise. Auf dem rechten waren die Klöster, auf dem linken Sektierer, welche hier niemand in ihren Glaubensübungen störte, die Bahnbrecher. Von jeher war es in Russland üblich, dass die Fürsten die Klöster reich ausstatteten, aber den grössern Teil des unermesslichen Reichtums, den sie im Laufe der Jahrhunderte erlangten,<sup>73)</sup> verdankten sie den Landschenkungen in den neuen Gebieten an der Wolga. Man überwies den dort gegründeten Klöstern grosse Landstriche, auf dass sie Ansiedler nach denselben zögen und so die Russifizierung des Landes förderten. So überliess z. B. Boris Konstantinowitsch von Nishnij Nowgorod, nachdem er 1372 als Grenzposten gegen Bulgarien die Stadt Kurmysch an der Ssura gegründet hatte, den Nowgoroder Klöstern das Fischerrecht und den Biberfang auf der Ssura bis Kurmysch und erlaubte ihnen,

Ansiedler hin zu bringen,<sup>74)</sup> Iwan III. schenkte viel Land den nach der Unterwerfung des Zartums Kasan gegründeten Klöstern u. s. w. Später, nach dem Erlass des Gesetzes Boris', welches die Bauern an die Scholle fesselte, erfolgten die Landschenkungen mit allen auf dem Grund und Boden ansässigen Leuten. Ausserdem erwarben die Klöster eine Menge Vorrechte. So gestattete z. B. Iwan der Schreckliche dem Troizkij Kloster in Astrachan, abgabefrei einen Verkaufsladen zu errichten, mit Korn, Hopfen, Malz, Hornvieh, Pferden u. s. w. Handel zu treiben, in einem eigenen Schiff Fische und Salz ebenfalls abgabefrei bis Jaroslawl und Kaluga zu versenden.<sup>75)</sup> Die Mönche erkannten bald, welche Quelle des Reichtums für sie ein grosser Grundbesitz mit allen daran haftenden Rechten war, und sowie sie irgendwo herrenloses gutes Land erspähten, „schlugen sie die Stirn“ vor dem Herrscher und baten, ihnen dasselbe zu schenken. Der Fischreichtum der noch wenig ausgebeuteten untern Wolga wurde für sie eines der besten Mittel zu Landerwerb. Zunächst erbat sie sich vom Zar das ausschliessliche Fischereirecht auf grossen Strecken, errichteten an verschiedenen Stellen der Ufer Watágas\*), und wenn dann der ergiebige Fischfang immer mehr Leute heranlockte und die Wataga zu einem Fischerdorf heranwuchs, baten sie wieder um Land, um den Ansiedlern Felder anweisen zu können. Selten wurde eine derartige Bitte abschlägig beschieden, wohl zum nicht geringen Teile darum, weil die Regierung selbst keine genaue Vorstellung von der Grösse der verschenkten Landstriche hatte, als deren Grenze meist irgend ein noch wenig bekannter Fluss oder Berg bezeichnet wurde. An der Mündung der Ussa in die Wolga befanden sich bei dem seit einigen Jahrzehnten bestehenden Dorf Ussolje Salzsiedereien; als im Jahre 1660 Ussolje Klostergut wurde und das Kloster gegen 200 Werst Land erwarb, bevölkerte sich rasch die Gegend. Den Ansiedlern wurde Abgabefreiheit versprochen, Fische und Holz waren in Überfluss vorhanden, das Leben ange-

---

\*) Watága ist die Benennung der an der Wolga und am Kaspi-See zu Fischereizwecken errichteten Hütten, in denen die Fische eingesalzen und für den Versand hergerichtet werden.

Roskoschny, Die Wolga.

nehm, da das Kloster von seinen Unterthanen nur wenig Dienste forderte — Russen, Mordwinen, Tscheremissen und Tschuwaschen liessen sich dort nieder und binnen kurzem zählte man im Klosterland mehrere hundert Höfe. Da auch reiche Bojaren nach Landschenkungen an der untern Wolga strebten und Ansiedler hinbrachten, war die Ssamarskaja Luka und das rechte Wolgaufer bis zu der 1683 zum Schutz der Ansiedler errichteten Festung Ssysran am Ende des 17. Jahrhunderts schon ziemlich gut bevölkert. In der neben der Festung entstehenden Stadt Ssysran wurden Kasaken und Einwohner von Ssimbirk, sowie Soldatenfamilien aus Kasan angesiedelt, die gleichzeitig errichtete befestigte Ssysranlinie, welche sich längs des Flusses Ssysran zur Quelle der Ssura und über Gorodischtsche nach Pensa zog, gleichfalls mit gedienten Leuten besetzt, aber über Ssysran hinaus war an Ackerbau noch nicht zu denken: die südlicher gelegenen Orte blieben noch lange vorgeschobene Posten, deren Besatzung jederzeit eines Überfalls durch die räuberischen Horden am Kuban gewärtig sein musste.

Auf dem linken Ufer breiteten sich die Sektierer aus, die man im Innern Russlands nicht dulden wollte, und manche Einöde verwandelte sich durch ihre Arbeit in bebautes Land. Jeder fussbreit Bodens musste dort erkämpft werden, denn trotz der befestigten Tscheremschanlinie (1652—1656 angelegt), welche von Belij Jar längs des linken Ufers des Tscheremschan zum Kutschui, einem Zufluss der Kama, ging, unternahmen Baschkiren und Kalmyken noch Raubzüge in das Gebiet nördlich vom Tscheremschan. Trotz der feierlich von ihnen gelobten Treue waren sie noch so unzuverlässige Unterthanen, dass man es für angezeigt hielt, Tschukur Daitschins Sohn Buntschuk 1661 in der Nähe von Astrachan im Namen seines Vaters, der Noionen und des ganzen Ulusses dem Zar aufs Neue Treue und Gehorsam geloben zu lassen. Auch Tschukur Daitschins Nachfolger (1672), sein Enkel Ajuk gelobte dem Zar wiederholt Treue, brach dieselbe aber wiederholt. Im Jahre 1660 verlieh ihm der Dalai Lama die Chanswürde, und seitdem nannte sich Ajuk im Verkehr mit den zarischen Beamten stets Chan der Kalmykenhorde.<sup>76)</sup>

Die Besiedlung des Wolgalaudes hatte demnach beim Regierungsantritt Peters des Grossen bereits erfreuliche Erfolge aufzuweisen, bedurfte aber immer noch dringend nachdrücklicher Vorkehrungen zum Schutze der neuen Niederlassungen. Zum Schutz gegen die kubanschen Tataren und die Kasaken am Don gründete Peter 1669 die Stadt Dmitrijewsk (das jetzige Kamyschin), welche durch den Oberst Thomas Baylie stark befestigt wurde, und liess bei Zarizyn die schmale Einbruchstelle zwischen Wolga und Don durch einen Wall und Graben schliessen, welche zwischen den beiden Flüssen angelegt wurden. Die Kamyschinka (jetzt nur ein Bach, damals noch ein schiffbarer Fluss) hörte nun auf, die Wasserstrasse zu sein, auf welcher die Kasaken in leichten Boten vom Don aus gegen die Wolga vordrangen, und der Wolok hatte seine Rolle ausgespielt. Das an der Stelle, an welcher bisher die Bote über Land zur Wolga gezogen wurden, errichtete Dmitrijewsk setzte den Raubzügen der Kasaken eine Schranke, und zwischen Ssaratow und Zarizyn gelegte Dragoner-Regimenter wurden fortan ein weiteres Hemmnis für das Raubgesindel.

Nach der Gründung der neuen Hauptstadt wandte sich die schöpferische Thätigkeit Peters des Grossen dem Riesenstrom in erhöhtem Mafse zu, doch wie überall, so stiess er anfangs auch hier auf erbitterten Widerstand gegen seine Neuerungen. Ruwim, der Archimandrit des Wosnessenskij Klosters, verbreitete das Gerücht, dass der Zar einen neuen Glauben einführen wolle, dass er das Volk zwingen, die Bärte abzuschneiden und deutsche Kleidung anzulegen u. s. w. Die Führer der Strelzi, Nossow, Shurawljew und Ilarion, empörten sich, und rasch verbreitete sich der Aufstand über die Umgegend. Erst als Peter den Feldmarschall Boris Scheremetjew nach Astrachan sandte, wurde dem Rauben und Morden, unter dem besonders die Deutschen zu leiden hatten, Einhalt gethan. Bulawin, welcher 1707 einen Aufstand am Don erregte und von dort nach der Wolga vordrang, Dmitrijew und Ssaratow ausplünderte, wurde ebenfalls rasch durch Dolgorukij vertrieben. Im folgenden Jahre sicherte Peter das Wolgaland gegen Einfälle der Kalmyken durch eine Vereinbarung mit Chan Ajuk, der sich ver-

pflichtete, mit seiner Horde nur auf dem linken Wolgaufer zu nomadisieren und auch dem Zar auf Verlangen im Kriegsfall Hilfsvölker zu stellen. Da nun allmählich auch das Christentum unter den Kalmyken Verbreitung zu finden begann, nahmen ihre Einfälle, auf welchen im Laufe der Zeit über hundert Dörfer zerstört und ihre Bewohner als Sklaven fortgeschleppt wurden, immer mehr ab. Weniger erfolgreich war Peters Vorgehen gegen die Baschkiren, unter deren Räubereien der Kreis Ssamara noch während seiner ganzen Regierung zu leiden hatte.

Seit den Unruhen Stenka Rasins war auch Astrachan sehr zurückgegangen. Die Russen unterhielten seitdem keinen Seeverkehr mit den persischen Häfen mehr, trotzdem ihre Schiffe früher bis Nisabat vorgedrungen waren. Auch die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Astrachan ansässigen Armenier und Inder, welche den Handel zwischen Russen und Persern vermittelten, brachten keine Waren mehr zu Wasser nach Astrachan, die Schifffahrt auf dem Kaspi-See lag ganz darnieder. Peter der Grosse erkannte aber gar wohl, welche hohe Wichtigkeit Astrachan für den Handel mit Asien gewinnen musste, wenn der grosse See, in den die Wolga mündete, als Wasserstrasse gehörig ausgenutzt wurde. Alle Unternehmungen zur Erforschung und Aufnahme der Küsten des Kaspi-Sees und ihres östlichen Hinterlandes, so namentlich jene des Fürsten Bekowitsch, welche in Astrachan ausgerüstet wurden, kamen in erster Reihe der Wolga und der Handelsstadt an ihrer Mündung zu gute. Peter errichtete in Astrachan eine „Admiralität“, liess einen Hafen mit geräumigen Docks anlegen, versuchte durch Anpflanzung guter Reben auch den Weinbau in der Umgegend von Astrachan einzuführen, befahl Maulbeerbäume auf den Trümmern von Sserai zu pflanzen, wo der Anbau derselben einst ein sehr bedeutender gewesen war, und bemühte sich auf alle Weise, die Handels- und gewerbliche Thätigkeit in der Stadt zu heben. Ein schwerer Schlag für Astrachan war der grosse Brand im Jahre 1709, welchem 600 Häuser und der Gostinnij Dwor mit einer grossen Menge Waren zum Opfer fielen. Dank Peters Fürsorge erholte sich die Stadt jedoch rasch und er-

stand schöner als zuvor aus den Trümmern. Auch der Bau der grossen Kathedrale, des Uspenski Ssobor, wurde unter Peters Regierung beendet (1699—1710). Am einschneidendsten von allen seinen Neuerungen war aber die Errichtung eines selbständigen Gouvernements Astrachan. Schon im Jahre 1708 hatte er eine neue Einteilung des Reiches in 8 Gouvernements durchgeführt — Moskau, St. Petersburg, Kijew, Ssmolensk, Archangelsk, Kasan, Asow und Sibirien — die in 39 Provinzen geteilt waren. Bei dieser Einteilung war dem Gouvernement Kasan ein riesiges Gebiet zugefallen, denn es umfasste die Gouvernements Wladimir, Nishnij Nowgorod, Kasan, Ssimbirsk, Ufa, Ssamara, Ssaratow, Astrachan, Orenburg und mehr oder minder grosse Teile der angrenzenden Gouvernements.<sup>77)</sup> Im Jahre 1719 wurden Nishnij Nowgorod und Astrachan als selbständige Gouvernements ausgeschieden, und zum Gouverneur von Astrachan ernannte der Zar Artemij Wolynskij, einen begabten und thatkräftigen Mann.

Nicht mindere Sorgfalt widmete der Zar Kasan, welches seine Lage in der Nähe der Kama-Mündung gleichfalls zu einem für den Handel mit Asien wichtigen Platze machte. Die Stadt war unter russischer Herrschaft mächtig angewachsen, die Bevölkerung wohlhabend.<sup>78)</sup> Peter verdankt sie die ersten Anfänge jener Industrie, welche später einen grossen Ruf erlangte. Im Jahre 1714 wurde hier eine Tuchfabrik gegründet, welche sich bis in die jüngste Zeit erhalten hat, 1722 eine Ledergerberei an der Kasanka an derselben Stelle, welche jetzt die berühmte Fabrik Alafusows einnimmt. Auch hier wurde eine „Admiralität“ errichtet, und reges Leben herrschte auf den Werften, denn Peter liess hier sowohl Barken für die Wolga als grössere Schiffe zur Fahrt auf dem Kaspi-See bauen, als er sich zu dem persischen Feldzuge rüstete. Doch Kasan sollte nicht blos ein Mittelpunkt des Wolgahandels, sondern auch die geistige Hauptstadt des ganzen Wolgalandes werden, weshalb Peter auch für die Verbesserung des Schulwesens sorgte und unablässig darauf bedacht war, durch Gründung von Schulen für Verbreitung von Kenntnissen sorgen.

Seine Hauptsorge blieb trotzdem der Handel. Mit dem ihm

eigenen Scharfblick hatte der Zar erkannt, von welcher hoher Wichtigkeit für seine neue Hauptstadt an der Newa eine Verbindung der Wolga mit der Ostsee werden konnte, und noch mitten in den schwedischen Kriegswirren traf er die ersten Anstalten dazu. Durch die Eroberung der schwedischen Festungen an der Newamündung war bereits ein Hindernis des russischen Handels beseitigt, aber es galt noch, ein zweites, nicht minder grosses zu beseitigen. Durch das auf dem bisherigen Verkehrswege unvermeidliche wiederholte Umladen der Waren und die Notwendigkeit, sie auf einer Strecke von 103 Werst, zunächst aus der Twerza in die Sna, dann zur Umgehung der Borowitschi-Fälle zu Lande zu befördern, wurde die Beförderung der Waren ungemein verteuert. Durch ins Land gerufene holländische Schleusenmeister, welche 80 Gulden monatlichen Gehalt erhielten, liess nun Peter im Jahre 1703 den Bau eines Kanals zwischen der Twerza und Sna beginnen und das Wasser des letztern Flusses durch Schleusen so anstauen, dass es sowohl zur Speisung der Twerza als zu jener der Msta verwertet werden konnte. Als jedoch der nach dem Fürsten Gagarin benannte Kanal fertig war, entsprach er den Erwartungen nicht, da die Wassermenge eine zu geringe war, um einem lebhaften Verkehr zu genügen. Peter sann deshalb auf neue Verbindungswege, und er war nahe daran, sich für jene zu entscheiden, welche dem jetzigen Tichwinka-System zu grunde liegen. Die in die Tschagoda mündende Somina sollte mit der Tichwinka verbunden werden, aus welcher man auf dem Sjas in den Ladoga gelangen kann. Da jedoch seine einflussreichsten Ratgeber den Weiterausbau des Wischnij-Wolotschok-Systems befürworteten, entschied Peter schliesslich sich für den letztern. Der Erfolg blieb nach wie vor ein geringer. Obwohl Tausende von Arbeitern mit der Reinigung des Fahrwassers, der Beseitigung der Untiefen und Stromschnellen beschäftigt waren, konnten den Kanal doch nur Fahrzeuge von geringem Tiefgang benutzen. Unglücksfälle in den Stromschnellen kamen häufig vor, viele Fahrzeuge waren durch Wassermangel gezwungen, im Kanal zu überwintern.

Eine Besserung trat erst ein, als der Plan zur Ausführung

gelangte, welchen im Jahre 1719 der Nowgoroder Handelskommis Michael Iwanowitsch Sserdjukow dem Zar vorlegte. Derselbe beruhte auf dem Gedanken, einen Teil der übergrossen Wassermengen, welche im Frühjahr das Bett der Flüsse füllten, durch Stauschleusen anzusammeln und bis zu dem Augenblick zurückzuhalten, in dem man ihrer bedurfte. Ein grosser Wasserbehälter sollte in der Nähe von Wischnij Wolotschok durch Vereinigung der Sna und Schlina geschaffen und überdies der Oberlauf der beiden Flüsse mit mehreren Seen in Verbindung gebracht werden, deren Wasserabfluss gleichfalls durch Schleusen geregelt wurde, so dass man den Wasserbehälter jederzeit wieder füllen konnte, wenn er erschöpft war.

Der Plan fand nicht nur die Billigung des Zars, sondern auch von seiner Seite eine Unterstützung, wie sie grossartiger kaum gedacht werden kann. Überzeugt, in Sserdjukow den richtigen Mann zur Durchführung des Unternehmens gefunden zu haben, schenkte er demselben volles Vertrauen und liess ihm in allem freie Hand. Mit erstaunlicher Schnelligkeit entledigte sich Sserdjukow seiner Aufgabe, und bald waren die Werke bei Wischnij Wolotschok so ziemlich in demselben Umfange fertig, in dem man sie heute sieht. Peters Scharfblick und Menschenkenntnis hatten sich wieder einmal glänzend bewährt. Sserdjukow hatte das Werk vollendet, ohne dass die geringste Klage über Eigenmächtigkeiten von seiner Seite laut wurde, trotzdem die fast unumschränkte Gewalt, welche der Zar in seine Hände gelegt, anfangs die Bedenken gar vieler erregt hatte. Peter überliess ihm von vornherein Land in der Breite von 30 Faden an jedem Ufer zu freier Nutzniessung, ohne Rücksicht auf die bisherigen Besitzer des Bodens; es sollte ihm nicht blos gestattet sein, abgabefrei Mühlen, Fabriken und Schenken anzulegen, wo er es für angezeigt fand, sondern er wurde auch berechtigt, von jeder Barke, welche seinen Kanal benutzte, eine Abgabe von 5 (später 10) Kopeken für den Längenfaden, von jedem Floss dagegen 11 Kopeken zu erheben. Als der Zar die Erfolge Sserdjukows sah, erklärte er alle diese Rechte, welche ihm bisher nur für eine bestimmte Zeit eingeräumt waren, (1722) als übertragbar auf alle seine Nachkommen. Andererseits zeigten sich



auch die Sserdjukows — Vater und Sohn — als Leute, welche rasch erworbenen Reichtum auf gute Weise zu verwerten wissen. Sie erboten sich, die Schiffbarmachung der Borowitschi-Fälle, jener Strecke, welche alljährlich die meisten Opfer an Menschenleben und Gütern erforderte, auf eigene Kosten zu übernehmen, und führten auch dieses Unternehmen glänzend durch. Ihre Erhebung in den Adelsstand und die Erstattung ihrer sämtlichen Auslagen war ihr augenblicklicher Lohn, aber einen dauerndern haben sie sich in der Anerkennung und Dankbarkeit der Nachwelt erworben.<sup>79)</sup>

Unter Peter dem Grossen, der, fast beständig auf Reisen, sein Reich durch den Augenschein so genau kennen gelernt hatte, wie kein russischer Herrscher vor ihm, musste auch die Kartographie bedeutende Fortschritte aufweisen. Wie Russland unter ihm aus seiner halbasiatischen Abgeschlossenheit heraustrat und den Kulturstaaten Europas näher rückte, so bildet seine Regierung auch den Beginn einer neuen Zeit für die geographische Kenntnis des riesigen Reiches. Seit der Karte Massas waren bereits nicht unwesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Adam Olearius, welcher 1634, 1636 und 1643 als Gesandter Friedrichs von Holstein-Gottorp in Russland weilte und auch später noch mit dortigen Deutschen in Verkehr blieb, kann als der Vater der Kartographie des Wolgabietes gelten. In seiner Moscovitischen und Persianischen Reisebeschreibung veröffentlichte er (1655) ausser einer ganz Russland umfassenden Karte eine solche der Wolga, welche die erste ist, die wir von diesem Strome besitzen: *Accurata delineatio nobilissimi totius Europae fluminis Wolgae, olim Rha dictae.*<sup>80)</sup> Eine wertvolle Ergänzung dieser Karten des Olearius war die mit ihnen verbundene Reisebeschreibung, welche ein anschauliches Bild des russischen Lebens lieferte. Über alle Einrichtungen des Staates und über Sitten und Gebräuche des russischen Volkes war man in Westeuropa bereits ziemlich gut unterrichtet, als 30 Jahre nach der Karte des Olearius eine neue erschien, in welcher in viel umfassenderem Masse als in der seinen alle wissenschaftlich begründeten Angaben zusammengefasst und nach sorgfältiger Prüfung

verwertet waren. Der Herausgeber dieser Karte, der Amsterdamer Bürgermeister Nikolaus Witsen, ist der Vorläufer der unter Peter dem Grossen sich vollziehenden Umwälzung, und mit Recht sagt Müller,<sup>81)</sup> dass mit ihm gleichsam ein neuer Zeitpunkt in der Landbeschreibung und Geschichte der Landkarten von Russland anfängt.

Aus blosser Wissbegierde hatte Witsen 1666 den holländischen Gesandten Boreel nach Russland begleitet und dann einen zwei-jährigen Aufenthalt in Russland zum Sammeln geographischer Kenntnisse benutzt, die er später nebst den Ergebnissen seines brieflichen Verkehrs mit Russen in seinem berühmten Buche „Noord en Oost Tartarye“<sup>82)</sup> niederlegte, in der Erläuterung zu der von ihm entworfenen Karte Russlands: *Nieuwe Land-Karte van het Noorder en Ooster Deel van Asia en Europa, strekkende van Noua Zembla tot China, aldus getenket, beschreven, in Kaert gebracht en uitgegeven zedert een nawkeurig Onderzoek van meer den twintig Jaeren door Nicolaes Witsen Consul (Amsterdam 1687)*. Für die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit welcher Witsen beim Zeichnen seiner Karte zu Werke ging, spricht schon der Umstand, dass er nur mit Mühe zu ihrer Veröffentlichung bewogen werden konnte und sie trotz aller später gesammelten Berichtigungen in der neuen Ausgabe seines Werkes wegliess. Peter lernte Witsen auf seiner ersten Reise ins Ausland kennen, und im häufigen Verkehr mit ihm klärten sich seine Ansichten über die in Russland vorzunehmenden geographischen Arbeiten, welche er bald darauf zu verwirklichen begann.

Die für uns in Betracht kommenden, auf Veranlassung Peters des Grossen angefertigten Karten sind: Die des Vice-Admirals Cornelius Cruys, unter denen sich eine Karte des Kanals zwischen dem Don und der Wolga befindet (nebst einer kurzen Beschreibung desselben), welchen Peter bald nach der Einnahme Asows zu bauen begann, der aber nie vollendet wurde,<sup>83)</sup> ferner die Karte des Kaspi-Sees von Ssoimonow und das grosse Kartenwerk Kirilows,<sup>84)</sup> welches 1726—1734 entstand. Kirilows Karte beruht noch nicht auf astronomisch bestimmten Längen, da solche Bestimmungen, als

er seine Arbeit begann, noch nicht für einen einzigen Punkt vorlagen. Er vermochte die Länge nur nach gelegentlichen Marschrouten zusammenzustellen, was zur Folge hatte, dass seine Karte in der Richtung des Parallels zu ausgedehnt ist, aber in anbetracht der Unsicherheit solcher Bestimmungen erscheint es immer noch als wunderbar, dass seine Karte nicht grössere Fehler aufweist. Von der äussersten Westgrenze des Reiches bis Kamtschatka beträgt der Fehler nur etwa  $10^0$ , und in den diesseits des Urals gelegenen Teilen sind die Abweichungen noch sehr geringe.<sup>85)</sup> Trotz alldem weist Kirilows Karte, mit jener Witsens verglichen, bereits bedeutende Fortschritte der Wissenschaft auf und ist ein glänzendes Zeugnis der Thätigkeit, welche die Akademie der Wissenschaften entfaltete, in deren Hände nach der Berufung Joseph Delisles die fernere Bearbeitung der Reichskarte gelegt war und die nach Vornahme genauer geographischer Ortsbestimmungen durch Islenjew, Krassilnikow, Popow u. a. 1745 jenen grossen Atlas des russischen Reiches veröffentlichte, in welchem wir den Lauf der Wolga und die Lage der Wolgastädte zum ersten mal genau bestimmt finden.

Unter den kurzen Regierungen der nächsten Nachfolger Peters ist von Fortschritten im Wolgagebiet wenig zu berichten. Erst unter der Kaiserin Anna zeigen sich solche aufs Neue. Abermals wurden Massregeln zur Beruhigung des Wolgalandes getroffen, die sich in den altgewohnten Geleisen bewegten: Vorschieben der befestigten Linien nach Süden, Gründung neuer Niederlassungen. Auf dem linken Ufer wurde zum Schutze gegen die Baschkiren durch 15 000 Arbeiter eine 222 Werst lange befestigte Linie angelegt (1732), welche sich längs der Ssamara nach Alexejewsk, und dann nordostwärts über Sergijewsk nach Kutschujewsk, dem Endpunkte der Tscheremschan-Linie zog. Zur Besiedlung des durch die neue Linie eingeschlossenen und gesicherten Gebietes wurden ausgediente Soldaten und Ansiedler aus den älteren Wolgagebieten herangezogen, und vier neugebildete Regimenter übernahmen ihren Schutz. Schon vier Jahre später wurde diese Linie noch weiter nach Süden vorgeschoben, gleichzeitig hinter derselben die Stadt Staw-

ropol gegründet und in ihrer Nähe den getauften Kalmyken, welche von ihren Stammesgenossen hart bedrängt wurden, Wohnsitze angewiesen. Auf dem rechten Ufer hatte man schon 1731 durch die Zusage von Unterstützungen, Geld und Getreide Ansiedler an die Zarizynsche Linie heranzuziehen versucht, jedoch ohne namhaften Erfolg, worauf über 1000 Familien donscher Kasaken dorthin verpflanzt wurden. Man bildete aus ihnen ein neues Kasakenheer, die Wolga-Kasaken, welche verpflichtet waren, für die Sicherheit des untern Wolgagebietes zu sorgen und die dort herumstreifenden Räuberscharen zu bekämpfen. Hauptort dieser neuen Militärgrenze, deren Bevölkerung sich rasch vermehrte, war Dubowka an der Wolga.

Durch alle diese Mafsregeln wurde den räuberischen Nomadenvölkern an der russischen Grenze immer mehr die Möglichkeit entzogen, Einfälle in das besiedelte Gebiet zu unternehmen, doch gegen die Räuberscharen innerhalb der Grenzen erwiesen sich alle festen Plätze als ungenügender Schutz. Das Erlöschen des neuen Herrscherhauses in der männlichen Linie lieferte wie s. Z. das Aussterben des Rurikischen Mannesstammes unruhigen Köpfen willkommene Gelegenheit zur Aufwiegelung der unwissenden Volksmassen. Das untere Wolgagebiet glich einem brodelnden Hexenkessel, in welchem allerlei Unheil für Russland enthalten war, das sich bereits von Zeit zu Zeit in mehr oder minder starken Zuckungen bemerkbar machte, bis endlich unter Katharina II. der verheerende grosse Ausbruch erfolgte.

Die Bauernfrage spielte damals in Russland eine wichtige Rolle. Die Fesselung der Bauern an die Scholle durch Boris Godunow war die Veranlassung geworden, dass Tausende dem Zwange durch die Flucht sich zu entziehen suchten. Es nützte nichts, dass man die Grenzen durch Soldaten besetzen liess und Flüchtigen, welche beim Überschreiten der Grenze erwischt wurden, mit der Knute drohte. Die Knute erwartete sie auch, wenn sie zurückkehrten, folglich vermochte diese Drohung sie nicht abzuschrecken. Ebenso vergeblich blieben alle Bemühungen, die Entflohenen durch Versprechungen zur Heimkehr zu bewegen. Eine

Reihe von Manifesten sicherte ihnen Strafflosigkeit zu, man versprach ihnen schliesslich die Überlassung von Land zur Ansiedlung und für die ersten sechs Jahre Befreiung von allen Steuern und sonstigen Leistungen, aber der Erfolg blieb ein geringer.<sup>56)</sup> Tausende flohen nach wie vor alljährlich über die Grenze, und aus dem einzigen Gouvernement Ssmolensk sollen mehr als 50 000 Männer und Frauen in Polen eine Zuflucht gefunden haben. Die Lage der in Russland verbliebenen Bauern wurde dadurch von Jahr zu Jahr eine drückendere, da diese nun auch die Kopfsteuer für die entflohenen zu entrichten hatten, und das Unvermögen, den gesteigerten Anforderungen zu genügen, trieb immer wieder zu dem Verzweiflungsschritt, durch die Flucht über die Grenze sich den Bedrückungen zu entziehen.

Neben dem Auswandererstrom, der sich über die westlichen Grenzen ergoss, ging aber auch noch ein fast ebenso starker nach Osten, teils nach Neurussland, teils in das untere Wolgagebiet, teils über den Ural nach Sibirien. In den Bergwerken und Fabriken im Ural wimmelte es von Flüchtlingen aus dem Innern des Reiches, und die Regierung sah sich ausser stande, dem Unwesen zu steuern. All die Tausende wieder ihren Herren zuzuführen, war unmöglich. Hatte doch einzelne der Drang nach Verbesserung ihrer Lage bis nach Kamtschatka getrieben! Überdies glichen diese Flüchtlinge den Schaden, welchen sie durch das Verlassen ihrer Wohnsitze verursachten, zum Teil dadurch wieder aus, dass sie in den östlichen Grenzgebieten inmitten der Fremdvölker die russische Einwanderung verstärkten und zur Russifizierung der neuen Erwerbungen beitrugen. Dementsprecheend bildete sich diesen Flüchtlingen gegenüber allmählich ein ziemlich mildes Verfahren aus. Man suchte zwar auch den Flüchtlingsstrom einzudämmen, indem man z. B. den Kasakenheeren verbot, Flüchtlinge aufzunehmen (1765), aber man liess jene, die in Astrachan, im Orenburger Kreis, an den oberen Zuflüssen der Kama sich niedergelassen hatten, in ihren neuen Wohnsitzen. Die zum Kriegsdienst tauglichen, unter 40 Jahre alten Männer wurden unter die Soldaten gesteckt und ihren früheren Herren bei der Zahl der von ihnen

zu stellenden Rekruten in Anrechnung gebracht; für die Frauen und die männlichen Flüchtlinge im Alter von unter 15 und über 40 Jahren sollte den Gutsbesitzern dieselbe Entschädigung gezahlt werden, die sie auf Grund des Ukases vom 13. Dezember 1760 für Bauern erhielten, welche sie zur Ansiedlung in Sibirien bestimmten. Kleinen Gutsbesitzern sollte auch für männliche Flüchtlinge im Alter von 15 bis 40 Jahren eine Entschädigung gezahlt werden, welche ein Ukas vom 31. Dezember 1765 auf 60 Rubel für den Kopf festsetzte.

Unter den zurückgebliebenen Leibeigenen gährte es indessen fort, und an vielen Orten kam der Hass gegen ihre Bedrucker zum Ausbruch. Wiederholt wurden Gutsbesitzer von ihren Leibeigenen erschlagen, und einzelne Fälle dieser Art, wie die Ermordung des Generals N. Leontjew (1769), erregten ungeheures Aufsehen. An einzelnen Orten kam es sogar zum offenen Aufstand, der durch Waffengewalt unterdrückt werden musste. Nach dem Regierungsantritt Peters III. hatte sich unter den Leibeigenen das Gerücht verbreitet, dass der Zar ihre Befreiung beabsichtige. Als die Grundlosigkeit dieses Gerüchtes sich herausstellte, kam es im Kreise Twer zu einem Bauernaufstand, zu dessen Unterdrückung ein Kürassierregiment nebst 400 Mann Infanterie und 4 Geschützen ausgesandt werden musste. Die Soldaten stiessen auf erbitterten Widerstand, und das Beispiel der Aufständischen wirkte ansteckend auf die Leibeigenen in anderen Kreisen, in denen ebenfalls Aufstände ausbrachen. Nach Tausenden zählende Bauernhaufen empfangen die gegen sie ausgesandten Soldaten mit einem Steinhagel, und es floss viel Blut, bevor die Ruhe wieder hergestellt war. Im Juli 1763 erschien der Ukas, welcher verordnete, dass künftighin nicht die Gutsbesitzer, sondern die aufständischen Leibeigenen alle Kosten zu tragen hätten, welche durch die zu ihrer Beruhigung nötig gewordenen Massregeln verursacht worden. Da man wusste, dass Geldstrafen für die Bauern die empfindlichsten waren, hoffte man dadurch ihre Aufstandsgelüste zu unterdrücken, aber der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht. Als Katharina II. im Jahre 1767 die Wolga hinabfuhr, konnte sie sich durch eigenen Augen-

schein überzeugen, wie es unter der Bauernbevölkerung gährte. Leibeigene überreichten ihr eine Bittschrift, in der sie sich über Bedrückungen seitens ihres Herrn beschwerten, und als sie aufgefordert wurden, sich ruhig ihrem Herrn zu fügen, weigerten sie sich. Ein Infanterieregiment wurde gegen sie ausgesandt, 130 Bauern wurden ins Gefängnis abgeführt, viele zu Knuten- und Rutenhieben verurteilt. Trotzdem brachen in den Jahren 1767 und 1768 neue Bauernunruhen an der Wolga aus, welche diesmal einen ernstern Verlauf nahmen als alle früheren. Im Kreise Ssimbirsk empörten sich die Bauern des Gutsbesizers Ismailow und der Frau Krotkowa, und als Soldaten gegen sie anrückten, stürzten sich Männer und Frauen wütend auf dieselben und trieben sie in die Flucht. Als darauf eine grössere Truppenmacht aufgeboten wurde, unterwarfen sich die Bauern ohne Widerstand. Auf Verlangen der Frau Krotkowa wurden 12 der Haupträdelsführer mit der Knute, 50 mit Ruten gezüchtigt.<sup>87)</sup>

Mit dem Jahre 1770 tritt endlich Ruhe ein. Während der nächsten drei Jahre hört man in ganz Russland nichts mehr von Bauernaufständen. Es ist jedoch die Ruhe vor dem Sturm. Die Luft ist mit Zündstoff gesättigt, und es bedarf nur eines Funkens, um eine furchtbare Entladung hervorzurufen. Der zündende Funke lässt nicht lange auf sich warten.

Die Kasaken am Jaik, dem jetzigen Uralfluss, gehörten seit jeher zu den unruhigsten, die ungebundenste Freiheit liebenden Bevölkerungsschichten des russischen Reiches, und trotz der strengen Zucht, in der sie seit Peter dem Grossen gehalten wurden, brachen um die Mitte des 18. Jahrhunderts am Jaik wiederholt Unruhen aus. Der letzte Aufstand im Jahre 1771 hatte zur Folge, dass die Stelle eines Atamans, deren Besetzung bereits Peter der Grosse sich vorbehalten hatte, aufgehoben und seine Gewalt dem kaiserlichen Befehlshaber am Jaik übertragen wurde. Murrend fügten die Kasaken sich der Gewalt, und harrten des günstigen Augenblicks zum Losschlagen. Ein unternehmender Mann, der sich an ihre Spitze stellte, fand sie sicher bereit, den Kampf um die Freiheit zu wagen, und ein solcher Mann fand sich in dem flüchtigen

Donschen Kasaken Jemeljan Pugatschew. Zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt, entfloher vor der Abführung in die Verbannung und kam in einem für ihn ungemein günstigen Augenblick zu den Kasaken am Jaik. Dort suchten einige Unruhistifer eine allgemeine Auswanderung auf türkisches Gebiet zu bewirken, ein Plan, für welchen schon Pugatschew unter allerlei falschen Vorspiegelungen Anhänger geworben und deshalb verhaftet und als Aufwiegler verurteilt worden war. Die grosse Menge war jedoch nicht geneigt, ihre bisherigen Wohnsitze zu verlassen, und daher gewann der Vorschlag eines neuen Aufstandes die Oberhand. Um demselben den Erfolg zu sichern, sollte diesmal das ganze Moskowitereich in Verwirrung gebracht werden. Man wusste am Jaik, wie leicht es in der letzten Zeit allerlei verwegenen Leuten geworden war, am Don und in der Ukraine durch das Vorgeben, Kaiser Peter III. sei noch am Leben, Aufstände zu erregen. Das Misslingen aller dieser Aufstände schreckte die Kasaken nicht ab; sie waren vielmehr überzeugt, dass ein solches Unternehmen gerade inmitten der unwissenden, rohen Bevölkerung an der Südostgrenze des Reiches grosse Aussicht auf Erfolg habe, wenn für die Rolle des vermeintlichen Peter ein entschlossener, kühner Mann gefunden werde, der im Lande wenig bekannt und dessen Entlarvung daher nicht so leicht zu befürchten sei. Ihre Wahl fiel auf Pugatschew, und der entfloherne Sträfling nahm ihr Anerbieten an.

Am 18. September 1773 begann der Aufstand, der mit unglaublicher Schnelligkeit sich über riesige Strecken verbreiten sollte. Mit etwa 300 Mann erschien Pugatschew in der Nähe des Städtchens Jaizk, und eine gegen ihn ausgesandte Kasakenabteilung ging zu ihm über. Einen Angriff auf Jaizk wagte er noch nicht, sondern wandte sich gegen Ilezk, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde, und bemächtigte sich am 24. September der „Festung“ Rasfsipnaja. Die Kasaken am Jaik waren grossenteils altgläubig, ebenso wie Pugatschew, und das von dessen Anhängern verbreitete Gerücht, man wolle sie zwingen, ihre Bärte abzuschneiden, hatte Glauben gefunden. Der vermeintliche Kaiser, der ihnen Glaubens- und Bartfreiheit zusicherte, den Gehorsamen grosse



Belohnung, den Ungehorsamen strenge Strafen in Aussicht stellte, war ihr Mann. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von seinem Erscheinen, und der Schrecken ging vor ihm her. Wer ihm Widerstand leistete, hatte als Empörer gegen seinen Zar auf keine Gnade zu hoffen, er endete am Galgen. Die von Pugatschew durch Geschenke gewonnenen Baschkiren beunruhigten die russischen Niederlassungen, unter den Kalmyken, Mordwinen, Tschuwaschen, Tscheremissen machte sich eine bedenkliche Gährung bemerkbar. Am 2. November erschien Pugatschew mit 25 000 Mann vor den Mauern von Orenburg und begann die Stadt zu belagern. Der von Petersburg hergesandte General Karr unterschätzte den Aufstand, glaubte mit einer Handvoll Soldaten Orenburg entsetzen zu können, und erkannte zu spät mit Schrecken den wahren Sachverhalt. Unter grossen Verlusten musste er sich zurückziehen, 17 Werst weit von den Aufständischen verfolgt.

Während die Besatzung Orenburgs nur mit Mühe sich der Angriffe Pugatschews erwehrte, der Mangel an Lebensmitteln in der Stadt immer drückender wurde, breitete sich der Aufstand bereits über das Wolgagebiet aus. Eine 10 000 Mann starke Abteilung der Horden Pugatschews erschien Ende November vor Ufa, wagte jedoch keinen Angriff, da der dortige Befehlshaber Massojedow, von der Einwohnerschaft unterstützt, rechtzeitig Anstalten zu entschlossenem Widerstand traf, trotzdem die Stadt nicht so gut befestigt war wie Orenburg. Dagegen wurde die ganze, meist von Baschkiren bewohnte Umgegend aufgewiegelt, und Streifscharen drangen bis in die Nähe von Kasan vor, wo der Schrecken so gross war, dass nicht blos ein grosser Teil der reicheren Einwohner, sondern auch der Gouverneur und die Beamten sich nach den westlichen Gouvernements flüchteten.

Die Kaiserin beauftragte nun den General Bibikow, der durch glänzende Thaten in Polen sich rasch einen Namen gemacht hatte, mit der Unterdrückung des Aufstandes. Sein Erscheinen in Kasan stellte das erschütterte Vertrauen wieder her, und die bisherige Verzagtheit wich der Begeisterung für die Sache der Kaiserin. Die Stadt Kasan rüstete auf eigene Kosten eine Eskadron Husaren

aus, der Adel des Gouvernements erklärte sich bereit, von 200 Seelen einen Rekruten zu stellen, und der Adel von Ssimbirk, Swijashsk und Pensa folgte seinem Beispiel. Von allen Seiten strömten Verstärkungen hebei, und Bibikow war bald imstande, auf der ganzen Linie mit genügender Macht vorzurücken. Die Aufständischen hatten indessen bereits einerseits Ssamara besetzt, andererseits bedrohten sie Katarinenburg. Zunächst wurden sie aus Ssamara vertrieben, und Generalmajor Mansurow, der den rechten Flügel des russischen Heeres befehligte, sandte eine Abteilung über Stawropol in das Gebiet der Kalmyken, welche bei ihrer Annäherung sich zerstreuten. Generalmajor Larionow entsetzte Ufa, und eine andere Abteilung säuberte die Ufer des Irgis und zwang die Nomaden zwischen Wolga und Jaik zur Unterwerfung. Die vereinigten Abteilungen Mansurows und des Fürsten Galizin rückten unaufhaltsam auf Orenburg los, schlugen Pugatschews Scharen unter den Mauern der Stadt, und Pugatschew verdankte es nur der feigen Unentschlossenheit Reinsdorps, des Gouverneurs von Astrachan, dass er nicht gefangen genommen wurde, da einige seiner Leute ihn ausliefern wollten, um sich dadurch Verzeihung zu erkaufen.

Der Aufstand schien dem Erlöschen nahe zu sein, als er plötzlich an anderer Stelle mit erneuter Heftigkeit ausbrach. Bibikow, dessen ohnehin schon geschwächte Gesundheit durch die Strapazen und Aufregungen der letzten Zeit vollends untergraben worden, starb am 9. April, und sein Nachfolger im Oberbefehl, Fürst Schtscherbatow, versäumte es, den geschlagenen Feind nachdrücklich zu verfolgen und ihn zu vernichten. Pugatschew fand Zeit, die Zersprengten wieder zu sammeln, und zog sich in den Ural hinein, wo er sich der Bergwerke und Hütten bemächtigte, Kanonen giessen liess und dann, verstärkt durch Baschkiren, Kalmyken und Tataren, die Kama abwärts zog. Am 18. Juni wurde die Stadt Ossa (sprich Assá) erstürmt und verbrannt; drei Tage später ergab sich auch die Festung. Pugatschew ging nun auf das linke Kama-Ufer über, verbrannte Ishewsk und Wotkinsk, wo die Arbeiter der dortigen grossen Branntweinbrennereien sein Heer

verstärken mussten, und wandte sich dann gegen Kasan. Die Stadt hatte nur etwa 500 Mann Besatzung, und obwohl man schleunigst einige tausend Mann bewaffnete, war doch an eine erfolgreiche Verteidigung nicht zu denken. Mit geringen Opfern bemächtigte sich Pugatschew am 12. Juli der Vorstädte und der Stadt, welche geplündert und in Brand gesteckt wurden. Von 2867 Häuser sanken 2057 in Asche, mit ihnen 25 Kirchen und 3 Klöster. Der Kreml, in den sich die Besatzung mit den Einwohnern zurückgezogen hatte, entging nur dadurch dem gleichen Schicksal, dass gegen Abend der Wind umschlug und die Flammen von den hölzernen Kremlmauern forttrieb. „Die Nacht brach an, eine schreckliche Nacht für die Einwohner! Das in einen Kohlenhaufen verwandelte Kasan rauchte und glühte im Nebel. Niemand schloss ein Auge. In der Morgendämmerung eilten die Einwohner auf die Festungsmauern und wandten ihre Blicke nach der Richtung, von der sie einen neuen Angriff erwarteten. Doch statt der Scharen Pugatschews erblickten sie staunend die Husaren Michelsons, die mit einem von ihm an den Gouverneur abgesandten Offizier in die Stadt sprengten.“<sup>55)</sup>

Michelson, der Pugatschew nach seiner Niederlage vor Orenburg verfolgt hatte, war durch Mangel an Schiessbedarf und Lebensmitteln gezwungen gewesen, die Verfolgung einzustellen und sich nach Ufa zurückzuziehen. Nachdem er erfahren, dass Ossa von den Aufständischen eingenommen worden, rückte er rasch an die Kama vor, führte sein Fussvolk auf Flössen ans andere Ufer, während die Reiterei den Fluss durchschwamm, und zog dann in Eilmärschen Kasan zu Hilfe. Er kam zu spät, um die Einäscherung der Stadt zu verhindern, aber er rettete den Kreml. Pugatschew, von seinem Nahen durch Flüchtlinge benachrichtigt, hatte sich flussabwärts zurückgezogen, wurde jedoch eingeholt, sofort angegriffen und nach fünfständigem hartnäckigem Kampfe unter grossen Verlusten in die Flucht geschlagen. Nachdem er auf dem Schlachtfelde übernachtet, rückte Michelson gegen Kasan vor, aber Pugatschew, der indessen über die geringe Zahl seiner Gegner genau unterrichtet worden, sammelte seine Scharen wieder

und eilte ihm nach, um seine Vereinigung mit der Besetzung Kasans zu verhindern. Michelson gelang es aber, den Gouverneur von Kasan durch seine Husaren von seiner Lage in Kenntnis zu setzen, und vereint mit ihm schlug er den neuen Angriff ab. Pugatschew zog sich, von den ermüdeten Siegern nicht verfolgt, über die Kasanka zurück, griff aber schon am 15. Juli mit frischen Streitkräften Michelson zum dritten mal an. Der Kampf war kurz, aber entscheidend. Fünftausend Aufständische und neun Geschütze fielen in die Hände der Sieger, die Leichen der Erschlagenen stauten die Kasanka.

Von wenigen Anhängern begleitet, irrte Pugatschew zwei Tage lang in den Wäldern herum, zog jedoch allmählich die Versprengten an sich und ging am 18. Juli mit etwa 500 Mann auf das rechte Wolgaufer über. Nochmals schien ihm das Glück zu lächeln. Die unterdrückten Leibeigenen, die widerwillig das russische Joch tragenden Fremdvölker glaubten, die Stunde ihrer Befreiung habe geschlagen. Pugatschew versprach den Leibeigenen Freiheit, Vernichtung des Adels, Nachlass aller Abgaben und Pflichten und unentgeltliche Verteilung von Salz. Solche Versprechungen brachten allenthalben das Bauernvolk zum Aufstand, und während es über seine Herren herfiel und sie gebunden in Pugatschews Lager ablieferte, wüteten die erst vor kurzem zum Christentum bekehrten Fremdvölker gegen ihre russischen Geistlichen und erschlugen alle, deren sie habhaft wurden. Nach einer grossen Branntweinbrennerei im Kreise Alaty (Gouv. Ssimbirsk) hatten sich eine Menge Gutsbesitzer aus der Umgebung geflüchtet, da sie sich dort unter dem Schutze der Beamten und einer zahlreichen Arbeiterbevölkerung sicher wähnten. Die Fabrik wurde von einer der Scharen Pugatschews erstürmt und mehr als 200 Menschen, darunter etwa 130 Gutsbesitzer, niedergemacht.<sup>89)</sup> In Ssaransk wurden bald darauf auf Pugatschews Befehl 300 Edelleute gehängt.<sup>90)</sup> Sie waren überall vogelfrei; vergebens verbargen viele sich in den Wäldern — herumstreifende Bauernscharen entdeckten ihr Versteck und schleppten sie vor Pugatschew.<sup>91)</sup>

Man hat die wichtige Rolle zu bestreiten versucht, welche der

Hass der Bauern gegen ihre Herren in dem Aufstande spielte,<sup>92)</sup> und doch liegt dieselbe klar zu Tage. Daran ändert der Umstand nichts, dass zuweilen Bauern für ihre Herren um Gnade baten, denn dies geschah nur bei solchen Herren, welche ihre Leibeigenen gut behandelt hatten.<sup>93)</sup> Jene, die sie misshandelt hatten, büssten schwer für ihre Unmenschlichkeit. So wurde z. B. die Frau eines Beamten, welche ihren Leuten nie Salz zu den Speisen geben wollte, von denselben mit Ruten gepeitscht und die blutenden Körperstellen mit Salz eingerieben unter dem höhnischen Zuruf: „Salze! Salze!“ Einer Gutsbesitzerin, welche das Kind ihrer Amme umgebracht hatte, damit das Herrenkind die Milch nicht mit solcher Brut teilen müsse, schnitt man den Leib auf und legte ihr Kind hinein.

Angesichts solcher Vorgänge ergriff auch die Bevölkerung Moskaus Entsetzen, als es hiess, Pugatschew ziehe gegen Moskau. Nachdem er Zywilsk zerstört, hatte er seine Scharen geteilt, eine Abteilung auf der Strasse nach Nishnij Nowgorod, die andere gegen Arsamass vorgesandt. Sein Ziel war in der That Moskau, wo eine Menge geheimer Anhänger sehnsuchtsvoll seinem Erscheinen entgegenseh. Man war überzeugt, berichtet ein Zeitgenosse, dass jeden Augenblick in der Stadt selbst die Flamme des Aufruhrs ausbrechen könne.

Die Kaiserin hatte die Nachricht von der Zerstörung Kasans tief erschüttert. Sie wollte nun selbst den Oberbefehl übernehmen und gegen Pugatschew ins Feld ziehen, und nur mit Mühe brachte man sie von diesem Vorhaben ab. Der Sieger von Bender, Graf Peter Iwanowitsch Panin, wurde nun mit der Leitung der Verteidigung gegen Pugatschew beauftragt, aber der unermüdliche Michelson kam ihm zuvor. Bei Arsamass versperrte er den Aufständischen den Weg, und von Süden und Osten rückten Schtscherbatow, Galizin, Mansurow heran. Pugatschew suchte sich so rasch als möglich der ihm drohenden Einschliessung zu entziehen. Die Begeisterung, mit welcher die Tschuwaschen an der Ssura und die Leibeigenen ihn aufnahmen, diente ihm nur zur Deckung seines Rückzuges, zur Ablenkung der Verfolger. Nach allen Richtungen

eilten seine Sendboten, die Leibeigenen zu den Waffen rufend, überall streiften kleine Scharen Aufständischer umher, aber während man ihn bald bei dieser, bald bei jener vermutete, eilte er rastlos nach Süden, der persischen Grenze zu. Über Ssaransk, wo er 300 Edelleute aufhängen liess, über Pensa, wo alle Häuser der geflohenen Edelleute geplündert wurden, kam er am 6. August nach Ssaratow. Sein Gefolge war auf dem Zuge Wolga abwärts wieder mächtig angewachsen. Ausser 300 Kasaken vom Jaik und 150 vom Don gebot er über 10 000 Leibeigene, Baschkiren, Kalmyken und Tataren, aber nur etwa 2000 waren mehr oder minder gut bewaffnet, der Rest führte blos Beile, Heugabeln oder Knittel. Geschütze waren trotzdem noch dreizehn vorhanden. Der Befehlshaber von Ssaratow, Boschnjak, wollte die Stadt verteidigen, aber die Bürgerschaft liess sich insgeheim in Verhandlungen mit Pugatschew ein, auch unter der Mannschaft gährte es, und ein grosser Teil derselben ging zu Pugatschew über. Boschnjak wollte sich mit einem Bataillon durchschlagen, und obwohl im entscheidenden Augenblick Major Ssalmanow mit dem halben Bataillon zum Feinde überging, nahm er mit etwa 60 Offizieren und Soldaten doch den Kampf auf. Diese Handvoll Menschen bahnte sich durch die Tausende von Aufständischen einen Weg, und es gelang ihr, auf der Wolga nach Zarizyn zu entkommen. In Ssaratow hausten indessen die Aufständischen in gewohnter Weise: die Stadt wurde geplündert, alle Edelleute, deren man habhaft werden konnte, aufgehängt und ihre Leichen auf Pugatschews Befehl unbeerdigt gelassen.

Die Verfolger waren Pugatschew dicht auf den Fersen; am 9. August hatte er die Stadt verlassen, und am 11. rückten schon die ersten kaiserlichen Truppen in dieselbe ein. Während sie Pugatschew verfolgten, umwogte sie der Aufstand von allen Seiten. Grössere oder kleinere Scharen tauchten an ihren Seiten oder in ihrem Rücken auf, verheerten mit Mord und Brand die Gouvernements Ssaratow, Woronesch, Pensa, Ssimbirsk, Nishnij Nowgorod. Überall sanken die Edelsitze in Asche, die Häupter erschlagener Herren oder ihrer Gutsverwalter erhoben sich auf

Stangen gespiesst inmitten der Trümmer. Die Leibeigenen rächten sich blutig für alles, was sie erduldet hatten.

Nachdem Pugatschew Dubowka eingenommen, rückte er vor Zarizyn. Dort befehligte Oberst Zypletew, und bei ihm befand sich der tapfere Boschnjak. Zweimal versuchte Pugatschew vergebens, die Stadt durch Sturm zu nehmen. Da er benachrichtigt wurde, dass sein hartnäckiger Verfolger Michelson bereits in Dubowka eingetroffen sei, floh er eiligst weiter nach Süden, aber 105 Werst unterhalb Zarizyn wurde er eingeholt, seine Scharen nach kurzem Kampf auseinandergesprengt. Gegen 4000 wurden erschlagen, 7000 gefangen genommen. Pugatschew wurde von dem Strom mit fortgerissen und erreichte nur mit dreissig Kasaken auf einigen Kähnen das linke Ufer. Da verliessen ihn seine letzten Anhänger. Um sich selbst zu retten, bemächtigten sie sich seiner und brachten ihn gebunden nach Jaizk.

Die ferneren Schicksale des verwegenen Empörers gehören nicht in den Rahmen dieser Schilderungen. Noch lange nach seiner Hinrichtung vermochte das Niederland der Wolga nicht zur Ruhe zu kommen. Viel von dem Gesindel, das seinen Anhang gebildet hatte, streifte noch im Lande herum und schürte die Unzufriedenheit mit der Regierung und den Hass gegen die besitzenden Klassen. Man ging daher gegen solches Volk mit grosser Strenge vor. Überall fanden Hinrichtungen statt. Grosse Flösse, auf denen Galgen mit daran hängenden Leichen Hingerichteter standen, liess man die Wolga hinabschwimmen, allem unruhigen Gesindel zur Warnung, und um ihm zum Bewusstsein zu bringen, dass Gesetz und Ordnung wieder im Wolgagebiet zur Geltung gelangt waren. Für die Wiederherstellung derselben sorgten Panin und der erst nach Beendigung des Aufstandes eingetroffene Held des Türkenkrieges, Ssuwórow, die beide noch ein volles Jahr im Wolgagebiet verweilten.<sup>94)</sup>

Allmählich erstanden die eingeäscherten Städte und Dörfer wieder aus den Trümmern, aber die Spuren der „Pugatschewschtschina,“ wie in Russland dieser Aufstand genannt wird, verschwanden nicht so schnell als die Kaiserin, welche schon Ende

1775 eine allgemeine Amnestie erliess, ihn der Vergessenheit anheim zu geben wünschte. Fast alle Früchte der Bestrebungen zur Besiedlung des Wolga-Niederlandes waren vernichtet. Da die russische Bevölkerung nicht stark genug war, um zur Besiedlung der grossen Landstrecken an der Wolga und in Südrussland eine genügende Auswanderung abgeben zu können, hatte die Kaiserin am 22. Juni 1763 einen Aufruf erlassen, durch welchen sie Ausländer, Juden ausgenommen, einlud, sich in ihrem grossen Reiche niederzulassen. Alle möglichen Begünstigungen wurden den Einwanderern in Aussicht gestellt: kostenfreie Reise nach Russland, unentgeltliche Überlassung von Ackerland, dreissigjährige Steuerfreiheit u. s. w. Die Ersten, welche der Einladung folgten, waren die in Polen lebenden Sektierer, die mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, in ihre Heimat zurückkehren zu können. Man wies ihnen Land am Flusse Irgis an, wo rasch die Dörfer Balakowo, Kamenka und Metschetnoje (das jetzige Nikolajewsk) entstanden. Wichtiger war die Einwanderung aus Westeuropa, die man an das rechte Wolgaufer zwischen Ssaratow und Zarizyn leitete. Die Regierung traf keine Schuld, wenn diese Ansiedlungen nicht gediehen, denn mehr als sie für dieselben that, konnte man von ihr nicht verlangen. Jede Familie der Einwanderer erhielt zu vollem Eigentum 15 Dessjatinen Ackerland, 5 Wiesen- und 5 Waldland, und 5 Dessjatinen zur Anlage der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Gärten u. s. w., ferner Saatgetreide und unverzinsliche Geldvorschüsse zum Ankauf von Ackergeräten und Vieh. Ausserdem übernahm die Regierung den Bau von Kirchen und die Besoldung der Pastoren. Alle diese Bedingungen waren so günstig, die Stellung, welche den fremden Ansiedlern gegenüber der einheimischen Bauernschaft eingeräumt wurde, eine so bevorzugte, dass die Ausländer in Scharen herbeiströmten und im Jahre 1770 schon 102 Niederlassungen vorhanden waren. Als bald zeigten sich aber auch eine Menge Übelstände. Die Absicht der Kaiserin war, ausländische Bauern in ihr Reich zu ziehen und durch sie den Ackerbau zu heben. Statt dessen lockten ihre glänzenden Versprechungen eine Menge vagabundierendes Volk, entlaufene Verbrecher und Abenteurer aller



Art herbei, welche in Russland angenehm leben, aber nicht arbeiten wollten. Unter den Einwanderern befanden sich auch viele Handwerker, die von der Landwirtschaft nichts verstanden, zu derselben weder Lust noch Eignung hatten, während andererseits nach ihrem Gewerbe gar keine Nachfrage war. Wer brauchte in den Wolgasteppe Buchbinder, Perrückenmacher, Zuckerbäcker und ähnliche Leute? Sie alle gerieten in ihren neuen Wohnsitzen bald in Not und fielen der Regierung zur Last. Viele Millionen Rubel, von denen ein grosser Teil in die Taschen unredlicher Beamten floss, verschlang dieser Versuch, die Wolgaufer mit Ausländern zu bevölkern, und doch gediehen von der grossen Menge der Niederlassungen nur einige wenige, in denen die Ansiedler sich mit Eifer und Geschick dem Ackerbau zuwandten. Man sah schliesslich in Petersburg ein, dass man nicht den richtigen Weg eingeschlagen hatte, und lenkte noch bei Zeiten ein. Unter dem Vorwand, dass man während des Krieges mit der Türkei und Polen mit der Einwanderungsfrage sich nicht beschäftigen könne, stellte man die Unterstützung der neuen Ankömmlinge ein, und die Einwanderung hatte ein Ende. Dann wurden die neuen Niederlassungen von all den Leuten gesäubert, die nicht imstande waren, dort ihren Lebensunterhalt zu finden. Viele verpflanzte man nach Ssarepta, wo für jene, welche arbeiten wollten, kein Mangel an Beschäftigung war.

Nach Ausscheidung aller schlechten Bestandteile der Bevölkerung konnte man annehmen, dass nun die Niederlassungen sich besser entwickeln würden, doch kaum begann ein Umschwung zum Bessern einzutreten, so brauste der Pugatschewsche Sturm über das Wolgaland dahin, und sowohl während desselben als auch noch lange Zeit nach der Gefangennahme Pugatschews hatten die neuen Niederlassungen viel von den herumstreifenden Räuberbanden, unter denen sich besonders jene Sametajews hervorthat, zu leiden. Da hiess es, wohl auf der Hut sein, um nicht durch einen Überfall überrascht zu werden. Auf dem Turm der Dorfkirch he hielt beständig ein Mann Wacht, der sofort ein Warnungszeichen gab, wenn er verdächtiges Volk in der Steppe bemerkte. Zur Feldarbeit zog man stets in grösseren bewaffneten Scharen

aus, und während ein Teil auf den Kurganen, von denen man die Steppe weithin übersehen konnte, Wache hielt, bestellte der andere die Felder. Unter so schwierigen Verhältnissen entwickelten sich diese meist von Deutschen bewohnten Ortschaften sehr langsam, und in den ersten Jahren waren die erzielten Erfolge so gering, dass sie nicht dazu verlocken konnten, neue Einwanderer heranzuziehen.

Am besten von allen Niederlassungen gedieh gleich anfangs jene, welche die Direktion der evangelischen Brüdergemeinde (der „Herrnhuter“) im Jahre 1765 am östlichen Abhang der Ergheniberge unweit der Einmündung des Flüsschens Ssarpa in die Wolga gegründet hatte. Man überliess ihnen 4443 Dessjatinen anbaufähigen Bodens und 11 377 Dessjatinen Salzgebiet, und im Jahre 1770 trafen die ersten Ansiedler, 200 Seelen stark, in den für sie bereits vorbereiteten Wohnsitzen ein. Weitab von den anderen deutschen Niederlassungen, inmitten öder Steppe gelegen, überdauerte Ssarepta doch die drangvolle Zeit des untern Wolgalandes. Gleich im nächsten Jahre nach Ankunft der Kolonisten drohte diesen der Untergang. Die Kalmyken, welche, ohnehin schon mit der russischen Regierung unzufrieden, durch ein Gerücht, man wolle sie zu ansässigem Leben zwingen, aufgeregt waren, hatten beschlossen, ihre Wohnsitze an der Wolga zu verlassen und nach China auszuwandern. Die auf dem linken Ufer ansässigen brachen im Januar 1771 mit ihren Herden auf und erreichten nach grossen Mühseligkeiten sehr zusammengeschmolzen die chinesische Grenze. Den auf dem rechten Ufer nomadisierenden wurde es nicht möglich, der Flucht ihrer Stammesgenossen sich anzuschliessen, weil die Wolga nicht gefroren war und es an Fahrzeugen fehlte, in denen sie das andere Ufer hätte erreichen können. Die Regierung gewann Zeit, Massregeln zu treffen, und etwa 13 000 Kibitken blieben in Russland.<sup>95)</sup> Die Regierung ergriff auch rechtzeitig Massregeln zum Schutz der deutschen Ansiedler, und die Absicht der Kalmyken, vor ihrem Abzuge Ssarepta zu zerstören, wurde vereitelt. Der Ansiedlung drohte aber auch in der Folgezeit beständig der Untergang. Vom linken Wolgaufer kamen Kirgisen

herüber, um zu rauben, und auch die kaukasischen Tataren dehnten ihre Raubzüge bis Ssarepta aus. Die Herrnhuterniederlassung musste sich in eine Festung verwandeln, um gegen so viele Feinde sich zu behaupten. Die Brüder umgaben sie mit Wall und Graben, sie erhielten von der Regierung 12 Geschütze und 20 Soldaten, und waren nun gegen das Raubgesindel ziemlich gesichert. Nur dem Pugatschewschen Sturm war ihre kleine Festung nicht gewachsen: sie flohen bei der Annäherung des Feindes, und die Scharen Pugatschews hausten im Verein mit den benachbarten Kirgisen in der verlassenen Niederlassung derartig, dass die Brüder bei ihrer Rückkehr ausser den leeren Häusern von ihrer Habe nichts vorfanden. Was die Räuber nicht fortschleppen konnten, wurde zerbrochen, zertrümmert oder verdorben. Die Brüder liessen jedoch den Mut nicht sinken und begannen ihre Arbeit von Neuem, eifrig unterstützt nicht nur von der Regierung, die ihnen noch bis 1816 Steuerfreiheit zugestand, sondern auch von den Brüdergemeinden im Auslande, von denen sie 12 000 Rubel zugesandt erhielten. Die Entdeckung einer Mineralquelle in der Nähe Ssareptas, auf den Ansiedlern gehörigem Boden, trug viel zum raschen Aufschwung des Ortes bei. Die Brüder gewannen aus der Quelle Magnesia und Klaubersalz, und bald lockte auch der Ruf ihrer Heilkraft Kranke von nah und fern herbei. Ein Vierteljahrhundert lang verdankten die Ansiedler der Quelle eine gute Einnahme, da schliesslich 300 Badegäste (im Jahre 1796) vorhanden waren, und als allmählich der Badebesuch abnahm und 1801 ganz aufhörte, hatte die rastlose Thätigkeit der Brüder bereits so viele andere Einnahmequellen erschlossen, dass der Ausfall der Einnahmen von den Badegästen gar nicht empfunden wurde. Ackerbau und Viehzucht hatten von Anfang an — ersterer wegen der Trockenheit des Bodens, letztere wegen des schwierigen Wettbewerbes mit den Kalmyken — in der Ansiedlung nicht Eingang gefunden; man beschränkte sich auf den Anbau von Tabak und auf die Obstbaumzucht, und die stattlichen steinernen Häuser der Ansiedler waren bald von einem Kranz von Obst- und Gemüsegärten umgeben. Die Hauptthätigkeit der Brüder bestand jedoch in der

Ausübung verschiedener Gewerbe, deren Erzeugnisse ihren Ruf durch ganz Russland verbreiteten, obenan ihre Gewebe und der von ihnen erzeugte Senf. Eine Menge Waren der verschiedensten Art, sämtlich Erzeugnisse der Brüder, lagerte in Ssarepta, von wo aus die ganze Wolganiederung mit denselben versorgt wurde. Während aber Ssarepta ein Mittelpunkt der Gewerbethätigkeit an der untern Wolga wurde, entwickelte es sich auch zum geistigen Mittelpunkt jener Gegenden, und Lehrer und Ärzte aus Ssarepta sah man überall ebenso gern wie seine fleissigen und geschickten Handwerker. Von dem segensreichen Einfluss Ssareptas wird weiterhin noch ausführlich die Rede sein.

Die Erfolge, die man in der Brüderniederlassung vor sich sah, mögen dazu beigetragen haben, dass Katharina II. ihren Lieblingsgedanken, Ausländer in ihr Reich zu ziehen, nach einigen Jahren wieder aufnahm. Die Erfahrungen, die man mit den ersten Einwanderern gemacht hatte, mahnten jedoch zur Vorsicht. Die russischen Vertreter im Auslande waren angewiesen, nicht mehr wie früher jedem, der sich bei ihnen als Auswanderungslustiger meldete, *ne delaja doprossow* (ohne weitere Befragung), und wahrscheinlich auch passlosen Leuten Reisegeld auszuzahlen, sondern nur solche Leute nach Russland zu senden, welche über einiges Vermögen — mindestens 300 Gulden — in barem Gelde, in Waren oder Ackergeräten verfügten. Zugleich wurde zur Beaufsichtigung der Einwanderung in Petersburg ein besonderes Ministerium errichtet, die sogenannte Vormundschaftskanzlei für Ausländer, welchem genügende Geldmittel zur Verfügung standen. Diese zweite Einwanderung brachte Russland brauchbarere Leute und dem Wolgabiet eine fleissige und ruhige Bevölkerung, die sich von Jahr zu Jahr durch frischen Zuzug vermehrte. Erst im Jahre 1820, als schon mehr als 30 000 Ausländer an der Wolga ansässig waren, erhielten die russischen Vertreter den Befehl, keine Einwandererpässe mehr auszustellen, und die von Katharina II. eingeleitete Einwanderung fand ihren Abschluss.

Obwohl man nun gegen die Einwanderer nicht mehr so freigebig war wie in den sechziger Jahren, so wurden ihnen doch

immer noch sehr viele Begünstigungen zu teil. Die neuen Ansiedler behielten ihre eigene Rechtspflege für alle unter ihnen zu schlichtenden Streitigkeiten, und ebenso wurde die Sicherheitspolizei in ihrem Kreise ihnen überlassen. Allen wurde volle Gewissensfreiheit zugesichert. Schon die Kaiserin Anna hatte 1734 und 1735 den Ausländern das Recht zugestanden, Kirchen zu erbauen und Geistliche bei denselben zu bestellen, und Katharina II. bekannte sich noch entschiedener zu dieser Anschauung. Nur Bekehrungsversuche unter Rechtgläubigen waren untersagt, dagegen blieb es den Einwanderern unverwehrt, die Fremdvölker an der Wolga zu ihrem Glauben zu bekehren. Wem es schliesslich in Russland nicht gefiel und wer heimzukehren wünschte, der wurde am Abzug nicht gehindert, doch er hatte dann laut einer Verordnung vom Jahre 1772 ein Abzugsgeld im Verhältnis zu der in Russland verlebten Zeit zu zahlen.

Unter so günstigen Verhältnissen musste die Thätigkeit der Ausländer von Erfolg sein, umsomehr, da es nun endlich auch gelungen war, im Wolgagebiet die Ruhe wieder herzustellen. Nachdem im Jahre 1777 die unruhigen Wolga-Kasaken an die Ufer des Terek übergesiedelt waren und der Aufstandsversuch des in Pugatschews Fusstapfen tretenden Kasaken Chanin durch dessen Gefangennahme (1780) ein Ende gefunden hatte, war für das Wolgagebiet auch die Zeit der Kriege und Aufstände zu Ende, und es begann eine lange Zeit des Friedens, in welcher nur noch das zeitweilig einen grossen Umfang annehmende Räuberunwesen auf der Wolga als einziger Hemmschuh der raschen Entwicklung des Landes zurückblieb.

Das Streben nach besserer Aufrechterhaltung der Ordnung führte auch zu einer neuen Einteilung des Landes. Im Jahre 1780 wurden drei neue Gouvernements errichtet: Ssimbirsk, Ssaratow und Ufa. Die Bevölkerung hatte sich damals schon so vermehrt, dass die Statthalterschaft Ssaratow, welche ausser dem jetzigen Gouvernement Ssaratow mit Ausschluss des Kreises Zarizyn noch die südliche Hälfte des jetzigen Gouvernements Ssamara umfasste, 640 000 Seelen zählte. Zu Tausenden kamen immer noch

Einwanderer aus dem Innern Russlands hierher, und der steigende Handelsverkehr sowie die Ausbeutung der reichen Salzlager des Elton-Sees lockten auch viele Kleinrussen herbei, welche als Fuhrleute bei der Beförderung des Salzes an das Wolgaufer oder von Waren von der Wolga zum Don ihren Unterhalt fanden. Bei der neuen Einteilung des Landes wurden mehrere der neuen Städte zu Kreisstädten erhoben: Ssamara in der Statthalterschaft Ssimbirsk, Zarizyn in der Statthalterschaft Ssaratow. Bis zum Schlusse des Jahrhunderts wurde die Einteilung der an der Wolga liegenden Gouvernements noch wiederholt umgestaltet, so Astrachan 1789 als Gebiet der kaukasischen Statthalterschaft zugewiesen, 1796 wieder zum Gouvernement erhoben, 1801 endlich in dem jetzigen Umfange hergestellt, 1796 Ssaratow als Gouvernement aufgehoben und sein Gebiet zwischen den Gouvernements Pensa und Astrachan geteilt, 1797 jedoch das Gouvernement Ssaratow wieder hergestellt.<sup>96)</sup>

Katharina II. war auch eifrig darauf bedacht, für Verbreitung von Bildung unter der rasch anwachsenden Bevölkerung des Wolgalandes zu sorgen. In Kasan sollten laut einer Verordnung vom Jahre 1758 zwei Gymnasien bestehen, das eine für die Söhne von Edelleuten, das andere für die übrigen Stände, es war aber nur eines ins Leben getreten, und dessen Erfolge waren sehr unbedeutend. Dieses Gymnasium, das dritte, welches Russland erhielt, wurde auf Kosten der Moskauer Universität erhalten, aber die Mittel, welche diese anwies, waren so gering, dass die Mehrzahl der Studenten Not litt und durch betteln ihre Lage zu verbessern suchte. Später bewilligte die Universität für 20 der besten Schüler eine jährliche Unterstützung von je 6 Rubel, aber obwohl dies bei dem damaligen Werte des Geldes und der Billigkeit der Lebensmittel in friedlichen Zeiten keine geringe Unterstützung war, so genügte es doch nicht zur Zeit der grossen Teuerung des Jahres 1760, als der Preis eines Tschétwert Mehl von 60 Kopeken auf 2½ Rubel stieg. Die Kaiserin zeigte grosse Teilnahme für das Gymnasium, als sie 1767 in Kasan weilte, aber der Not der Studenten half sie auch nicht ab. Sie richtete ihr Augenmerk

hauptsächlich auf die theatralischen Vorstellungen, welche damals die studierende Jugend aufzuführen begonnen hatte, und beauftragte den Gouverneur, besonders darauf zu sehen, nicht nur dass diese Vorstellungen fortgesetzt würden, sondern auch, dass die Bevölkerung der Stadt sich bei denselben als Zuschauer beteilige. Sie erwartete von dem Theater einen wohlthätigen Einfluss auf die Sitten des Volkes, aber den Kasanern fehlte noch alles Verständnis für derartige Belustigungen. Von dem grossen Aufschwung welchen Wissenschaften und Künste unter der Regierung Katharinas II., der Gründerin der Akademie der Wissenschaften, nahmen, blieben die Wolgastädte fast unberührt. Das Kasaner Gymnasium musste 1788 wegen mangelnder Mittel zu seiner Erhaltung geschlossen werden, und erst 1798 wurde es, diesmal auf vernünftigerer Grundlage, wieder eröffnet. Ein Haupthindernis seines Aufschwungs war bisher die Abneigung des Adels gewesen, seine Kinder in einer Anstalt erziehen zu lassen, welche auch den Kindern anderer Stände offen stand. Dieser Abneigung trug man nun Rechnung, indem man der neuen Anstalt die Benennung „kaiserliche“ verlieh, und nun vermehrte sich allmählich die Zahl der Schüler. Auch der Lehrplan wurde umgestaltet und das Gymnasium in eine Militärschule verwandelt, in welcher Befestigungslehre, Taktik und andere militärische Wissenschaften vorgetragen wurden.

Durchgreifende Änderungen brachte erst das 19. Jahrhundert. Im Jahre 1804 wurde in Verfolgung des Planes, Kasan zum geistigen Mittelpunkt des Wolgalandes zu machen, die Universität Kasan gegründet, und gleichzeitig wurde die kaiserliche Kriegsschule wieder in ein Gymnasium umgestaltet, welches als Vorschule der Universität dienen sollte. Die Bevölkerung verhielt sich jedoch dieser wichtigen Schöpfung gegenüber noch lange ziemlich teilnahmslos, wie denn überhaupt auch heute noch in Kasan nicht im mindesten unter der Bevölkerung jener Einfluss zu spüren ist, welchen Universitäten im Westen auf die Bevölkerung ihrer Stadt auszuüben pflegen. Als der Gouverneur im Jahre 1828 unter der Kaufmannschaft eine Sammlung veranstaltete, um zwei Schulen zu errichten, brachte man mit Mühe und Not in den

reichsten Kreisen der Stadt wenig über 1000 Rubel zusammen, und selbst dieser Betrag musste zwangsweise eingetrieben werden.<sup>97)</sup>

Wichtigere Fortschritte hat in diesem Jahrhundert der Handel und in seinem Gefolge die Industrie zu verzeichnen. Auch Katharina II. hatte der unter Peter dem Grossen begonnenen neuen Kanalverbindung der Wolga mit der Newa ihre Aufmerksamkeit zugewendet und 1787 mit grossem Gefolge den Kanal selbst besichtigt. Der von Michael Iwanowitsch Sserdjukow gebaute Kanal war nach seinem und seines Sohnes Tode unter der Verwaltung seines Enkels arg verwahrlost, weshalb man diesen 1764 von seiner Stelle entfernt hatte und verlässlichere Leute mit der Verwaltung betraute, worauf die Klagen der Kaufleute aufhörten und der Verkehr in den Jahren 1765 bis 1775 auf durchschnittlich 3000 Schiffe mit einer Ladung von 13 bis 15 Millionen Pud stieg. Nach ihrem Besuch wies die Kaiserin zum weitem Ausbau und zur Instandhaltung des Kanals den namhaften Betrag von 900 000 Rubel an. Das Kanalnetz wurde immer mehr vervollkommnet, 1789 und 1790 gegen 2000 kriegsgefangene Schweden bei den Kanalarbeiten verwendet, und infolgedessen stieg der Schiffsverkehr rasch. Im Jahre 1812 befuhren den Wyschnij Wolotschok-Kanal bereits über 5700 Schiffe und über 400 Flösse, 1824 fuhren abwärts nach Petersburg gegen 7915 beladene und 486 leere, zurück 353 beladene und 1853 leere Schiffe, und 1828 war die Zahl derselben bereits auf 8841 beladene, 275 leere Schiffe und 1378 Flösse, beziehungsweise 280 beladene und 2231 leere Schiffe gestiegen. Der schon von Peter dem Grossen gehegte Plan, die Flüsse Tichwinka und Ssomina zu verbinden, wurde unter Kaiser Alexander wieder aufgenommen und in den Jahren 1802 bis 1814 das zweite grosse Kanalnetz der Wolga, das sogenannte Tichwinsche vollendet. Der Bau wurde mit solchem Eifer betrieben, dass schon 1811 gegen 200 Fahrzeuge den Kanal benutzen konnten. Die letzten Schleusen, durch welche die Wasserstrasse ihre heutige Vollendung erhielt, wurden 1822 bis 1828 erbaut. Auch hier stieg der Schiffsverkehr so rasch, dass man 1828 bereits 1815 beladene und 276 leere Schiffe und 1448 Flösse zählte, welche nach Petersburg gingen,



sowie 887 beladene und 665 leere, die von dort zurückkamen. In den Anfang dieses Jahrhunderts fällt schliesslich auch die Eröffnung des dritten Kanalnetzes, welches seinen Ausgangspunkt bei Rybinsk hat. An der Mündung der Scheksna in die Wolga bestand schon in alter Zeit eine Fischerniederlassung, deren als Rybansk oder Rybansko bereits im Jahre 1137, als Rybnaja Ssloboda 1504 Erwähnung geschieht. Dieselbe hatte durch den Wolgahandel allmählich einen so grossen Aufschwung genommen, dass sie 1778 zur Stadt erhoben wurde. Nun wurde Rybinsk durch den neuen Kanal bald ein ebenso wichtiger Stapelplatz an der obern Wolga, wie Astrachan an der untern. Auch hier war die erste Anregung von Peter dem Grossen ausgegangen, der die Gegend selbst besichtigt hatte und mit Benutzung des Wassers der Kowtscha und Wytegra einen Kanal anlegen wollte. Unter Katharina II. wurde der Plan abermals in Erwägung gezogen, blieb aber der grossen Kosten wegen unausgeführt. Erst im Jahre 1799 unter Kaiser Paul wurde der Kanalbau ernstlich in Angriff genommen und diesmal auch, dank der freigebigen Unterstützung der Kaiserin Maria Feodorowna, durchgeführt. Die nach der Kaiserin Marienkanal benannte neue Wasserstrasse wurde 1808 vollendet, nachdem schon 1802 die ersten Schiffe sie befahren hatten.

Im Jahre 1797 hatte auch der Bau des sogenannten Sievers-Kanals begonnen, durch den das Wyschnij Wolotschok-Netz eine weitere Vervollkommnung erhielt, da nun die Fahrt über den bei heftigem Wind den schwerbeladenen Barken oft gefährlichen Ilmen-See umgangen wurde. Als dieser (1805 vollendete) Kanal mit der Zeit zu verschlammten begann, wurde 1826 unter Korzikijs Leitung der Bau des Wyschera-Kanals unternommen, welcher in 10 Jahren mit einem Aufwand von 650 000 Rubeln vollendet war. Grosse Fortschritte brachte schliesslich das Jahr 1843, als der Minister der Wegeverbindungen Graf Kleinmichel den Sitz der Verwaltung des Wyschnij Wolotschok-Kanals nach Wischnij Wolotschok verlegte, dort grossartige Verwaltungsgebäude und einen Granitquai errichten liess und die Stadt auch durch Anlage

grosser Gärten und Boulevards schmückte. „Man liess sich angelegen sein, dem System auch ein elegantes Äussere zu geben.“

Wir werden auf dieses und die übrigen Kanalnetze an anderer Stelle noch ausführlich zurückkommen, und begnügen uns hier, auf die Folgen hinzuweisen, welche so grosse Erleichterungen der Schifffahrt für den Wolgahandel haben mussten in einem Augenblick, in dem der wichtigste Markt des Wolgalandes, die alte Makarjew-Messe, nach Nishnij Nowgorod verlegt wurde, wo alle Vorbedingungen vereinigt waren, welche den gewaltigen Aufschwung dieser Messe in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ermöglichten.

Bis ins 14. Jahrhundert reicht die Geschichte dieses wichtigen Stapelplatzes des Wolgagebietes zurück. Damals erregte der lebhafteste Handel, welcher bei Arsk im Gebiete der Kasanschen Fürsten stattfand, den Neid der Grossfürsten, und Wassilij IV. rief auf seinem Gebiete bei Wassil Ssursk 1523 ebenfalls eine Messe ins Leben. Nach der Unterwerfung Kasans und nachdem die Messe zu Arsk eingegangen war, verlegte man die Messe von Wassil Ssursk in die Nähe des Makarjew-Klosters unweit des Sees Sheltije-Wody, wo im Sommer tausende von Pilgern zusammenströmten. Der Messplatz war jedoch nicht glücklich gewählt, namentlich häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, und man hegte schon längst den Plan, die Messe nochmals zu verlegen, als ein grosser Brand im Jahre 1816, welcher fast alle Magazine zerstörte, die erwünschte Gelegenheit bot. Nishnij Nowgorod wurde zum Messplatz auserwählt und dort 1824 unter der Leitung des Ingenieur-Generals Bétancourt mit einem Aufwand von über 3 Millionen Rubel die nötigen Bauten errichtet. Schon in Makarjew hatte die Messe in den letzten Jahrzehnten einen grossen Aufschwung genommen: die Wareneinfuhr war von 40 000 Rubel im Jahre 1697 auf etwa 30 Millionen im Jahre 1790 gestiegen. Auf dem günstiger gelegenen neuen Messplatz begann nun jenes überraschend schnelle Anwachsen des Verkehrs, welches den Warenumsatz in kurzer Zeit auf durchschnittlich über 100 Millionen Rubel Silber emporhob.

In das immer erfreulicher sich gestaltende Bild, welches die Wolga seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bietet, fallen aber in den ersten Jahrzehnten noch manche trübe Schatten. Ein solcher ist die Bauernbewegung des Jahres 1825. In den Gouvernements Pensa, Ssimbirsk und Ssaradow war das Gerücht entstanden, dass die Regierung am Ural und Syr-Darja Ansiedlern unentgeltlich Land verteile. Fabelhaft ausgeschmückt und vergrössert, verbreitete sich diese Kunde rasch über das ganze Reich und brachte überall die Bauernbevölkerung in Bewegung. Man erzählte, der Kirgisen-Chan habe die Regierung ersucht, Ansiedler in seine unbewohnten Steppen zu senden, aber streng genommen wusste niemand genau, wo das ersehnte gelobte Land war. Dass es aber ein gelobtes Land war, in welchem Milch und Honig floss, wo der Ansiedler ein neues fertiges Wohnhaus mit gutem Ackergrund vorfinden und ausserdem noch bares Geld erhalten werde, darüber waren alle einig. Tausende verliessen ihre Dörfer und zogen mit ihren Familien und ihrer ganzen beweglichen Habe der Wolga zu, um, nach grossen Strapätzen und Entbehrungen, meist von allen Mitteln entblösst dort angelangt, zu erfahren, dass die Regierung gar nicht daran denke, unentgeltlich Land zu verteilen, und dass sie das Opfer eines falschen Gerüchtes geworden. Das durch diese Bewegung hervorgerufene Elend war so gross, dass die Regierung sich schliesslich bewogen fand, den Senator Fürsten Dolgorukij in das Wolgagebiet zu entsenden, um die Massenauswanderung einzudämmen und die Urheber des Gerüchtes zur Rechenschaft zu ziehen.

Trotz aller Fortschritte war die Wolga auch noch immer eine ziemlich unsichere Wasserstrasse geblieben. Das Räuberunwesen erhielt sich noch bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, und die Räuber erfreuten sich sogar einer nicht geringen Zuneigung seitens des gemeinen Volkes, da sie gewissermassen als Beschützer der Armen und Bedrückten auftraten. So pflegten die Burlaki auf der Wolga, wenn sie mit ihren Klagen gegen ihre Herren bei den Gerichten nicht durchzudringen vermochten, die Räuber als Schiedsrichter anzurufen, und dann erging es in der

Regel dem Herrn schlecht: der Schuldige konnte von Glück sagen, wenn er nur Misshandlungen zu erdulden hatte und nicht das Leben verlor. Der Hauptsitz des Räuberunwesens waren die Shegulewschen Berge und die Ssamarskaja Luka, und jeder Schiffseigentümer dankte Gott, wenn er wohlbehalten an der gefährlichen Strecke vorbeigekommen war. Die hohen Preise, welche die Regierung für die Einlieferung eines Räubers zahlte, die schonungslose Strenge, mit der man gegen die Gefangenen vorging, vermochten das Übel nicht auszurotten. Wiederholt kam es zu förmlichen Schlachten zwischen den Räubern und den gegen sie gesandten Soldaten, und der Regierung blieb schliesslich nichts übrig, als eine Flotille zum Schutze der Handelsschiffe auf der Wolga zu unterhalten. Durch eine Verordnung vom 21. Oktober 1829 wurde ein Halbataillon zu diesem Zwecke gebildet, dessen Mannschaft Ende der dreissiger Jahre drei Schiffsgeschwadern zugeteilt wurde, welche aus 28, mit Geschützen ausgerüsteten Schaluppen bestanden. Auch diese Geschwader setzten den Räubereien kein Ziel, ja sie wurden sogar bald den Handelsschiffen gefährlicher als die Räuber. Den letzteren gegenüber war ein Loskauf möglich, und ein Schiff, das ihnen willig die verlangte Abgabe entrichtete, konnte ungehindert die Wolga hinabschwimmen. Die Schiffe des Geschwaders aber hielten jedes daherkommende Schiff an und suchten von dem Schiffseigentümer durch Belästigungen aller Art Geld zu erpressen. Sie forderten die Burlaki auf, ihre Pässe vorzuweisen, und da die meisten keine hatten, musste der Schiffseigentümer sie loskaufen, wenn er nicht wollte, dass seine ganze Mannschaft gefangen abgeführt wurde. Das so gewonnene Geld wurde von dieser prächtigen Schutzmannschaft im nächsten Kabak vertrunken, und dann kam es nicht selten vor, dass die betrunkenen Soldaten auf den Schiffen und in den Dörfern am Ufer den ärgsten Unfug trieben. Einige Besserung trat erst ein, als Dampfer die Wolga zu befahren begannen (1845), aber trotzdem wurden noch im Jahre 1847 bei den Shegulewschen Bergen neun Schiffe von Räubern überfallen und ausgeplündert. Da schritt die Regierung endlich ernstlich ein, die Räuber wurden bis in ihre verborgensten

Schlupfwinkel verfolgt, und unterstützt von der sich nach Ruhe sehnenen friedlichen Bevölkerung gelang es den Soldaten, des Gesindels Herr zu werden (1848). Die wenigen, welche der Verfolgung entkamen, sahen ein, dass ihre Zeit vorüber sei, verliessen die Gegend oder wandten sich einer andern Beschäftigung zu. Seitdem ist die Ruhe an der Wolga nicht mehr gestört worden, und heute schwimmen alljährlich hunderte von Dampfern und tausende von Barken die Wolga hinab, ebenso sicher wie auf einem Strom Westeuropas.

Einen Glanzpunkt in der neuern Geschichte des Wolgalandes bildet die segensreiche Regierung Alexanders II. mit ihren grossartigen Neuerungen, den gewaltigen Fortschritten der Wissenschaft, der Industrie und des Handels, durch welche der von Peter dem Grossen angebahnte Anschluss Russlands an die westeuropäische Kultur, die bisher auf ein verhältnismässig kleines Gebiet beschränkt geblieben, auch für die östlichen Gouvernements zur vollen Wahrheit wurde. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, durch welche die grosse Masse der Bevölkerung mit einem menschenwürdigen Dasein auch erhöhte Lust zu schöpferischer Thätigkeit gewann, die sie nun zum eigenen Besten verwerten konnte — ferner der Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes bis zur mittlern und untern Wolga, mit Ausgangspunkten in Nishnij Nowgorod, Ssamara und Ssaradow und jener (bisher immer noch einzigen) Überbrückung der Wolga bei Ssysran, welche zu den grössten Riesenbauten der Welt gehört — das mächtige Anwachsen des Dampferverkehrs, nicht nur auf der Wolga und ihren grossen Zuflüssen, sondern auch auf dem Kaspi-See und den Strömen Sibiriens, wodurch der Handelsverkehr mit den Ländern Asiens erleichtert wurde — endlich all die tausende von Erfindungen auf allen Gebieten, welche die letzten Jahrzehnte in rascher Folge aufzuweisen haben, und die wenigstens zum Teil auch dem Ackerbau, der industriellen und gewerblichen Thätigkeit der Bevölkerung des Wolgalandes zu gute kamen — und der wachsende Wohlstand dieser Bevölkerung, den keine Kriege, Unruhen und Aufstände mehr bedrohten und untergruben — all dies hat unter Alexanders II.

Regierung das Aussehen des Wolgalandes gewaltig verändert. Wer heute die Wolga hinabfährt, vorbei an den tausenden von Fahrzeugen aller Formen und Grössen, welche sie bedecken, vorbei an den grossen Städten mit ihrem lebhaften Handelstreiben, an den reichen Dörfern und Industriebezirken, der wird den Stolz gerechtfertigt finden, mit dem der Russe auf den Riesenstrom blickt, an dessen in Jahrhunderte langen Kämpfen der asiatischen Barbarei abgerungenen Ufern er überall Spuren der Kulturarbeit seines Volkes erblickt.

## II.

### Ethnographie.

---

Das ethnographische Bild des Wolgalandes weist grosse Ähnlichkeit mit dem geologischen Bilde auf. Wie die Wassermassen, welche in der Vorzeit die russische Ebene bedeckten, bei ihrem allmählichen Zurückweichen nach dem Süden in stufenweisen Ablagerungen Spuren ihrer Thätigkeit zurückliessen, so haben auch die nach Süd und Ost zurückgedrängten Völkerwogen an den Wolgaufern ihre Spuren hinterlassen. Auf der geologischen Karte sehen wir von den devonischen Gesteinsbildungen des Waldai-Gebirges bis hinab zu dem tertiären Gestein im Unterlauf des Stromes, der Bodensenkung von N nach S folgend, die Gebilde der einzelnen Formationen in einer Weise aneinandergereiht, dass nirgends die Reihenfolge jener gewaltigen Erdumwälzungen so anschaulich zu Tage tritt wie hier. Andererseits zeigt uns die ethnographische Karte in den Überbleibseln einst an der Wolga mächtiger Völker ein so buntes Durcheinander von Sprachen und Völkern, wie wir es an keinem andern europäischen Strome, auch an den vielsprachigen Ufern der Donau nicht, wiederfinden, und dieses Völkergemisch veranschaulicht uns die lange Reihe der Staatenbildungen, welche, einer auf den Trümmern des andern entstehend, doch sämtlich nur als Grundsteine für die gewaltig emporstrebende russische Macht dienten.

Wie wir vom „Vater Rhein“, so spricht der Russe vom „Mütterchen Wolga“, aber ebensowenig wie der Rhein ein aus-

schliesslich deutscher, ist die Wolga von ihrer Quelle bis zur Mündung ein russischer Fluss. Die Mündung der Ssura bildet eine ethnographische Grenze. Nur bis zu ihr — streng genommen sogar nur bis zur Okamündung, da landeinwärts am rechten Ufer der Oka, an der Tescha und Mokscha bereits Mordwinen, vermischt mit Tataren, wohnen — reicht das geschlossene russische Sprachgebiet. Von der Ssuramündung abwärts zieht sich nur ein schmaler Streifen russischer Niederlassungen nach Süden, bald an beiden, bald nur an einem Ufer, häufig unterbrochen durch eingestreute, mehr oder minder grosse Niederlassungen der Fremdvölker. Wie in Asien am Ob und Amur, so haben sich die Russen auch hier gleich einem Keil zwischen den Strom und die eingeborene Bevölkerung gedrängt und allmählich das bessere und günstiger gelegene Land an den Flussufern zum grössern Teil in ihren Besitz gebracht.

Die Grossrussen, die eigentlichen Eroberer des Wolgalandes, überdies viel wanderlustiger als die Klein- und Weissrussen, bilden die Hauptmasse der russischen Bevölkerung an der Wolga. Sie sind derselbe Menschenschlag, den man in den mittleren Gouvernements und ausserdem über das ganze Reich zerstreut findet, gekennzeichnet durch etwas derbe Züge, die hellrote, gleichmässig über das ganze Antlitz verbreitete Gesichtsfarbe und das hellblonde oder goldig rote Haupt- und Barthaar, in welchem man gleichwie in den blauen Augen Beweise für eine starke Beimischung normannischen und finischen Blutes zu sehen vermeint. Trotzdem findet man bei schärferer Beobachtung wesentliche Unterschiede zwischen den Grossrussen in den altrussischen Gouvernements und jenen, welche an der Wolga inmitten einer stellenweise an Zahl überlegenen Bevölkerung andern Stammes wohnen. In erster Reihe haben die völlig verschiedenen Verhältnisse an der Wolga auch eine von jener der alten Heimat verschiedene Lebensweise hervorgerufen. In den mittleren Gouvernements sah sich die Bevölkerung auf den Ackerbau als die Hauptquelle ihrer Ernährung verwiesen, während hier der grosse schiffbare Strom frühzeitig Handel, Industrie und Gewerbe erweckte und neuen An-



siedlern hunderterlei Gelegenheit zu lohnender Verwertung ihrer Arbeitskraft bot. Wir sehen an der Wolga die Industrie nicht bloß in den Städten vertreten, sondern die Bevölkerung ganzer Dörfer, ja nahezu ganzer Bezirke hauptsächlich oder ausschliesslich industrieller oder gewerblicher Thätigkeit sich widmen. „Nirgends,“ sagt mit Recht der um die Ethnographie des Wolgalandes hochverdiente Kasaner Prof. Fux, „nirgends findet das Volk so viele Mittel und Wege, seine Betriebsamkeit zu entfalten, wie an der Wolga — und in ganz Russland giebt es keine munteren, keine gesünderen Leute als an ihren Ufern.“ Das reichlichere Einkommen, das sich hier dem fleissigen Arbeiter bietet, wird von um so grösserer Bedeutung dadurch, dass der gemeine Russe zu den genügsamsten, leicht zu befriedigenden Menschen gehört. Seine Kost ist gesund, aber einfach und billig; die Schtschi (Kohluppe), an Feiertagen mit Schwein- oder Hammelfleisch, die Kascha (Brei) aus Buchweizen, seltener aus Hirse, und der unentbehrliche Kwafs (ein Getränk aus Malz und Roggen) kommen nicht hoch zu stehen, und der fischreiche Fluss vermindert hier noch die Ausgaben für den Lebensunterhalt bei gleichzeitiger Verbesserung der Kost. Dies alles bringt es mit sich, dass der Grossrusse sich hier erst recht in seinem eigentlichen Element fühlt. Dem Ackerbau von jeher nicht sehr hold, ist er froh, ihn hier nebenbei betreiben oder pachtweise anderen überlassen zu können, während er eine ihm zusagendere Beschäftigung bei Fabriksarbeit oder beim Kleinhandel in der Stadt, in der Thätigkeit als Fuhrmann, als Schiffer u. s. w. findet. Die Scharen von Arbeitern, welche vom Lande in die Städte strömen, die Tausende von Fremden, welche der lebhafteste Handelsverkehr nach den grossen Märkten, nach Nishnij Nowgorod, nach Ssamara, nach Astrachan führt, haben ein in Russland nicht häufiges reges Treiben hervorgerufen, welches den ganzen Volkscharakter beeinflusst und das träge Blut des gemeinen Volkes in Wallung bringt. In allem übrigen ist aber der Grossrusse im Wolgaland derselbe geblieben; seine Kleidung, sein Wohnhaus, seine Sitten und Gebräuche haben sich nicht verändert.

Die Kleinrussen besitzen nicht jenen Wandertrieb, der die Grossrussen unablässig in die Ferne treibt. Ackerbau und Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung, und Gewerbe, für die sie überdies keine Eignung haben, werden nur selten betrieben. An der untern Wolga trifft man Kleinrussen noch am häufigsten als Fuhrleute bei den grossen Salzseen. Ausserdem sind sie, abgesehen von vereinzelt, welche in der übrigen Bevölkerung verschwinden, in grösseren Massen nur durch die Kasaken vertreten. Schon frühzeitig traten, wie wir im ersten Abschnitt gesehen, Donsche Kasaken als Unruhestifter an der untern Wolga auf, und waren lange Zeit durch ihre Räubereien ein Haupthindernis des Wolgahandels. Erst im 18. Jahrhundert wurden die Wolgakasaken zu einer Gemeinschaft nach dem Vorbilde ihrer Stammesgenossen am Don vereinigt. Zu einer solchen Gemeinschaft, einer Art berittener Miliz, wurden 1730 auch die Astrachanschen Kasaken vereinigt. Im Jahre 1750 verstärkt durch Kasaken vom Don, Grossrussen und neu bekehrte Tataren, vereinigten sie sich 1804 mit allen ehemaligen Wolgakasaken, und später erhielt dieses Gemisch eine besondere Einrichtung als Astrachansches Kasakenheer. Diese Kasaken zählen heute etwa 18 000 Seelen und stellen drei Regimenter, einschliesslich der Artillerie. Die Kasakenniederlassungen liegen zerstreut an den Ufern der Wolga von Ssaradow bis Astrachan, mit dem Hauptort Tschernij Jar. Die Hauptbeschäftigung der Kasaken ist Viehzucht und Fischfang.

Den Gross- und Kleinrussen steht die grosse Masse der nicht-russischen Bevölkerung gegenüber, welche der Russe mit dem Namen Fremdvölker (Inoródy) zu bezeichnen gewöhnt ist, trotzdem die meisten derselben in ihren jetzigen Wohnsitzen viel früher ansässig waren als die Russen, und daher die Benennung folgerichtig viel eher auf die letzteren Anwendung finden müsste. Die Fremdvölker an der Wolga gehören, gleichwie die ganze Bevölkerung des europäischen Russlands, zum teil dem indogermanischen, zum teil dem mongolischen Völkerstamm an, neben welchen nur vereinzelt Vertreter des semitischen Stammes vorkommen. Der mongolische ist der weitaus zahlreichere. Er teilt

sich wieder in die beiden grossen Gruppen der Tataren und Finen, zu deren ersterer die Kasanschen und Astrachanschen Tataren, die Nogaier, die Baschkiren mit den Meschtscherjaken, Teptjaren und Bobylen, die Kalmyken und Kirgisen gehören, während der letztere die Mordwinen, Tscheremissen und Tschuwaschen (die sogenannten Wolga-Finen), die Permjaken, Wotjaken und Ssamojeden (permische oder nordische Finen), die Wogulen (ugrische Finen) und geringe Bruchteile der Karelen und baltischen Finen (Finen im engern Sinne oder Tschuden) umfasst.

Die Finen wohnen an der mittlern Wolga, an der Oka, Kama und an ihren Nebenflüssen nur noch stellenweise in festgeschlossenen Massen. Die meisten ihrer Dörfer liegen losgerissenen Inseln gleich inmitten der sie umschlingenden russischen Niederlassungen, mit welchen auch das geschlossene finische Sprachgebiet bereits mehr oder minder durchsetzt ist. An der obern Wolga sind die finischen Völker, welche einst den ganzen weiten Norden Russlands inne hatten, spurlos verschwunden. All die mannigfaltige finisch-ugrische Bevölkerung an der obern Wolga ist in das Russentum aufgegangen. Die einst zwischen dem Bjelo Osero und Twer ansässigen Wessen und die um den See von Rostow wohnenden Meren, beide grosse Völker, welche schon Nestor erwähnt,<sup>98)</sup> haben einen Hauptbestandteil jenes Völkergemisches gebildet, welches unter normannischer Herrschaft, in das slavische Volkstum übergehend, zu dem russischen Staat zusammenschmolz. Obwohl die Slavisierung dieser ugrischen Völker nicht sehr schnell vor sich gegangen sein kann, da noch der arabische Geograph Bakui (wenn auch nach älteren Berichten) das Volk der Wisu erwähnt, welches kein anderes als das der Wessen sein kann,<sup>99)</sup> so sind doch heute nur wenige Spuren von ihnen noch aufzufinden. Die sehr vereinzelt im Gouvernement Jaroslawl vorkommenden Einwohner finischen Stammes sind nicht die Nachkommen der Meren, sondern hierher verpflanzte Tscheremissen, und nur in den am Bjelo Osero noch vorhandenen ugrischen Finen könnte man vielleicht Abkömmlinge der Wessen vor sich haben. Auch scheinen noch viele Ortsnamen zwischen dem Bjelo Osero und der Wolga

auf die ausgestorbene Urbevölkerung hinzuweisen, doch kann die Lautähnlichkeit solcher Namen für sich allein nicht als ein genügendes Beweismittel gelten. Die Zeit der schriftlichen Denkmäler ist dagegen bei den finisch-ugrischen Völkern zum teil sehr spät, zum teil gar nicht eingetreten, und war auch von den in das Russentum aufgegangenen Völkern noch nicht erreicht.<sup>100)</sup> Der grossen Familie der Finen angehörige Völker finden wir heute erst im Gebiet der sogenannten Wolga-Finen, am rechten Ufer der Oka in den Mordwinen, und an der Wolga selbst unterhalb der Ssuramündung in den Tschuwaschen und Tscheremissen.

Die Mordwinen, jenes grosse, kriegerische Volk, von dessen Einfällen die russischen Jahrbücher so viel zu erzählen wissen und dessen Unterjochung den Russen erst nach langen, schweren Kämpfen gelang, sind heute am meisten von allen finisch-ugrischen Völkern mit dem Russentum verschmolzen. Die gewaltsamen Bekehrungen zum Christentum, die besonders unter dem Patriarchen Nikon, der selbst ein Mordwine war, massenhaft stattfanden, mehr aber noch die im 17. Jahrhundert in grossem Massstabe durchgeführte Verpflanzung von Mordwinen in russische, von Russen in mordwinische Dörfer haben viel zur Ausgleichung der Unterschiede beigetragen. Im Zusammenleben mit den Russen haben die Mordwinen sich an die russischen Sitten gewöhnt, und allmählich wurde auch ihre Sprache so sehr durch die russische verdrängt, dass sogar die noch heidnischen Mordwinen bei ihren religiösen Gebräuchen teils russische, teils mordwinische Ausdrücke anwendeten und die Namen ihrer alten heidnischen Götter mit denen des Christengottes und der Heiligen vermengten. Jetzt sind die Mordwinen, mit Ausnahme eines kleinen, zum Islam bekehrten und tatarisierten Bruchteils, rechtgläubige Christen, obwohl sich unter ihnen noch viel heidnische Gebräuche und Aberglauben erhalten haben, und die grosse Mehrzahl spricht ein verdorbenes Russisch. Zum Sieg des Russischen über ihre Sprache mag auch die Fähigkeit, sich leicht, gleichsam spielend, die Kenntnis fremder Sprachen anzueignen, beigetragen haben. Mordwinen, welche sich in mehreren Sprachen ausdrücken können, sind keine Seltenheit,

und schon Kinder verfügen über einen mehr oder minder grossen Wortschatz anderer Sprachen, des Tatarischen, der Tschuwaschen-sprache u. s. w.<sup>101)</sup> Kräftige, breitbrüstige Gestalten von hübschem, gutmütigem Äusseren, meist blond, mit blauen oder grauen Augen und heller Gesichtsfarbe, unterscheiden sie sich von den neben ihnen lebenden Grossrussen hauptsächlich durch die meist stärker hervortretenden Backenknochen und die etwas schwerfällige Aussprache. Die Männer haben die Kleidung der russischen Bauern angenommen, und nur bei den Frauen hat sich noch die reiche alte Volkstracht erhalten, welche manche Ähnlichkeit mit der Kleidung der Kleinrussinnen aufweist. Das hemdartige, über der Brust durch mehrere Ringe geschlossene Hemd wird über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten, von welchem Glasperlen, Münzen, Quasten von roter Wolle u. s. w. herabhängen, und wollene Franzen zieren die über das Hemd vorgebundene Schürze. Die Füsse stecken in Bastschuhen, die mit Lederriemen befestigt werden, den Kopf bedeckt eine niedrige, weisse Leinwandmütze mit reicher Stickerei in bunten Farben, von welcher ein breiter, gleichfalls bestickter Streifen über den Rücken bis zu den Hüften herabfällt. Die Frauen lieben es, sich reich zu schmücken, tragen Ohrgehänge und um den Hals ein aus Glasperlen verfertigtes Netz, von welchem eine Perlenschnur auf die Brust niederfällt, und hängen, wenn sie ihren Festtagsanzug anlegen, auch noch ein Paar buntgefärbte Hasenschwänze neben das Ohrgehänge. Die Mädchen pflegen ihr Haar in mehrere Zöpfe zu flechten und diese mit bunten Bändern zu durchwinden.

Auch die Häuser der Mordwinen gleichen den nordrussischen Bauernhäusern, liegen jedoch unregelmässig in Gruppen zu beiden Seiten der Strasse, an der Strassenseite die Sommerwohnung und das Vorratshaus, das Winterhaus im Hofe, die Hausthür nach Osten gerichtet. Unerklärlich ist es, wie Pallas die Mordwinen als die unsaubersten unter allen Völkern Russlands erklären konnte;<sup>102)</sup> ich habe in den Mordwinen-Dörfern, die ich kennen lernte, überall Ordnung und Sauberkeit getroffen, zum mindesten nicht schlechtere Zustände als in guten russischen Bauernhöfen vorhanden sind. Die

Mordwinen sind, als was sie ja auch Pallas schon schildert, ein fleissiges Volk, das seine kräftigen Arme beim Ackerbau, in dem es den Russen nicht nachsteht, wohl zu verwerten weiss. Neben Ackerbau und Viehzucht treiben sie in grossem Masse auch die Bienenzucht, und mancher Mordwine soll hundert und mehr Bienenstöcke in den Wäldern besitzen. Sehr gewandt sind sie in verschiedenen Handwerken, welche für die Landwirtschaft von Wichtigkeit sind, und Schmiede, Schlosser, Zimmerleute, Tischler sind in Mordwinen-Dörfern durchaus nicht selten. Gleich dem gemeinen Russen zeigt sich der Mordwine bei allen Arbeiten mit dem Beil sehr anstellig, und Oberst Rittich rühmt ungemein die Leistungen einer aus Mordwinen bestehenden Sappeurabteilung, die ihm im Krymkriege untergestellt war<sup>103)</sup> und sich durch ein vorzügliches Betragen auszeichnete. Dabei sind die Mordwinen gastfrei, freundlich und ehrlich, von sanftem Charakter, doch etwas schwerfällig im Umgang.

Der Name, unter dem das Volk schon frühzeitig und sehr häufig in den russischen Jahrbüchern erwähnt wird, Mordwa (auch Jornandes erwähnt bereits die den Gothen unterthanen Mordens, und Constantinus das Land Mordia), ist nach Castrén von den Worten *mort* oder *murt* (Mann) und *va* (Wasser; die gleiche Wurzel wie bei dem Namen Wessen) abzuleiten, bezeichnet also an Flüssen wohnende Leute. Schon von altersher teilen sich die Mordwinen in zwei Stämme, die westlichen, an der Oka ansässigen Erdsa<sup>104)</sup> und die Mokscha an den Flüssen Mokscha und Ssura, die Moxel des Rubruquis. Durch die zur Erleichterung der Russifizierung in früherer Zeit häufig vorgenommene Versetzung ganzer Gemeinden in andere Wohnsitze sind an vielen Orten Erdsanen und Mokschanen gemischt worden, doch kann man die getrennt von einander lebenden sehr leicht schon nach ihrem Äussern unterscheiden. Bei den Erdsanen trifft man noch am meisten die finnischen Züge und das blonde, mehr rotgoldene Haar der Finen, während bei den Mokschanen das schwarze Haar vorherrscht, was vielleicht auf eine Mischung mit Tataren hinweist. Durch Lepechin<sup>105)</sup> wurde noch auf einen dritten Mordwinenstamm, die Karatai,

hingewiesen, der drei Dörfer im Kreise Kasan bewohnen sollte, und in alten Urkunden wird auch einer karatajewskaja doróga (Karatai-Strasse) Erwähnung gethan, welche wahrscheinlich von Kasan nach Tetjuschi führte, während schon arabische Schriftsteller (Ibn el Werdi, Ibn Foslan) eines Volkes Keratijan Erwähnung thun. In den Kreisen Kasan und Tetjuschi sind jetzt noch sechs Dörfer vorhanden, welche den Namen Karatai führen, doch berechtigt uns alles dies nicht, das ehemalige Vorhandensein noch eines dritten Mordwinenstammes anzunehmen, von dem heute keine Spur mehr zu finden ist. Die Ansicht Rittichs, dass das Wort Karatai von dem türkischen Karatau (schwarzer Berg) abzuleiten sei und die Bulgaren vielleicht einen Teil der Mordwinen nach der Gegend benannten, in der sich ihre Wohnsitze befanden, ist wohl die richtige. Der Hauptort der Erdsanen scheint Arsamafs an der Tescha gewesen zu sein, wo man jetzt noch die beste Gelegenheit hat, das an Markt- und Sonntagen aus der Umgegend herbeiströmende Landvolk kennen zu lernen. Die Kopffzahl beider Stämme wird noch auf etwa 800 000 geschätzt, wovon die Mehrzahl auf die Gouvernements Pensa (etwa 150 000), Ssamara (etwa 140 000), Ssimbirk (etwa 130 000) und Ssaratow (etwa 100 000) entfällt, etwa 70 000 auf Nishnij Nowgorod, 17 000 auf Kasan und einige hundert auf Astrachan. Ausserdem leben noch etwa 75 000 Mordwinen in dem Gouvernement Tambow und etwa 17 000 im Gouvernement Orenburg.

Der heidnische Glaube der Mordwinen beruhte auf demselben Feuerkultus, den wir weiter unten bei den Tschuwaschen und Tscheremissen noch genauer kennen lernen werden. Der höchste Gott war bei den Erdsanen Pas, bei den Mokschanen Skai, die jedoch beide nicht bildlich dargestellt wurden. Der hl. Nikolaus wurde als Nicolas Pas (Gott Nikolaus) auch von den heidnischen Mordwinen verehrt. Die höchste Gottheit Tscham Pas, war der Schöpfer des Weltalls und der Vater aller anderen Götter. Er war unsichtbar, und zwar nicht bloß den Menschen, sondern auch allen Göttern, und er stand so hoch über allen Geschöpfen, dass sich niemand an ihn mit einer Bitte wenden konnte, während er

selbst sich um die einmal von ihm geschaffene Ordnung im Weltall auch nicht mehr kümmerte. Die einzige Bitte, mit der die Mordwinen sich an ihn zu wenden pflegten, waren die Worte: „Tscham Pas, erbarme dich unser“, die in der Regel den Gebeten, welche man an andere Götter richtete, vorausgesandt wurden. Ja noch mehr: man brachte Tscham Pas selbst auch nie Opfer dar, und es gab keine besonderen Festtage desselben. Tscham Pas hatte auch seine Gemahlin, Ange Patjai, geschaffen, nach ihm die höchste Gottheit der Mordwinen. Sie war die zeugende Kraft der Natur, durch sie lebte alles, vom Menschen bis zu dem bescheidensten Blümchen auf dem Felde. Sie liebte die Bethätigung der Zeugungskraft so sehr, dass sie eines Tages bestimmte, die Frauen der Menschen und alle Weibchen der Tiere sollten täglich gebären, doch liess sie sich durch die Klagen der Frauen bewegen, dies Gebot zurückzuziehen und das Gebären dem freien Ermessen der Einzelnen zu überlassen. Alle machten von dieser Erlaubnis Gebrauch, vier Tiere ausgenommen: der Kuckuck, der Ameisenbär, die Biene und die Henne. Die beiden ersteren wurden später der Göttin untreu, aber die Henne und die Biene sorgen noch heute unermüdlich für Schöpfung neuer Leben. Ange Patjai war gleich Tscham Pas unsichtbar, doch gab sie sich durch einen Wolkenschatten zu erkennen, welcher zuweilen rasch über ein Feld hinflog, und zuweilen zeigte sie sich auch den Menschen in der Gestalt eines Vogels. Sie selbst hatte mit Tscham Pas acht Gottheiten gezeugt, vier Götter und vier Göttinnen. Dieselben sind: Nischki Pas, einst wohl die Sonne selbst, worauf auch sein anderer Name Schi-Pas (Sonnen-Gott) hinweist, später der Himmels-gott, der Gott des Lichts und Feuers; Wereschki Welen Pas, der Herr der Erde und der Gründer der gesellschaftlichen Einrichtungen der Menschheit; Nasarom Pas, der Mondgott, der Gott der Nacht und Kälte, der die Seelen der Verstorbenen in die andere Welt geleitet und dort die guten Nischki Pas, die bösen Schaitan übergibt; Wolzy Pas, der Beschützer der Jagd und des Fischfangs, unter dessen besonderer Obhut alles Lebende auf Erden, den Menschen ausgenommen, steht; Nischkende Tewtjar, die



Schicksalsgöttin und Beschützerin der Bienenzucht; Norrówawa Anarutschi, die Göttin des Ackerbaues; Paksja Patjai, die Beschützerin der Wiesen und Zäune; Wjorja Patjai, die Waldgöttin. Diese vier Töchter der Gottesmutter Ange Patjai haben wieder jede je eine Gottheit geboren: Nischkende Tewtjar den Purg in Pas, den Sohn des Sturmes, Norrówawa Anarutschi den Mastyr Pas, der die Erde befruchtet, namentlich das Wachstum von Getreide und Obst fördert, Paksja Patjai den Wed Pas (auch Wed Mastyr Pas), den Herrn des Meeres, der Seen, Flüsse, Sümpfe, Quellen und Brunnen, Wjorja Patjai den Warma Pas, den Gott der Winde und Beherrscher der Luft. Die gewaltige Zeugungskraft der Mutter alles Lebens war aber mit der Geburt dieser Gottheiten noch nicht erschöpft. Um die Welt gegen das böse Wirken Schaitans zu schützen, hat sie eine Unmasse guter Geister, Ösais, geschaffen, und diese schöpferische Thätigkeit hat immer noch keinen Abschluss gefunden, denn jedes Geschöpf auf Erden muss in einem Ösais seinen Beschützer erhalten. Jedes Tier, jede Blume, jeder Baum und Strauch haben ebenso gut ihren Ösais wie das eben ins Leben getretene Menschenkind. Die hervorragendsten unter diesen Geistern sind: Kardas Ssjarko Ösais, der Hausgott, der Domowoi der Russen, der in der Mitte des Hofes unter einem heiligen Stein, dem Karda Ssjarko wohnt und über die Wahrung des häuslichen Friedens macht, und seine Gehilfen, Taun Ösais, der die Schweineherden behütet, und Koljada Ösais, der Beschützer der Haustiere, besonders der Lieblinge Ange Patjais, der Hennen — ferner die Schutzgötter einzelner Bäume, der Eiche (Tumó Ösais), der Fichte (Pitsche Ösais), die Linde (Peschke Ösais) u. s. w.

Dieser grossen Menge guter Gottheiten steht das böse Wesen, Schaitan, gegenüber. Wie das Böse in die Welt gekommen, und wie es kam, dass sogar der höchste gute Gott, Tscham Pas, selbst es geschaffen, erzählt die mordwinische Sage in folgender Weise; Tscham Pas schwamm im Anfang auf den Gewässern und sann über die Schöpfung der Welt nach. Da empfand er schwer sein Alleinstehen, dass er weder einen Bruder, noch einen Freund be-

sass, und ärgerlich darüber spie er auf das Wasser. Der Speichel verwandelte sich in einen grossen Berg, und die erste Schöpfung des Gottes, ein Erzeugnis seines Zornes, schwamm beständig hinter ihm her. Tscham Pas schlug nach dem Berg mit seinem Herrscherstab, um ihn zu vernichten, doch er konnte wohl Schöpfer, aber nicht Zerstörer sein, und dem Berge entsprang Schaitan. Tscham Pas' soeben geäussertes Wunsch, einen Bruder zu besitzen, war erfüllt, und er nahm denselben freundlich auf und liess ihn an dem Schöpfungswerk sich beteiligen, doch bald zeigte es sich, dass der böse Geist überall die Absichten des guten durchkreuzte und ihre Ausführung zu hindern suchte. Tscham Pas befahl ihm, die auf dem Boden des Meeres liegende Erde emporzuholen, Schaitan behielt aber einen Teil derselben im Munde, den er später auf die glatte, ebene Erde ausspie, wodurch die Berge und Hügel, die Schluchten und Abgründe entstanden. Als Tscham Pas den Himmel schuf, bedeckte Schaitan das asurblaue Himmelsgewölbe mit unfruchtbaren schwarzen Wolken. In beiden Fällen suchte dann Tscham Pas das Übel wieder zu mindern, indem er das Innere der Berge mit kostbaren Steinen füllte, Bäche und Flüsse in den Thälern und Schluchten dahinfließen liess und die schwarzen Wolken mit dem befruchtenden Regen versah. Als Tscham Pas den Menschen geformt und den noch leblosen Körper unter der Obhut eines Hundes zurückgelassen hatte, erregte Schaitan eine grosse Kälte und bot dem frierenden Hunde eine Decke an unter der Bedingung, dass er ihn zu dem Menschen lasse. Der Hund ging auf dieses Anerbieten ein und Schaitan beeilte sich nun, dem Menschen seinen bösen Geist einzuhauchen. Er wurde bei dieser Arbeit zwar bald durch den zurückkehrenden Tscham Pas gestört und vertrieben, aber wenn auch der gute Gott jetzt dem Menschen seinen Geist einhauchte, so vermochte er doch das, was Schaitan geschaffen, nicht mehr zu unterdrücken. So kam es, dass der Mensch nicht bloss mit Krankheiten behaftet ist, sondern neben vielen guten auch böse Eigenschaften besitzt. Um den Menschen aber doch nach Möglichkeit gegen den Einfluss des Bösen zu schützen, gab ihm Tscham Pas den Verstand, der ihn befähigt, Gutes vom Bösen zu

unterscheiden. In seinem Nachahmungstrieb hat Schaitan dann auch die bösen Geister geschaffen, als er sah, wie die Gottesmutter aus dem heiligen Feuerstein, den Tscham Pas ihr geschenkt, Funken schlug, welche sich in gute Geister verwandelten. Da aber der heilige Feuerstein sich in der Verwahrung des Tscham Pas befand, nahm Schaitan einen andern, und die aus diesem geschlagenen Funken verwandelten sich nicht in gute, sondern in böse Geister, welche alle Geschöpfe zu vernichten suchen, ihnen Krankheiten, Tod und Verderben bringen und deshalb von den guten Schutzgeistern unablässig bekämpft werden.<sup>106)</sup>

Die Götter der Mordwinen wurden sämtlich als rein geistige Wesen verehrt, Darstellungen derselben in Stein oder Holz waren unbekannt, ebenso wie es im Mordwinenlande weder Tempel noch Priester gab. Der Mordwine konnte mit seinen Göttern ohne Vermittlung verkehren, und nur für die Anordnung und Vorbereitung der gemeinsamen Opfer wurden alte Männer bestimmt, die jedoch durchaus nicht einen Priesterstand bildeten, sondern jeden Augenblick sowohl ihr Amt niederlegen als durch andere ersetzt werden konnten. Sie verwahrten die Opfermesser, die heiligen Schöpf-eimer und andere bei den Opfern gebrauchte Geräte, bestimmten den Tag des allgemeinen Opfers und trafen auf dem Opferplatz, dem Keremet, die nötigen Anordnungen. Das eigentliche Opfer bestand darin, dass Brod, Salz und ein Stück vom Fleische des geschlachteten Tieres ins Feuer geworfen und verbrannt wurden. Nachdem dann die Gebete und die Anrufungen der Götter beendet waren, wurde der Rest des inzwischen in geheiligten Kesseln gekochten Fleisches, sowie die Fleischbrühe unter das Volk verteilt. Ein gemeinsames Mahl, bei dem das Opferfleisch und die mitgebrachten Lebensmittel verzehrt wurden, und das Absingen des heiligen Opferliedes durch die Mädchen bildete den Schluss der Feier.

Dieses heilige Opferlied, in alter Mordwinensprache verfasst, vermag heute kein Mordwine mehr zu übersetzen, sein Sinn ist vollständig in Vergessenheit geraten. Dagegen sind noch Volkslieder, obzwar nur in geringer Zahl, vorhanden, die nach ein-förmigen Melodien gesungen werden. Eins derselben schildert

wahrscheinlich die Ankunft der Mordwinen im Wolgaland unter der Führung eines Fürsten Tjutschjan.<sup>107</sup>) Ein lyrisches Lied lautet: Marja áwardi (Maria weint). — Koss áwardi? (Wo weint sie?) — Roschtscha katschkassa (Mitten im Gebüsch) — Tschischtschenja lánka (auf der ebenen Fläche). — Sson mess áwardi? (Wie weint sie?) — Kukurjass kukai (So wie der Kuckuck ruft) — Kelunjass lukai (Wie die Weide sich wiegt); — Sselma wédinisa ssnáuks (In ihren Augen sind Thränen arbsengross); — kewericht ti ssnauks (es rollen diese Thränen) — Mástru práchit (sie fallen zur Erde) — Schudricht schudicht (zerfliessen in Flüsschen) u. s. w.

Gesang, der mit einfachen, selbst verfertigten Instrumenten begleitet wird, ist sehr beliebt, und an Festtagen sieht man die Alten beisammen sitzen und den Reihentänzen zusehen, welche die Jugend unter Musik und Gesang aufführt. Die heutigen Feste und Volksgebräuche der Mordwinen sind ein Gemisch alt-mordwinischer und russischer. Wie bei den Russen und anderen Slaven, ziehen am Abend vor Neujahr die Koljada-Sänger von Haus zu Haus, am Pfingsttag (Troizin Den) werfen die Mädchen Kränze ins Wasser, die sie am Donnerstag vorher gewunden, und am nächsten Sonntag führt man die Russalka oder den Frühling, einen als Pferd verummten Burschen, auf welchem ein Junge reitet, aufs Feld hinaus, wo das vermeintliche Pferd unter Spielen und Gesängen seiner Umhüllung entledigt wird. —

Die Tscheremissen scheinen Nachkommen des finisch-ugrischen Stammes Mer zu sein, der in seinen ursprünglichen, von Nestor erwähnten Wohnsitzen an der obern Wolga bereits völlig verschwunden ist. Die Istorija o kasanskom zarstwe (1791) berichtet, dass ein Volk aus dem Fürstentum Rostow, die Tscheremissen, welche auch Otjaken genannt werden, sich den Bekehrungsversuchen der Russen durch die Flucht auf bulgarisches Gebiet entzogen habe, und im Fürstentum Rostow selbst soll heute noch eine Überlieferung sich erhalten haben, der zufolge ein Teil der nicht slavischen Bevölkerung bei der Christianisierung des Landes ausgewanderte. Dem scheint zu widersprechen, dass bereits Jornandes ein Volk Sremiscans erwähnt, und dass es wenig wahrscheinlich

ist, dass ein so widerstandsfähiges Volk wie die Mer, das zur Wahrung seines Glaubens die Wohnsitze der Vorfahren verliess, spurlos in die Tscheremissen aufgegangen sein und mit ihrer Religion auch ihren Namen angenommen haben sollte, jedoch bei genauerer Forschung schwinden alle Zweifel. Die Tscheremissen nennen sich selbst Mari, und nach Castréns Ansicht ist Merja blos die russische Aussprache des finischen Wortes Mari, welches Männer, Leute bedeutet. Ausserdem weisen zahlreiche Anklänge in den Ortsnamen des jetzigen Tscheremissengebietes an jene ihrer alten Wohnsitze im Rostowschen auf eine Einwanderung aus letzterem hin. Das Sremiscans des Jornandes ist damit vollkommen vereinbar, da die Tscheremissen von den Tschuwaschen Ssarmys (Mitkämpfer)<sup>108</sup> genannt werden, woraus bei den Tataren, welche jene durch letztere kennen lernten, Tschirmesch und das Tscheremissy der Russen entstand.

Gegenwärtig zählen die Tscheremissen etwa 260 000 Seelen, welche in den Gouvernements Kasan und Wjatka verteilt sind, die Hauptmasse in ersterem, vereinzelt auch noch in den Gouvernements Ssimbirsk und Nishnij Nowgorod. Im Kasanschen Gouvernement unterscheidet man Berg- (gornija) und Wiesen-Tschere-missen (lugowija), je nachdem sie auf dem hohen rechten oder dem niedrigen linken Wolgaufer wohnen. Die zahlreicheren sind die Wiesen-Tscheremissen.

Alte Leute unter den Tscheremissen erinnern sich noch sehr wohl der Zeit, in der ihr ganzes Land mit dichtem Wald bedeckt war, und sehen mit tiefem Bedauern ihre herrlichen alten Eichen unter der Axt des Holzfällers von Jahr zu Jahr mehr schwinden. Der Feldbau gewinnt auch bei den Berg-Tscheremissen immer mehr Boden, und nur längs der Ssura ist noch viele Meilen weit dichter Eichenwald vorhanden. Und doch hängt der Tscheremisse so sehr an seinem fast vergötterten Walde, dass er sich ein Leben ausserhalb desselben gar nicht vorstellen kann. Die liebste Beschäftigung des Tscheremissen ist noch heute die Jagd, die Bienezucht in Bienenstöcken, welche im Walde aufgestellt sind, und allerlei gewerbliche Arbeiten, welche der Wald durch seine Erzeugnisse er-

möglichst. Tagelang kann er, mit Gewehr und Beil ausgerüstet, mit geringem Mundvorrat versehen, im Walde herumstreifen. Der Wald ist von Einfluss auf die ganze Gemüthsart des Tscheremissen, der düster und schweigsam ist und nur durch den Branntwein, den er sehr liebt, erheitert wird, und der Aufenthalt in ihm muss auch seine körperliche Entwicklung beeinflussen. Die Tschere-  
missen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, waren zwar nicht grosse, aber sämtlich kräftige Leute mit schwarzem Haar und schwarzen Augen. Damit stimmt auch das Urtheil Haxthausens<sup>109)</sup> überein, während seltsamerweise von anderer (russischer) Seite behauptet wird, die Tscheremissen seien schwache, magere Leute, mit bleichem Gesicht, niedriger Stirn und spärlichem Bartwuchs. Mit den grossrussischen Bauern verglichen, erscheinen sie allerdings auf den ersten Blick schwach, doch der aufgedunsene Körper, den man bei ersteren so häufig trifft, ist nicht immer ein Beweis von Körperstärke, und der Tscheremisse dürfte denn doch in bezug auf körperliche Leistungsfähigkeit vor jenen den Vorzug verdienen. Auffallend ist es, dass man unter den Tscheremissen das rotblonde Haar der Finen nur höchst selten trifft, namentlich nicht unter den Berg-Tscheremissen, was auf starke Mischung mit den benachbarten Tataren hinweisen dürfte.

Da der Wald immer mehr schwindet, sucht sich der Tschere-  
misse so gut es geht einen Ersatz für denselben zu schaffen, indem er bei seinem Hause eine Baumpflanzung anlegt, meist von hochwachsenden schattenreichen Bäumen, Eichen und Linden, die er sorgfältig mit einem Zaun umgiebt und wie seinen Augapfel hütet. Dass es ihm dabei nur darauf ankommt, sich einen Ersatz für seinen geliebten Wald zu schaffen, beweist schon der Umstand, dass diese Anpflanzungen nur aus Waldbäumen bestehen, während man sehr selten ein Haus sieht, bei dem sich Obstbäume befinden. Durch den sie umgebenden grünen Laubschmuck erhalten die Häuser und die Dörfer der Tscheremissen ein ungemein freundliches Aussehen und stechen grell ab gegen die grossrussischen Dörfer, in denen man sowohl auf der staubigen Landstrasse als im Innern der Höfe meist vergebens nach einem schattenspendenden

Baum sich umsieht, durch den die Einförmigkeit des Bildes unterbrochen würde.

Die Tscheremissendörfer sind nicht gross — sie umfassen oft nur 5 bis 20 Wirtschaften — und schon in ihrer Anlage prägt sich die Neigung zu einem gewissen patriarchalischen Leben aus. Durch die jedes Haus umgebenden eingezäunten Baumpflanzungen, zwischen denen enge Wege, die kaum zwei Wagen das Ausweichen ermöglichen, hindurchführen, wird das Dorf zu einem Labyrinth, in dem der Fremde sich schwer zurecht findet, das aber auch die Dorfbewohner von einander trennt. Der Tscheremisse hat kein Verlangen nach geselligem Beisammenleben, er wohnt am liebsten allein mit seiner Familie, und gewöhnlich sind die Bewohner kleinerer Dörfer sämtlich miteinander verwandt. Die Dörfer mögen alle auf dieselbe Art entstanden sein: die Söhne eines Tscheremissen, der in tiefer Waldeinsamkeit sich niedergelassen hatte, richteten in der Nähe des Vaterhauses ihren Hausstand ein, später thaten ihre Söhne dasselbe, und so entstand allmählich aus dem einsamen Gehöft ein Dorf, dessen sämtliche Bewohner Glieder einer Familie waren.

Die Anlage der Tscheremissendörfer besitzt vor jener der russischen unbestreitbar den grossen Vorteil, dass sie durch die Baumpflanzungen mehr Schutz gegen Feuerschaden gewährt als diese, welche mit ihren dicht zusammengedrängten Strohdächern einem einmal ausgebrochenen Brande schwer Einhalt thun können. Ebenso unbestreitbar verdienen in bezug auf die Innenräume die russischen Bauernhäuser den Vorzug, denn so freundlich und sauber der Hofraum des Tscheremissen aussieht, ebenso unsauber ist seine Wohnstube, in der sich allmählich eine Menge Unrat ansammelt, da sie nie gefegt und gescheuert wird. Eine widrige, erstickende Luft herrscht in der Stube, und durch die kleinen Fenster dringt nur wenig Licht in dieselbe. Gewöhnlich umfasst das Haus eine oder zwei Stuben und eine Vorratskammer. In der Stube nimmt die vordere Wand eine etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter breite Pritsche ein, welche mit Filz belegt ist und sowohl als Bett dient, als auch dort, wo kein Tisch vorhanden ist, diesen vertritt. In der einen

Ecke der Pritsche liegen Kissen, in der andern steht bisweilen ein Korb mit den Geräten, welche bei den Opfern Verwendung finden. Der Raum unterhalb der Pritsche dient zur Aufbewahrung der Kleider, des Schmuckes der Frauen, des baren Geldes u. s. w. Wenn ein Tisch vorhanden ist, liegt auf demselben stets ein in ein Tuch gewickeltes Laib Brot, neben welchem ein gefüllter Wasserkrug mit hölzernem Becher steht. Längs der Wände sich hinziehende Holzbänke und ein grosser Ofen sind der übrige Inhalt der Tscheremissenstube. Den Samowar, die Gläser und Tassen und das mannigfaltige Thongeschirr, das in keiner russischen Bauernstube fehlt, sucht man bei den Tscheremissen vergebens. Die Speisen werden in einem grossen Kessel zubereitet, der an jener Seite des Ofens hängt, an der sich bei den Russen der Herd befindet, und den man im Sommer in die Sommerwohnung hinübernimmt. Alle übrigen Hausgeräte sind von Holz und eigenes Erzeugnis der Tscheremissen. An das Winterwohnhaus reihen sich im Innern des Hofes noch verschiedene Holzgebäude, die Sommerwohnung, die Ställe, die Vorrathshäuser u. s. w. Im allgemeinen sind die Häuser nicht schlecht gebaut, namentlich dort, wo die Tscheremissen selbst mit Zimmermannsarbeit wohl vertraut sind und zuweilen auch gleich den Russen sogenannte Rauchstuben\*) errichten, aber in den Grenzgebieten, in der Nähe der Tschuwaschen-Niederlassungen und an der Grenze des Gouvernements Wjatka, wo der Hausbau durch russische Arbeiter besorgt wird, lässt er viel zu wünschen übrig.<sup>110)</sup>

Die Kleidung der Berg-Tscheremissen gleicht jener der grossrussischen Bauern: sie tragen das rote Hemd derselben, einen blauen oder dunkelgrünen Kaftan, der durch einen wollenen Gürtel um die Hüften zusammengehalten wird, weite Beinkleider, die in hohen Stiefeln stecken, und eine Mütze wie die russischen Fuhrleute. Die Wiesen-Tscheremissen und die noch nicht russifizierten unter den Berg-Tscheremissen sind der alten Volkstracht treu geblieben. Sie tragen einen weissen, zuweilen auch grauen Kaftan,

---

\*) Kurnija isby, Stuben ohne Rauchfang.



der mit Verzierungen in blauer Wolle ausgenäht ist, im Sommer aus grober Bauernleinwand. In gleicher Weise wie der Kaftan ist das Hemd auf dem Rücken und den Ärmeln mit Stickerei in blauen Wollfäden meist recht geschmackvoll und eigentümlich verziert. Das Hemd wird durch eine wollene Schnur mit Quasten, der Kaftan durch einen Riemen oder einen breiten Gürtel zusammengehalten. Die ärmeren Tscheremissen umhüllen die Füße mit schwarzen oder weissen Tuchlappen, welche sorgfältig mit Schnüren festgebunden werden; die reicheren tragen darüber Stiefel, die ärmeren Bastchuhe. Als Kopfbedeckung dienen niedrige, mit Pelzwerk eingefasste Tuchmützen oder hohe schwarze Filzhüte von der Form eines gestutzten Kegels.

Die Frauen haben die alte Volkstracht treulicher als die Männer bewahrt, doch findet man unter den Berg-Tscheremissen auch schon viele, welche an Wochentagen zur Arbeit russische Kleidung tragen. Die Volkstracht der Frauen unterscheidet sich nur wenig von jener der Männer. Über einem reich mit blauer Wollstickerei verzierten Hemd tragen sie einen Kaftan von weissem Tuch, den Misher, welcher bei den Berg-Tscheremissen unter der Brust durch einen Gürtel zusammengehalten wird, von dem Korallenschnüre, wollene Quasten, Franzen u. s. w. herabhängen. Auf der Brust ist an dem Hemd ein viereckiges Stück Leder, der Melscher, befestigt, welches ganz mit alten Silbermünzen bedeckt und dessen unterer Rand mit Muscheln, Schlangenköpfen u. dergl. verziert ist. Als weiterer Schmuck wird der Arschesch um den Hals gelegt, ein wollenes Band, das mit Glasperlen und Perlmutterknöpfen besetzt ist und von welchem ringsum Muscheln, sowie über dem Melscher ein kupfernes, bleiernes oder silbernes Kreuz herabhängen. Über dieser Halsbinde wird, dicht am Halse anliegend, der ellyptische Schujaksch getragen, der ganz mit alten und neuen Münzen besät ist. Zu all diesem Schmuck gesellen sich noch mehrere Ohrringe, meist von auffallender Länge, aus kleinen Münzen bestehend, die auf Draht aufgezogen sind, ferner Ringe und Armbänder. Das Kopftuch, Ssoroka genannt, welches nur Frauen tragen, wird um ein in den Haaren befestigtes Gestell ge-

wunden, wodurch es eine absonderliche Form erhält, etwa mit dem Käppchen der katholischen Geistlichen zu vergleichen, doch bedeutend grösser als dieses. Um die Ssoroka wird ein weisses, an den Rändern mit roter Wolle besticktes Tuch geschlagen, dessen Enden man unter dem Kinn verschlingt. An einigen Orten umhüllen die Tscheremissenfrauen den Kopf nur halb mit einem leinenen, mit Stickerei verzierten Tuch, dessen Enden sie unter dem Kinn zusammenbinden. Die verheirateten Frauen legen ihren unförmlichen Kopfputz tagsüber nie ab, da es eine Schande ist, unbedeckten Hauptes gesehen zu werden, die Mädchen dagegen verhüllen ihr mit Bändern, Münzen und Korallen durchflochtenes Haar blos mit einem weissen Kopftuch. Die Fussbekleidung bilden schwarze Tuchlappen, knapp am Fuss anliegend, mit blauem Band festgeschnürt und nachher noch mit einer Silberborte umwunden, deren Enden sich, eine Hosennaht nachahmend, an der Seite emporziehen, und gut gearbeitete Bastschuhe.<sup>111)</sup>

Die hier geschilderte Kleidung der Tscheremissen erfährt an vielen Orten mannigfaltige Veränderungen. Nicht nur, dass sie dort, wo Tscheremissen mit Russen oder Tschuwaschen in Berührung kommen, durch die fremden Sitten beeinflusst wird — auch in den bisher von fremden Einflüssen ziemlich unberührt gebliebenen, einsam gelegenen Niederlassungen soll sie eine sehr mannigfaltige sein. Leider fehlen gerade über diese von der Kultur noch wenig berührten Gebiete, in denen das Volkstum der Tscheremissen am meisten erhalten ist, genauere Forschungen. Es ist überhaupt eine befremdende Erscheinung, dass man in Russland, wo doch auf ethnographischem Felde so viel geleistet wird, über das Gebiet der Wolga-Finen, welches von Moskau bequem in einem Tage erreicht werden kann und zum teil von Poststrassen durchschnitten ist, so lange im unklaren bleiben konnte. Die besten und ausführlichsten Werke leiden zum mindesten an dem Übelstand, dass ein gut Teil der Angaben auf Mitteilungen älterer Reisenden beruht, von denen heute Gott weiss wie viel noch der Wirklichkeit entspricht, und die man doch in Ermangelung anderer, oft ohne jede Möglichkeit einer Prüfung, auf Treu und

Glauben hinnehmen muss. Und doch sollte das unaufhaltsam schwindende finische Volkstum in hohem Mafse Teilnahme erwecken und zu erneuten gründlichen Forschungen veranlassen, da hier heute unbedingt noch mancher wichtige Beitrag zur Kenntnis der Vorzeit des finisch-slavisches Nordens in Sitten und Gebräuchen, in Religion und Mythologie dieser Völker zu retten ist. Besondere Aufmerksamkeit darf die Religion der Tscheremissen beanspruchen, weil sie bei dem erst zum Teil für das Christentum gewonnenen Volke noch in lebendiger Ausübung sich befindet und die alten heidnischen Götter hier noch nicht, wie bei den Mordwinen, nur in der Sage und Überlieferung fortleben.

Gleich jener der heidnischen Mordwinen, hat auch die Religion der Tscheremissen ihren Ursprung in den Lehren Zoroasters. Auch sie glauben an zwei höchste Wesen, ein gutes, Jumo, und ein böses, Keremet. Beiden werden Opfer dargebracht, dem guten, um von ihm Wohlthaten zu erlangen, dem bösen, um es freundlich zu stimmen und es zu veranlassen, dass es das Wirken des guten Wesens nicht störe. Jumo ist der Schöpfer und Regierer der Welt (daher sein Name kugusha, Allerhalter), und er hat auch den Menschen erschaffen und jedes Volk angewiesen, wie es ihn zu verehren habe. Nach dem Glauben der Tscheremissen verehren nämlich alle Völker nur einen Gott, wenn auch unter verschiedenen Namen und in verschiedener Weise. Wie jeder Baum im Walde seine eigenen Blätter habe, so habe auch jedes Volk seinen eigenen Glauben, und da es auf Erden 77 Sprachen giebt, so gebe es auch 77 Religionen. Wie sie alle entstanden, und wie die Tscheremissen dazu kamen, Keremet anzubeten, wird in folgender Weise erzählt: Jumo hatte die Häupter aller Völker zu sich geladen, um jedem eine bestimmte Religion zuzuweisen, aber der Stammvater der Tscheremissen liess sich unterwegs mit Keremet, dem er begegnete, in ein Gespräch ein und kam infolgedessen zu spät zu Jumo, als dieser bereits alle Religionen ausgeteilt hatte. Da er durch Keremet sich hatte abhalten lassen, wies ihn Jumo zur Strafe an, diesen zu verehren, und so kommt es, dass die Tscheremissen das böse Wesen anbeten. Deshalb ist

aber ihr Glaube Gott doch ebenso angenehm wie jeder andere, weil eben jeder Glaube von Gott stammt, und es ist das höchste Verbrechen, das nie unbestraft bleibt, wenn jemand dem Glauben seines Volkes untreu wird.<sup>112)</sup>

Jumo, als das höchste göttliche Wesen, heisst der „grosse Gott“, ausserdem Temem (der Alte), Osch (der Graue), puderscha (der Schöpfer), kugusha (der Allerhalter), Chan u. s. w. Durch die ihm beigelegten verschiedenen Eigenschaften entstand allmählich, da die Beinamen Jumos sich zu selbständigen Gottheiten entwickelten, eine lange Reihe Jumos als Träger der Eigenschaften des ursprünglichen, deren Zahl auch heute dank der Phantasie des Volkes immer noch wächst und denen der Tscheremisse einzeln Opfer bringt. Nie erscheinen diese Eigenschaften in einem einzigen Wesen vereint, obwohl sie sich alle auf dasselbe Wesen beziehen. Da ist<sup>113)</sup> Ssandalykam-kutschen-urdascha, der die Aufsicht über das Weltall führt, Pilwilwjal Jumo, der Himmelsgott, der die Wolken lenkt, Kjudertsche Jumo, der grosse Donnergott, der den bösen Gott vertreibt und Regen und Fruchtbarkeit spendet, zugleich Beschützer der Viehherden der Tscheremissen, Bolgentsche Jumo, der Gott des Blitzes, Beschützer der Feldfrüchte und Fische, Schidyr Chan, der Fürst der Gestirne, der ihnen ihre Bahnen vorzeichnet, Tulja Jumo, der grosse Gott der Winde, der sie im Zaume hält, aber auch sie zu verheerender Thätigkeit entfesseln kann, Tolja Jumo, der grosse Feuergott, zugleich Beschützer und als strafende Gottheit Verderbensender, Isherja Jumo, der grosse Gott der Morgenröte, Osch ketscha Jumo, der grosse Tagesgott, der die Erde erwärmt und alles Wachstum schützt, Klem Chan Jumo, der grosse Gott der Erde, der die im Chaos herumirrende Erde festgeleimt hat, Tangysch Chan Jumo, der grosse Beherrscher des Meeres, Pokschim owoschka, der Frost und Hitze sendet, Pu Chan Jumo, der Waldgott, Pismjanowoschka, der Gott der Grenzen, der in einem von Pferden gezogenen Kahn die Grenzen umfährt, Surt Jumo, der grosse Beschützer des Grundeigentums, Chirch Jumo, der grosse Gott der Blüten, Kinda perkechan, der Gott des Getreides, Wopman, der Vielfrass, der das Getreide aufzehrt, wenn

man ihn erzürnt, Wolik schatschachtscha, der Gott des Viehs, Pischer Zar Jumo, der grosse Milchgott, Mjugsch Chan Jumo (Schinsascha Jumo), der Gott der Bienen, der ihre Arbeit beaufsichtigt, Jaljak Jumo, der Schutzgott der Angeklagten und Verleumdeten, Wui Jumo, der Schicksalsgott. Juman awja ist die Gottesmutter, von der die Fortdauer des menschlichen Lebens abhängt, Ketscha awja die Mutter der Sonne, die Behüterin vor Pest und Seuchen, Tyli Awja die Mutter des Mondes, Schydyr awja die Mutter der Sterne, Pijul awja die Mutter der Wolken und des Himmels, Tol awja die Mutter des Feuers, welche Schutz gegen Feuersbrunst gewährt, Wid awja die von den Fischern verehrte Mutter des Wassers, Mjulanda awja die Mutter der Erde u. s. w. Schier unzählbar ist die Menge der Götter, Göttinnen und Geister, vor denen der Tscherenisse sich beugt, und dem grossen Heerbann Jumos steht ein kaum geringerer Keremets, des bösen Wesens, gegenüber, obenan Tschimbulata (Kuruk Kugusja) und Piambar mit den ihnen unterthanen Geistern. Jede Gottheit hat zwei Gehilfen zur Seite, die guten den Purjukscha, den Hilfebringer, und Ssaktshi, den Übermittler der Bitten der Tscherenissen, wogegen die Gehilfen der verschiedenen Keremets die Wadysch sind, böse Geister, unter welche auch böse Menschen aufgenommen werden können. Sehr gross ist die Zahl der an einen bestimmten Ort gebannten Keremets. An den Quellen sitzen die Iksja (Quellen-) Keremets, welche das Wasser verderben, dass Menschen und Vieh, wenn sie davon trinken, krank werden, im Weidengebüsch sind Kjawja Keremets verborgen, andere lauern auf Bergen, auf den Landstrassen und an anderen Orten, auf eine günstige Gelegenheit, dem Tscherenissen zu schaden. Ausserdem ist alles auf der Erde samt der sie umgebenden Luft erfüllt von einer Menge Geister niederer Ordnung, guter und böser, welche im Wasser, im Walde, auf dem Felde, im Hause, in Keller und Vorratshaus ihren Sitz haben, und sogar unter den Steinen am Wege haben Geister ihre Wohnung gewählt.

Keine Gottheit fürchtet der Tscherenisse so wie Keremet, und die Furcht vor demselben lässt ihn jeden Schritt, den er thun

will, reiflich überlegen, um sich zu versichern, dass er durch ihn den mächtigen bösen Gott nicht beleidigen werde. Sobald ihm ein Unglück zustösst, ist sicher Keremet der Urheber, und er beeilt sich, ihn durch ein Opfer günstig zu stimmen, und so fest wurzelt der Glaube an Keremet in den Tscheremissen, dass sogar die getauften unter ihnen ihm noch Opfer bringen, sobald sie ein Unglück heimsucht. Bei Missernten oder Seuchen ist es schon vorgekommen, dass hunderte christlicher Tscheremissen bei Keremet Hilfe suchten, trotzdem seine Gunst nur um hohen Preis zu erwerben ist. Eine geringe Opfergabe beachtet er nämlich nicht, er verlangt ein Pferd, eine Kuh, nicht eins, sondern mehrere Schafe, und da das Opfer so oft wiederholt wird bis Keremet den Bittenden erhört hat, bringt die Angst vor seinem eingebildeten Zorn manchen um sein bestes Hab und Gut. Die übrigen Gottheiten dagegen sind meist leichter zu befriedigen. Das Opfer, das einem jeden gebührt, ist durch die religiösen Vorschriften genau bestimmt. Dem Kjudertsche Jumo opfert man ein Pferd oder eine Kuh, dem Pilwiljal Jumo eine Kuh, der Ketscha awja eine alte weisse Kuh, dem Bolgansa Jumo und Tulja Jumo Feldfrüchte, dem Kinda perkechan im Oktober neues Getreide, dem Wolik Schatschachtscha bringt man Kascha (Grütze) mit Kuhbutter geschmalzen dar, der Wid awja Wein und Gerstengrütze.

Das Darbringen von Opfern zieht sich durch das ganze Leben des Tscheremissen wie ein roter Faden. Er genießt keinen Bissen Speise, ohne vorher mit dem Ausruf „Ssmlja!“ (gleichbedeutend mit unserem „In Gottes Namen!“ (ein Stück davon abzutrennen und als Opfer für irgend einen Gott auf den Boden zu werfen, und ebenso giesst er von jedem Glas Meth, Bier oder Branntwein einige Tropfen auf den Boden. Vom Fleische der Opfertiere erhält der Gott selbst stets nur einen verschwindend kleinen Teil. Wenn ein Einzelner in seinem Gehöft opfert, giesst er von dem vorhandenen Bier und den anderen Getränken ein wenig in ein bereit stehendes Gefäß, bricht Stücke von den Opferkuchen ab und wirft sie mit abgeschnittenen Stücken Fleisch des Opfertieres (ein Stück von jedem Körperteil) gleichfalls in das Gefäß,

welches hierauf ins Feuer entleert wird. Das Fell des Tieres wird an einem Baum aufgehängt und verfault dort, oder man überlässt es dem Wahrsager, der den Verkehr mit der Gottheit vermittelt, wogegen der Rest des Fleisches von der Familie des Opfernden und den zu Gaste geladenen Nachbarn verzehrt wird. Die vom Mahle übrig bleibenden Knochen verbrennt man. Auch bei den gemeinsamen Opfern, welche ganze Gemeinden und Bezirke darbringen, bleibt das eigentliche Feueropfer ein gleich geringes, und der Hauptanteil fällt den oft nach Tausenden zählenden Opfernden zu.

Die Opfer finden an geheiligten Stellen im dichten Walde statt, welche Kjussoto genannt werden. Bei den Ona Pu, den heiligen Eichen, Linden und Weiden, welche mit an Bast aufgereihten Kränzen von Tannenzweigen umwunden sind, versammelt sich das Volk, nachdem das Opfertier ausgewählt und die nötigen Vorräte an Opferkuchen und Bier bereit sind. Die Wahl des Opfertieres erfordert grosse Sorgfalt, man muss feststellen, ob es dem Gott genehm ist, und um sich darüber Gewissheit zu verschaffen, bindet man es an den heiligen Baum und begiesst es vom Kopf bis zum Schwanze mit kaltem Wasser: wenn das Tier infolgedessen zusammenschaudert, ist es dem Gott als Opfer genehm, das Ausbleiben dieses Anzeichens aber bedeutet, dass er damit nicht zufrieden ist. Um zu erfahren, welchem Gott und was man opfern müsse, um das Gewünschte zu erlangen, wendet man sich an einen der Mushangs (das Wort stammt von der Benennung der bösen Geister: mushe d. i. Rächer, Bestrafer), denn über alle derartigen Angelegenheiten kann niemand so genau Auskunft erteilen als ein Mushang. Opferpriester ist der Kart, der vom Volk gewählt wird, wobei eine gute, klangvolle Stimme und genaue Kenntnis der Götterlehre die Hauptbedingungen sind.

Opfer spielen auch bei allen Volksfesten der Tscheremissen eine grosse Rolle. Im Frühjahr ziehen am Feste Aga Paira die Hauswirte auf das bestellte Feld hinaus, der Kart macht zwischen einigen Weiden ein Feuer an, jeder Anwesende entzündet an dem-

selben eine Wachskerze und klebt sie an seine Speisen. Dann wird ein wenig von den mitgebrachten Lebensmitteln, von der Kascha, den Opferkuchen, den Eiern und dem Bier dem Feuer übergeben, alles kniet nieder und der Kart spricht ein Gebet. Sobald die Opfergabe verbrannt ist, wird das Feuer ausgelöscht und man begiebt sich nach Hause, unterwegs noch das Getreide fütternd, indem man Kascha und Eier auf die Erde legt. Nach der Ernte findet das Fest U-putschku-musch (die neue Kascha) statt, welches auch das Fest des neuen Getreides heisst. Man dankt den Göttern für die gute Ernte und bittet um ferneres Wohlwollen. Wenn das letzte Getreide eingebracht ist, steigt der Hausvater abends aufs Dach und bläst in ein Horn. In alter Zeit, als die Niederlassungen der Tscheremissen noch sehr zerstreut lagen, wurden durch solchen Hornruf die Nachbarn zum Erntepfer eingeladen.

Kleinere Feste sind der Schorok-Del am Vorabend des Neujahrstages, an dem Verkleidete herumziehen und gewahrsagt wird, und die Ssju Ernja, die Masljanniza (Butterwoche) der Russen, welche die Tscheremissen zweimal feiern, einmal als russisches, einmal als Tscheremissen-Fest. Die Stelle unseres Sonntags als Ruhetag vertritt der Freitag.

Grosse Verehrung wird den Verstorbenen zu teil. Es herrscht der Glaube, dass die Seele des Gestorbenen vor Kiamat Torja, dem unterirdischen Richter, sich wegen ihres Lebenswandels auf Erden rechtfertigen muss, und dass sie jenachdem Belohnung oder Strafe erwartet. Wer schwere Schuld auf sich geladen hat, wird in einen Kessel mit siedendem Pech geworfen, die Seelen der guten Menschen aber erwartet ein angenehmes Leben im Jenseits. Da man sich dasselbe ebenso vorstellt wie das Leben auf Erden, werden dem Toten allerlei Gegenstände, welche ihm unentbehrlich sein dürften, ins Grab mitgegeben. Nachdem man ihn in vollständiger Kleidung, mit einigem Kupfergeld im Gürtel, zwischen den vier Brettern, welche unsern Sarg vertreten, in das Grab gebettet hat, legt man noch einen Kessel, Becher, Messer und Löffel, Feuerzeug, neue Bastschuhe, auch eine Pfeife und Tabak hinein und fügt



noch Rosenzweige hinzu, um unreine Geister von der Leiche fern zu halten. Damit der Verstorbene sich im Jenseits der Hunde erwehren könne, welche stets bellend über einen neuen Ankömmling herfallen, legt man einen Stock ins Grab. Man klagt nicht um die Verstorbenen, denn man glaubt, dass sie nun höhere Wesen geworden sind, weshalb man sich für verpflichtet hält, ihnen göttliche Verehrung zu teil werden zu lassen. Am meisten geschieht dies bei dem dritten Totenfeste, welches am 40. Tage nach dem Tode stattfindet; das erste wird am 3., das zweite am 7. Tage abgehalten. Jede Familie feiert besondere Feste zu Ehren ihrer Verstorbenen, aber ausserdem findet noch ein allgemeines Totenfest, unserem Fest aller Seelen ähnlich, statt. Beide Feste haben jedoch mit den unseren nichts gemein, da sie keine Gedenkfeste sind, sondern blos der Angst vor den Toten ihre Entstehung verdanken. Auf dem Tische befinden sich eine Menge Bliny, Pirogen, sowie Bier und Branntwein, eine leere Schale mit Löffeln und ein Kübel mit Schöpfkelle werden neben den Tisch gestellt und neben die Schale ein Holzklotz gelegt, auf welchen man Wachskerzen klebt — eine für Kiamat Torja, die anderen für die Verstorbenen. Dann betet man zu Kiamat Torja, dass er den Verstorbenen gute Stellen im Jenseits anweise, auf dass sie ja nicht auf die Erde zurückkommen, um hier zu suchen, was ihnen drüben fehlt, und die Verstorbenen bittet man, sich mit dem Opfer zu begnügen und der Familie keinen Schaden zuzufügen, das Vieh nicht zu quälen u. s. w. Jeder der Anwesenden bricht ein Stück von dem Gebäck ab und wirft es in die Schale, und giesst von den Getränken ein wenig in den Kübel, indem er den Wunsch äussert, dass es an den Verstorbenen gelangen möge. Schliesslich wird der Inhalt der Schale und des Kübels in einen Trog entleert und den Hunden vorgeworfen. Häufig pflegt man zu dieser Feierlichkeit die Verstorbenen selbst einzuladen. Am Tage vorher fahren fünf Männer, der Sohn und die Nachbarn des Verstorbenen, zu dem Grabe, essen und trinken dort und laden den Verstorbenen zum Feste ein. Am folgenden Tage wird dann derjenige unter den Gästen, welcher dem Verstorbenen am meisten ähnlich ist, mit allen

noch vorhandenen Kleidern desselben bekleidet und als sein Stellvertreter bewirtet, wobei er nicht unterlassen darf, für alle Gaben zu danken und als Lohn Glück und Wohlergehen zu verheissen. Nachdem man die ganze Nacht hindurch gezecht, fährt man am Morgen mit dem Stellvertreter des Verstorbenen zum Grabe, setzt ihn auf dasselbe und zieht ihm die Kleider des Verstorbenen aus, worauf man nach Hause zurückkehrt.

Viel einfacher sind die Trauungsfeierlichkeiten. Eine Werbung findet nicht statt, denn der Tscheremisse entführt das Mädchen, das ihm gefällt, oft auch gegen dessen Willen, und verbirgt sich mit demselben irgendwo. Dann werden die Eltern von der Entführung benachrichtigt. Sie sind anfangs sehr erzürnt, aber man bewirtet sie so reichlich mit Bier und Branntwein, bis sie betrunken werden, worauf man sich bald über den Kalym, den Kaufpreis der Braut, einigt, welcher zwischen 30 und 60 Rubel schwankt, je nachdem die Braut selbst Verlangen nach der Verbindung hat oder nicht. Nachdem die Eltern ihre Zustimmung erteilt und den Kalym angenommen haben, wird zwei Tage lang die Hochzeit gefeiert, während welcher Zeit jedoch die Brautleute nicht zum Vorschein kommen dürfen. Erst eine Woche später besuchen sie die Eltern der Braut und bringen ihnen Geschenke. Erweist sich später die Entführte als eine schlechte Hausfrau oder leben die Gatten in Unfrieden, so kann die Ehe getrennt werden. In Gegenwart von sechs Zeugen werden die uneinigen Gatten mit dem Rücken aneinander gebunden, und sobald der sie fesselnde Gürtel zerschnitten ist, laufen sie nach verschiedenen Richtungen fort, wobei sie sich noch bemühen, eins dem andern einen Fusstritt zu versetzen, mit den Worten: Wenn ich dir nicht gut genug bin, suche dir einen bessern (eine bessere)!

Trotz dieser leichten Trennung der Ehe ist das eheliche Leben der Tscheremissen meist ein gutes. Ehebruch ist sehr selten, und ebens o selten kommt es vor, dass ein Tscheremissenmädchen sich verführen lässt. In sittlicher Beziehung stehen die Tscheremissen unbedingt höher als die Russen, auch in ihrem Charakter zeigen sich trotz ihrer Neigung zu düsterer Schweigsamkeit viele gute

Züge. Man hat behauptet, dass das Volk keine Lieder besitze, dass die Stelle derselben ein melancholischer, wortloser Gesang „a-a-a“ oder „o-o-o“ vertrete, aber diese Behauptung ist unrichtig. Mehrere Lieder sind bereits bekannt, und wenn sich jemand auf das Sammeln derselben verlegte, würden wohl noch viel mehr gefunden haben. Eins dieser Lieder lautet in der Übersetzung:

Wie das Boot untergeht auf dem Wasser unter dem starken Fährmann,  
So gehe ich Kind zu grunde inmitten meiner grossen Verwandtschaft!

Und ein anderes Lied lautet:

Durch den schwarzen Wald geht ein Weg;  
Dort habe ich mich heftig in einen jungen Burschen verliebt.  
Seit dieser Zeit ist er besorgt geworden . . .  
Doch jedem weiss er Antwort zu geben.

Ebenso wenig wie die Lieder, sind die Spiele der Tscheremissen bekannt. Eins derselben heisst „tat koym“ (wer hat geschlagen?) und gleicht unserem Blindkuhspiel, das andere, nikaten schuschpan modna, ist eine Art Pfänderspiel, wobei jene, die in einem Haufen Bastfäden die beiden Enden eines und desselben Fadens erwischen, sich küssen müssen.

Eine sehr beachtenswerte Erscheinung ist es ferner, dass es unter den Tscheremissen keine Armen, keine Bettler giebt. Der Sohn erbt Ackerland nicht vom Vater, sondern er erhält es von der Gemeinde, die Feldarbeiten werden von allen Gemeindeangehörigen gemeinsam verrichtet, die Ernte von allen Feldern zu gleichen Teilen verteilt.

Da alles darauf hinweist, dass die Tscheremissen durchaus kein Volk sind, welches weiterer Entwicklung und Ausbildung seiner geistigen Anlagen nicht fähig ist, erscheint es um so wunderbarer, dass das Christentum unter ihnen bisher verhältnismässig nur sehr geringe Fortschritte gemacht hat. Die Schuld scheint zum grossen Teil an der russischen Geistlichkeit zu liegen, welche das Missionswerk nicht richtig anzufassen versteht. Wiederholt haben Nichtgeistliche, getaufte Tscheremissen ohne alle höhere Bildung, bei Bekehrungsversuchen überraschende Erfolge erzielt,

und einer derselben hat sogar vor etwa 30 Jahren gegen 4000 Menschen bekehrt — ein Erfolg, den noch nie ein Geistlicher aufzuweisen hatte. Ein Haupthindernis der Christianisierung ist es jedenfalls, dass man zu der Missionsarbeit, die überhaupt nicht planmässig betrieben wird, nur russische Geistliche verwendet und nicht bekehrte Tscheremissen zu derselben auszubilden sucht. Der Russe stösst überall auf Hindernisse, denn die Hüter der alten Religion wissen sehr wohl, welche Gefahr dieser und dem Volkstum der Tscheremissen von russischer Seite droht, und sie haben nichts verabsäumt, ihr Volk gegen russische Beeinflussungen sozusagen mit Wall und Graben zu umgeben. So darf z. B. bei den Opfern kein russisches Wort laut werden, denn geschähe dies, so wäre die ganze Wirkung des Opfers dahin, dagegen müssen alle Anwesenden in voller Volkstracht, in ihren besten Kleidern erscheinen. Der Umstand, dass viele getaufte Tscheremissen, die dem Aberglauben nicht entsagt haben, sich immer noch an die heidnischen Priester und Wahrsager um Rat zu wenden pflegen, trägt auch nicht wenig zur Vermehrung des Ansehens des heidnischen Glaubens und zur Verminderung jenes des Christentums bei. Die Heiden-Priester erkennen gar wohl, wie der Aberglaube der Getauften ihrem Glauben zu gute kommt, und sie zeigen sich im höchsten Grade entgegenkommend, um sie an sich zu fesseln: wenn die Gebete zu ihren Göttern wirkungslos geblieben sind, nehmen sie auch keinen Anstand, die Hilfesuchenden in eine christliche Kirche zu schicken und ihnen den Heiligen zu bezeichnen, zu dessen Ehren sie dort eine Kerze anzünden sollen.

Die Tschuwáschen, der dritte Zweig des finischen Volkstammes, der zu den Wolga-Finen gezählt wird, bilden in bezug auf die Fortschritte, welche Christianisierung und Russifizierung unter ihnen aufzuweisen haben, ein Mittelglied zwischen Mordwinen und Tscheremissen. Das Christentum hat bei ihnen schon vor etwa 140 Jahren Eingang gefunden, allerdings nur mehr den Namen nach, da dasselbe von einer Unmasse heidnischen Aberglaubens überwuchert wird, aber die Zahl der wirklichen Heiden ist doch sehr zusammengeschmolzen. In den Gouvernements Kasan

und Ssamara sollen nur noch je 3000 heidnische Tschuwaschen leben, eine verschwindend kleine Zahl, da das ganze Volk noch gegen 600 000 Seelen zählt, wovon etwa 370 000 auf das Gouvernement Kasan, etwa 120 000 und 80 000 auf die Gouvernements Ssimbirsk und Ssamara entfallen. Dass übrigens die Tschuwaschen noch sehr unklare Vorstellungen vom Wesen der christlichen Lehre haben, kann nicht schwer in die Wagschale fallen, wenn man bedenkt, dass es bei den russischen Bauern mit dem Verständnis vieler Glaubenswahrheiten nicht besser bestellt ist, und vielleicht ist gerade die Übereinstimmung beider in dieser Beziehung ein wesentliches Förderungsmittel der Russifizierung, welcher die Tschuwaschen keinen grossen Widerstand entgegensetzen.

Auffallend ist es, dass ein so grosses Volk wie die Tschuwaschen von allen alten Erdbeschreibern, welche über die Wolgavölker berichten, mit Stillschweigen übergangen wurde. Nestor, der doch die Mordwa, die Mer und die Bulgaren, ihre Nachbarn, gekannt hat, nennt in seinem Völkerverzeichnis die Tschuwaschen nicht. Ihr Name wird in den russischen Jahrbüchern zum ersten mal bei Erwähnung der Gründung von Wassil Ssursk an der Ssuramündung (1524) genannt. Dies führt zu der Vermutung, dass die Tschuwaschen früher unter dem Namen irgend eines andern, in jener Gegend ansässigen Volkes bekannt waren und die Benennung Tschuwaschen erst später bei den Russen aufkam. Viele sind daher nicht abgeneigt, den Tschuwaschen die finische Abstammung völlig abzuspochen und sie den Turkstämmen zuzuzählen. Die Tschuwaschen, schrieb schon Staatsrat Müller,<sup>114)</sup> haben in ihrer Gesichtsbildung etwas Besonderes, wodurch sie sich leicht von allen finischen Nachbarvölkern unterscheiden. Sie sind den Tataren ähnlicher, haben meist dunkelbraune Haare und Bärte. Erdmann erklärt, dass sie in ihrer Körperbildung und Lebensweise viel von den Tataren angenommen haben. Auch Klaproth war der Ansicht, dass ebenso wie die ugrischen Baschkiren turktatarisch geworden, die türkischen Tschuwaschen, von finisch-ugrischen Völkern eingeschlossen, allmählich selbst zu einem finischen Volke wurden.<sup>115)</sup> Der Umstand jedoch, dass die Tschuwaschen

in ihrem Äussern fast gar nichts von den kennzeichnenden Merkmalen der Finen aufweisen., kann nicht als Beweis gegen ihre finische Abstammung dienen. Die Ostjaken am Ob, einer der östlichsten finisch-ugrischen Stämme, sprechen zwar eine finische Mundart, haben aber eine dunkle Hautfarbe und schwarzes Haar, und ihre ganze Erscheinung weist nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Finen auf. Dasselbe gilt von einem andern Volk finisch-ugrischer Abstammung, den Magyaren. Bei beiden sind durch Vermischung mit anderen Völkern die Stammesmerkmale verwischt worden, und dasselbe konnte bei den Tschuwaschen der Fall sein. Man braucht blos zu bedenken, wie viele Völker seit den Tagen der Hunnen bis zum Erscheinen der Mongolen durch das Tschuwaschengebiet gezogen sind, dass einst in der Nachbarschaft der Tschuwaschen die Chasaren, ein Volk türkischen Stammes, ein mächtiges Reich gegründet hatte, dass auch die gleichfalls in der Nähe ansässigen Bulgaren zu demselben Stamme gezählt werden, und dass schliesslich in dem Zartum Kasan, obwohl Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen, Wotjaken die Hauptmasse der Bevölkerung bildeten, doch Tataren das herrschende Volk waren. So viele und lang andauernde Einflüsse vermochten gewiss die Tschuwaschen mit der Zeit so zu verändern, dass sie den Tataren ähnlicher scheinen als den Finen.

Gegen die Annahme, dass die Tschuwaschen Finen sind, spricht durchaus nicht, dass die Russen selbst sie zur Zeit der Unterwerfung des Zartums Kasan für Tataren hielten und sie zum Unterschied von den anderen Berg-Tataren nannten, eine Benennung, die noch in einer Urkunde der Zaren Iwan und Peter aus dem Jahre 1689 vorkommt, denn die Tschuwaschen waren damals in Kleidung, in Sitten und Gebräuchen so sehr tatarisiert, ihre Sprache so mit tatarischen Worten durchsetzt, dass bei oberflächlicher Betrachtung eine solche Verwechslung sehr leicht stattfinden konnte. Wichtiger ist der Hinweis auf ihre Sprache. W. Ssbojew war der Erste, der die Behauptung aufstellte, dass die tschuwaschische Sprache eine rein türkische Mundart sei, welche viele arabische, persische und russische Worte, dagegen fast gar

keine finischen aufgenommen habe.<sup>116)</sup> Nach seiner Schätzung sollten in der tschuwaschischen Sprache (deren Wortreichtum Prof. Fux auf 1646 Worte, darunter mehr als 1000 Wurzelworte, berechnet hatte) bloß 4 aus dem finischen (wahrscheinlich mordwinischen), 4 aus dem persischen, 25 aus dem arabischen und 28 aus dem russischen stammende Worte enthalten sein! Durch die vergleichende Sprachwissenschaft ist jedoch diese Schätzung Ssbojew's längst als eine oberflächliche, wahrscheinlich nur auf Grund eines verhältnismässig kleinen Wortvorrats aufgestellte bezeichnet worden, da das Tschuwaschische z. B. allein mit dem Tscheremissischen eine sehr grosse Anzahl von Worten gemein hat,<sup>117)</sup> woraus doch, da niemand das Tscheremissische für eine turktatarische Sprache erklären wird, weiterhin unbedingt ein Beweis gegen die turktatarische Abstammung der Tschuwaschensprache sich ergibt. Mehr begründet ist, was Ssbojew zum Beweis einer Übereinstimmung der grammatikalischen Formen und der Syntax beider Sprachen vorbringt: tschuwaschische Worte mit der Endung *as* und *jas* könne man sofort in tatarische verwandeln, wenn man ihrer Wurzel die tatarische Endung *mak* oder *mjak* anhängt, z. B. tschuwasch.: *tuchtas* (erwarten), tatar.: *tuchtamak*; tatarische Worte, welche mit *o* oder *u* beginnen, werden durch vorsetzen eines *w* zu tschuwaschischen, z. B. tatar.: *ut* (Feuer), tschuwasch.: *wot*; setzt man in einigen tschuwaschischen Worten an Stelle des Buchstabens *p* den Buchstaben *b*, so erhält man das gleichbedeutende tatarische Wort, z. B. tschuwasch.: *pattyr* (stark), tatar.: *batyr*; der tatarische Laut *s* (scharfes *s*) verwandelt sich im tschuwaschischen in *r*, z. B. tatar.: *kjus* (Herbst), tschuwasch.: *kjur*; tatarische Worte, mit *i*, *dsh*, *ja*, *ju* beginnen, nehmen im Tschuwaschischen den Laut *ss* an, z. B. tatar.: *il* (der Wind), tschuwasch.: *ssil*; und tatarische Worte, welche mit *k* beginnen, verwandeln dasselbe im tschuwaschischen in *ch*, z. B. tatar.: *katsch* (die Scheere), tschuwasch.: *chatsch*. Doch alles dies beweist nur, dass die eine Sprache aus der andern Worte entlehnt hat, keineswegs beweist es die gleiche Abstammung, und Ssbojew's Hinweis darauf, dass auch die grammatikalischen Formen vielfach

übereinstimmen, welche ein Volk nie vollständig von einem andern Fremden zu entlehnen pflege, wird hinfällig dadurch, dass die von ihm angeführten Worte eben aus dem tatarischen entlehnte sind, für welche man auch die tatarische Deklination beibehielt.

All diese sprachlichen Anklänge sprechen nicht so klar zu gunsten einer Verwandtschaft der tschuwaschischen mit der tatarischen Sprache, als die gleiche Religion, die gleichen Sitten und Gebräuche auf eine Verwandtschaft mit dem finischen Stamm hinweisen. Das bezeichnendste Merkmal seines Volkstums, das ein Volk beim Aufgehen in einem andern sich am längsten bewahrt, sind ja seine alten Sitten und Gebräuche; an ihnen hält es noch zäh fest, wenn es auch schon längst seine Sprache, seine Religion mit einer andern vertauscht hat. Die Mordwinen sind heute mit den Russen eins in Sprache und Religion, aber sie halten noch fest an den alten finischen Sitten und Gebräuchen und an einer Menge in ihrer frühern Religion wurzelnden Aberglaubens. Warum sollte Ähnliches nicht auch bei den Tschuwaschen geschehen sein, bei diesem am weitesten nach Süden vorgeschobenen Zweig des grossen finischen Stammes, welcher mehr als andere feindlichen Angriffen ausgesetzt war? Von ihren Nachbarn und späteren Herren haben sie allmählich die Sprache derselben angenommen, und ihre Tatarisierung war schon weit vorgeschritten, als der Untergang des Tatarenreiches den Fortschritten der Tatarisierung ein Ziel setzte. Nahezu tatarisierte Finen, wie die Mordwinen nahezu russifizierte Finen sind — das ist die naturgemässeste Lösung aller vorhandenen Widersprüche, und man braucht nicht, um die Tschuwaschen doch irgendwo in der Reihe der alten Wolgavölker unterzubringen, sich zu bemühen, ihren Zusammenhang mit den spurlos verschollenen Burtassen nachzuweisen.<sup>118)</sup> Wären sie übrigens kein finisches Volk, dann hätten gewiss die finischen Tscheremissen das sich selbst Tschuwaschen nennende Nachbarvolk nicht Kurukj Mari genannt, d. i. Berg-Meren oder, nach dem oben nachgewiesenen Zusammenhang zwischen den Tscheremissen und den Mer, so viel als Stammesgenossen.

Heute wohnen die Tschuwaschen in geschlossenen Massen an



der untern Ssura und von deren Einmündung in die Wolga bis zur Swijaga, also im südwestlichen Teil des Gouvernements Kasan und im nördlichen von Ssimbirsk. In ihren übrigen Wohnsitzen sind sie zerstreut zwischen Russen, Tataren und Mordwinen. Der reinste Stamm, der auch die alten Sitten am besten bewahrt hat, soll in den Kreisen Zywilsk, Kurmysch und im südlichen Teil von Jadrinsk vorhanden sein. Sie sind mittelgrosse Gestalten, schwerfällig im Auftreten, mit bleichem farblosem Gesicht, stark hervortretenden Backenknochen, schmalen dunklen Augen, niedriger Stirn und schwarzem Haar.<sup>119)</sup> Männer mit halbwegs angenehmen Gesichtszügen sieht man selten, die Frauen aber sind ausnahmslos hässlich. Im gewöhnlichen Leben ruhige, friedliche Leute, werden die Tschuwaschen, sobald der Branntwein sie erregt hat, wie einer ihrer Schilderer sich ausdrückt, zu wilden Tieren. Mord und Totschlag kommt sehr selten vor, doch ein betrunkenener Tschuwasche ist imstande, sich im Hofe seines Feindes zu erhängen, nur um dadurch Unheil auf dessen Haupt herabzurufen.<sup>120)</sup> Zu ihren guten Eigenschaften gehört die Gastfreundschaft und ihr Fleiss. Sie sind tüchtige Ackerbauer, die ihren Boden besser zu verwerten wissen als die grosse Mehrzahl der Russen. Auch bei ihnen ist wie bei diesen aller Grund und Boden gemeinsames Eigentum aller Gemeindeangehörigen, doch sie verteilen denselben nur stets nach einer Volkszählung, so dass jeder sicher ist, den ihm zugewiesenen Anteil am Gemeindeland während der nächsten 20 Jahre niemandem abtreten zu müssen. Infolgedessen lassen sie sich auch die Verbesserung desselben angelegen sein, an welche der russische Bauer nicht denkt, da er ja doch nur für einen Nachfolger arbeiten würde. Während der Russe das Düngen seiner Felder vernachlässigt, kann der Tschuwasche nicht genug Dünger aufreiben und kauft ihn noch von den Russen, reinigt sorgfältig sein Feld von Steinen, legt Entwässerungsgräben an, wo dies nötig ist — kurz, er bestellt sein Feld so gut, dass es nicht überraschen kann, wenn das Getreide auf den Feldern der Tschuwaschen meist besser steht als auf jenen der Russen. Gleiche Emsigkeit wie bei der Aussaat entwickelt der Tschuwasche zur

Erntezeit. Ende November schreibt Ssbojew, ist sogar bei den faulsten Bauern alles Getreide bereits ausgedroschen und in den Speichern verwahrt, und wenn man um diese Zeit in einer Dreschtemne noch unausgedroschene Garben sieht, kann man sicher sein, dass es ein russisches oder tatarisches und kein tschuwaschisches Dorf ist. Und wie im Ackerbau, so ist der Tschuwasche dem Russen noch in manchem andern überlegen. Auf den Märkten in den Tschuwaschendörfern kommt kein russischer Händler auf, und viele Tschuwaschen treiben auch nach auswärts nicht unbedeutenden Handel, namentlich mit Getreide. In ihren Dörfern werden auch Matten, Bastdecken, Bastschuhe und Seile, in einigen wenigen auch Telegen und Schlitten verfertigt und nach auswärts versandt. Die Regierung hat sich bemüht, Gewerben unter ihnen Eingang zu verschaffen, indem sie Tschuwaschenkinder zu russischen Handwerkern, Schneidern, Tuchwalkern, Tischlern, Schmieden, Telegenbauern u. s. w. in die Lehre gab,<sup>121)</sup> aber der Haupterwerb der Tschuwaschen bleibt doch die Landwirtschaft und alles, was mit dieser zusammenhängt, besonders die Bienenzucht und die Zucht des Hausgeflügels. Letztere hat eine solche Ausdehnung erlangt, dass die Tschuwaschendörfer einen grossen Teil Russlands bis hinauf nach Petersburg mit Eiern versorgen. Zu Millionen werden dieselben auf der Wolga versandt, und allein auf dem Landungsplatz Koslowka werden jährlich für etwa 15 000 Rubel verladen.

Obwohl sich bei solchem Fleiss eine mehr oder minder grosse Wohlhabenheit einstellen muss, bemerkt man doch kein Anzeichen derselben in der äussern Erscheinung des Tschuwaschen, der nach wie vor dem grauen Kaftan und den schwarzen Fusslappen treu bleibt. Im allgemeinen gleicht die Kleidung der Männer und Frauen so ziemlich der Tscheremissentracht. Die Kopfbedeckung der Frauen bildet der Ssarpan, ein weisses Tuch, über welches der mit Stickerei verzierte, mit Münzen und Glasperlen behängte Choschpu aufgesetzt wird, welcher an die mongolische Kopfbedeckung erinnert. Mädchen tragen die ähnliche Tochja, welche gleichfalls mit Silbermünzen und Perlen verziert ist und welche sie bisweilen mit einem weissen Tuch umwinden, dessen gestickte Enden sie an

beiden Seiten herabhängen lassen. Bei den getauften Tschuwaschen tragen Mädchen keine Kopfbedeckung, Frauen dagegen umwinden den Kopf mit dem Massmak und setzen auf diesen den diademartigen Choschyn, der mit vier Reihen Münzen behängt ist.

Die Wohnstuben sind gleich dem grossrussischen ohne Rauchfang. Man heizt zweimal täglich, früh und abends, und wenn das Zimmer bereits dicht mit Rauch gefüllt ist, öffnet man das Schiebefenster neben dem Ofen und lässt den Rauch abziehen. Die Stube bleibt dann einige Stunden angenehm warm, aber diese Heizungsweise ist auch die Ursache der unter den Tschuwaschen sehr häufigen Augenkrankheiten. Ausser dem Ofen und dem Feuerherd befinden sich in der Stube breite Bänke längs der Wände, welche als Lager dienen, aber kein Tisch, und bei den christlichen Tschuwaschen in der Fensterecke das Heiligenbild. Die Hausthür ist stets nach Osten gerichtet, da man sich beim Gebet nach Osten zu wenden pflegt. Rechts von der Thür, in die man unmittelbar von der Strasse tritt, befindet sich ein kleiner Verschlag, der Buldyr, in dem man zur Zeit der Totenfeier Wachskerzen anklebt. Im Hofe liegen die Ställe (Karda), an der südöstlichen Seite die zuweilen zweistöckigen Speicher. Brunnen sind fast nirgends vorhanden.

Die Dörfer der Tschuwaschen gleichen in ihrer Anlage vollkommen den tscheremissischen: die Häuser sind planlos zwischen dichten Baumpflanzungen zerstreut, die Durchfahrten zwischen den einzelnen Gehöften so eng und so schwer zu unterscheiden, dass der Fremde oft in den Hof einfährt, im Glauben, er fahre auf einer Dorfstrasse. Wie bei den Tscheremissen, ist diese Art der Anlage der Dörfer eine Folge des Zusammenlebens verwandter Familien, und die Dörfer waren daher in alter Zeit auch meistens nicht gross, doch jetzt trifft man auch solche mit 200 und mehr Häusern. Letztere sind spätere Niederlassungen von Auswanderern, welche aus einem übervölkerten Dorfe auszogen und mit der Zeit sich an ihrem neuen Wohnorte mit anderen Familien vermischten. Liessen die Auswanderer sich in der Nähe des alten Dorfes nieder, so wurde das neue Dorf Ssirny d. i. Schlucht genannt (die meisten

Dörfer liegen in Schluchten), z. B. Ir Ssirmy (die reiche Schlucht), Oba Ssirmy (die grosse Schlucht); vom alten Dorf entferntere Niederlassungen erhielten ihre Namen von dem Führer der Auswanderer oder irgend einer Eigentümlichkeit der Gegend, wobei dem Namen stets das Wort Jal oder Kassy zugefügt wurde, z. B. Aram-jal (Abrahamsdorf), Burmankassy (Walddorf). Neben den Dörfern, deren Bevölkerung zum Christentum bekehrt wurde, sind um die Kirche und die Priesterwohnung herum Anbauten entstanden, welche von dem alten Dorfe durch besondere Namen, abgeleitet von der Benennung der Kirche, unterschieden werden, jedoch den Namen des alten Dorfes mitführen. Neben dem tschuwaschischen Namen führt daher solch ein Kirchdorf noch den Beinamen Usspensskoje, Pokrowsskoje u. s. w.

Derartige Kirchdörfer sind die besten Förderer der Russifizierung, welche noch raschere Fortschritte machen könnte, wenn dem Missionswesen mehr Sorgfalt gewidmet würde. Der grossen Masse des Volkes, namentlich den Frauen, fällt zwar die Aussprache des Russischen schwer, doch haben sich viele schon solche Kenntnisse mit Hilfe der russischen Sprache erworben, dass sie in Tschuwaschendörfern als Geistliche, als Lehrer, Schreiber u. s. w. thätig sind, wie sie sich denn überhaupt sehr anstellig zu jeder Arbeit zeigen, welche geistige Thätigkeit erfordert. Ein Tschuwasche, Michailow, hat sogar Schriften über sein Volk veröffentlicht und ist zum Mitglied der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft ernannt worden.

Auch bei den Tschuwaschen finden wir die Welt zwischen guten und bösen Göttern geteilt. Der höchste gute Gott ist Tora, der Gott des Lichts, der im Himmel wohnt, einst vielleicht der Himmel selbst, möglicherweise auch nicht völlig fremd der Gottheit Kiamat Torja, welche die Tscheremissen verehren. Ihm steht das böse Wesen, Schaitan, der Gott der Finsternis gegenüber. Ssbojew teilt die guten Götter in himmlische und irdische. Zu den ersteren zählen: Sjudi Tora, der höchste Gott, aus dessen verschiedenen Eigenschaften wieder selbstständige Gottheiten entstanden sind: Sjud Tunki Tora, der Schöpfer der Welt und der

Wärme, Tschon Ssioradan Tora, der Schöpfer der Seelen, Assla addij Tora, der Donnergott; ferner Kebe, der Schicksalsgott, der alles anordnet, was im Himmel und auf Erden geschieht, und der namentlich das Schicksal der Menschen bestimmt, mit seinen beiden Gehilfen Pjuljuchi und Pigambar, deren ersterer den Menschen die guten und die schlechten Lose zuteilt, während sie von dem letztern, dem auch die Wahrsager ihre Sehergabe verdanken, ihre geistigen Fähigkeiten erhalten; Ira Tora, der Beschützer des ehelichen Lebens; Pereget Tora (pereget, arab. bereket = Überfluss), ein ungemein freigebiger Gott, mit Frau und Kindern, welche gleichfalls die Ehegatten zu beglücken suchen und sie mit reichen Gaben überschütten, wozu niemand besser befähigt ist als Pereget Tora, der Hüter aller in der Erde verborgenen Schätze; Chwel Tora, der Sonnengott, mit Frau und Kindern; Oich Tora (tschw. oich, tatar. oi, der Mond) mit Frau und Kindern; Perterli, der Beschützer der gewerblichen Thätigkeit; der durch die Lüfte fliegende Ssjulan (tatar. ilan, dshilan, Drache), der die Frauen befruchtet; Ssir Assche (tschuw. sir, tatar. dshir, die Erde), der Schöpfer der Erde, mit Frau und Kindern; Ssil Tora (tschuw. ssil, tatar. il, der Wind), der Windgott mit Frau und Kindern; Ssjuren Tora (tschuw. ssjurjas, gehen, wandern), ein durch die Lüfte herumstreifender Gott, der den von unerwartetem und unverdientem Unglück Befallenen beisteht; Cherle Ssir Tora, der Befruchter der Erde; Churban Tora (arab. kurban, Opfer), der Vermittler zwischen den Tschuwaschen und den höheren Göttern, der diesen die Bitten jener überbringt, weshalb man bei Opfern sich zuerst an ihn wendet; Alik-osjan Tora, der Hüter des Himmelsthores. Irdische Gottheiten sind: Ssirdi Padscha, der irdische Herrscher (nach Ssbojew der unter die Götter versetzte Fürst der Tschuwaschen); Ssiol Tora (tschuw. ssiol, tatar. jol, Weg), der Beschützer der Strassen und Wanderer; Kilran Tora, (kil, Haus), der Hausgott; Kardran Tora (karda, eingezäunter Platz), der Beschützer der Haustiere; Wurman Tora (tschw. wurmen, tatar. urman, Wald), der Beschützer der Wälder; Chirran Tora (tatar. kkyr, Feld, Steppe; davon Kirgise, Steppenmensch), unter dessen Obhut die Felder und Weiden

stehen. Unter diesen von Ssbojew aufgezählten Gottheiten<sup>122)</sup> erscheint Oich Tora als verdächtig und die Einreihung des Mondes unter die Götter nicht recht glaublich, da die Tschuwaschen denselben sich als einen Laib Käse vorstellen, dessen verschiedene Viertel dadurch entstehen, dass die Zauberer ihn von Zeit zu Zeit aufessen, worauf er wieder wächst. Ebenso wenig klar ist noch die göttliche Wesenheit der Sonne, welche als belebtes Wesen mit Flügeln und Füßen gedacht wird, und die Bedeutung des Namens Chwel Tora, welcher mit Sonnengott oder Gott Sonne übersetzt werden kann.

Von der Entstehung des höchsten bösen Gottes erzählen die Tschuwaschen folgendes. Keremet, anfangs ein guter Gott und der Sohn des Ssjuldi Tora, fuhr Segen spendend in einem von Schimmeln gezogenen Wagen auf Erden umher, aber die durch das böse Urwesen Schaitan irreführten Menschen erschlugen ihn und streuten, um alle Spuren ihrer Unthat zu vertilgen, seine Asche in die Luft. Der dadurch des himmlischen Wohnsitzes beraubte Keremet rächte sich an den Menschen, er wurde aus einem guten ein erzürnter Gott, der den Menschen alles nur mögliche Leid zuzufügen sucht. Wo seine Asche zu Boden sank, dort wuchsen Bäume empor, und zugleich mit ihnen entstand eine Menge böser Geister, Keremets, deren Zahl sich rasch vermehrte, da sie mit einander Kinder zeugten. Bald hatte jedes Dorf seinen Keremet, und wenn ein neues gegründet wurde, liess sich gewiss alsbald auch ein Keremet dort nieder. Daher kommt es, dass die Tschuwaschen dem Keremet, dem sie sich nicht entziehen können, und der ihnen überallhin folgt, so viele Opfer bringen.

Die hervorragendsten unter den Keremets sind: Assli Keremet (tschuw. assla, gross), an den man sich wandte, wenn das ganze Volk oder einen Bezirk irgend ein Unglück traf (Missernte, Seuchen), und ihm dann im Namen mehrerer Gemeinden einige Pferde, 3 bis 4 weisse Kühe oder etwa ein Dutzend weisser Schafe zum Opfer brachte; Kjumjul Keremet (tatar. kjumus, Silber), dem man Silbermünzen opferte, um ihn irgend einem gewinnbringenden Unternehmen, das man vorhatte, günstig zu stimmen; Pilik-tjube

Keremet (schuw. pilik, fünf, tjube, Hügel), der über fünf Hügeln Thronende, ein sehr gefürchteter Gott (die Zahl fünf war wahrscheinlich eine heilige Zahl), dem man einen weissen Hammel opfert; Tschirischlawar Keremet (tschirisch, Tanne), der im Tannenwald haust und einen weissen Hammel und eine Gans als Opfer erhält; Cherle-ssir Keremet, der Gegner des Cherle-ssir Tora, der die Fruchtbarkeit der Erde zu vermindern sucht, weshalb man ihm alle fünf Jahre ein Füllen opfert; Ijwasch Keremet, ein streng genommen weder gutes, noch böses Wesen, welches den Menschen zwar Schaden, aber nie grossen Schaden zufügt und selbst diesen sofort vergütet, wenn ihm ein Opfer dargebracht wird, und Chajar Keremet, der schlimmste von allen, dessen Zorn man nur durch das Opfer eines schwarzen Stieres oder eines schwarzen Rosses ablenken kann, und der jederzeit, auch ohne Opfer, seinen Beistand leiht, wenn ein Tschuwasche seinem Nächsten schaden will, dessen Erscheinung aber eine so schaudererregende ist, dass nur selten jemand Mut hat, ihn zu beschwören. Ssbojew, der durch Zufall einst Zeuge einer Beschwörung war, schildert ausführlich<sup>123)</sup> den widerlichen Anblick, den der Keremet anrufende Tschuwasche bot, der sich nackt, mit blutunterlaufenen Augen und schäumendem Mund auf dem Boden herumwälzte und unter wildem Geheul sich die Haare rautte, dann plötzlich aufsprang, einige Worte murmelte, sich nach Osten verneigte, eilig Schuhe und Hemd anzog und dann mit den übrigen Kleidungsstücken unter dem Arm zum Walde hinausstürzte.

Gleich den Tscheremissen bringen die Tschuwachen auch den Seelen der Verstorbenen, weil sie dieselben fürchten, auf ihren Gräbern Opfer dar und flehen sie an, ihnen nicht zu schaden. Am siebenten Donnerstag nach Ostern wimmelt es auf den Begräbnisplätzen von Volk. Der Boden rings um das Grab wird mit Kafftanen und Tüchern belegt, die mitgebrachten Speisen und Getränke darauf ausgebreitet, und nachdem man unter Geheul und Wehklagen die guten Eigenschaften des Verstorbenen gepriesen, wird am Grabpfahl ein Tuch befestigt, zum Zeichen, das nun die eigentliche Feier beginnt. Man gräbt eine kleine Grube zu

Häupten des Grabes, und nachdem man die Trinkgeschirre mit Bier gefüllt, betet man: „Tawu ssana! (Sei gegrüsst!) Bitte für unsere Gesundheit, bewahre uns vor Drangsal, lebe gut in jener Welt, in Reichtum und Fröhlichkeit, und nimm uns zu Dir im hohen Alter!“ Jeder der Opfernden giesst ein wenig Bier aus seinem Gefäss in die Grube und wirft ein Stück von allen Speisen hinein, die ihm gereicht werden. Dann beginnt das Wehklagen und das Preisen des Verstorbenen von Neuem und währt so lange, bis aller mitgebrachte Mundvorrat verzehrt ist.

Wie leicht bei den Tschuwaschen allerlei Aberglaube entsteht, und wie schwer es ist, gegen denselben anzukämpfen, zeigt folgender Vorfall: Im Hofe des ausgedienten Soldaten Iwan im Dorfe Masslowo stand seit undenklichen Zeiten ein alter Speicher und in demselben auf in die Wand eingetriebenen Holzpflocken in einem Verschlag ein viereckiges Brett, welches den Geist Melim Chusa darstellte.<sup>124)</sup> Melim Chusa hatte einst seinen Wohnsitz im Tscheremissenland, hinter der Wolga, auf einem Berge, aus welchem Honig fliesst, und kam von dort wiederholt in Gestalt eines Tataren in einer mit Rappen bespannten Troika in das Dorf Masslowo, bis er sich später samt dem Speicher dort niederliess. Mit Erlaubnis Iwans durften die Tschuwaschen den Speicher betreten, Melim Chusa anbeten und ihm Opfer darbringen. In den Garten hinter dem Speicher brachten die Gläubigen Gänse, Enten und Hühner in Menge, und niemand ausser Iwan durfte sie wegnehmen. Nachdem der Geist Iwan durch sechs Jahre ein gutes Einkommen verschafft hatte, veranstaltete dieser ein grosses Fest, bei welchem das Geisterbrett zur Schau gestellt wurde, und das, in den Jahren 1861 und 1868 wiederholt, ihm jedesmal 60 bis 70 Rubel an Opfergaben eingebracht haben soll. Als Iwan 1870 starb, beschloss der Dorflehrer Iwan Jegorow, ein russifizierter Tschuwasche, gegen den Aberglauben vorzugehen. Es war eine Folge seiner Vorstellungen, dass die Tafel mit Beschlag belegt und der Polizei in Tschebokssary zugesandt, der Speicher aber in einer Schlucht verbrannt wurde. Der Aberglaube war damit nicht aus der Welt geschafft, sondern nur ein neuer hervorgerufen. Die



Schlucht wurde fortan von den Tschuwaschen die Schlucht Melim Chusas genannt und als sein jetziger Wohnsitz angesehen (die Keremets wohnen ja mit Vorliebe in Schluchten), und als genau nach einem Jahre in dieser Schlucht Ignaz, ein Verwandter des verstorbenen Iwan, in der Trunkenheit vom Pferde stürzte und sich tot fiel, hiess es allgemein, Melim Chusa habe ihn als Gehilfen zu sich genommen.

Abbildungen ihrer Götter waren bei den Tschuwaschen ebenso wenig vorhanden wie Tempel, ausgenommen das grosse Holzgebäude, in welchem Keremet Opfer dargebracht wurden und das man, wenn es morsch geworden, niederbrannte und neu aufbaute, da Ausbesserungen nicht gestattet waren. Opfer, durch welche man von einer Gottheit etwas Bestimmtes zu erreichen sucht, werden übrigens nur den bösen Göttern dargebracht, um sie zu versöhnen, keineswegs aber auch den guten, bei denen es solcher Mittel nicht bedarf, um sie den Menschen freundlich zu stimmen. Nur an den allgemeinen Festtagen gedenkt man auch der guten Götter. Am Charfreitag betet man zu dem höchsten guten Gott und opfert demselben. Dann vollzieht sich ein eigentümlicher Gebrauch. Männer und Frauen, Alt und Jung bewaffnet sich mit Stöcken und klopft mit denselben in der Stube an den Wänden herum, sich allmählich der Thür nähernd. Man vertreibt Schaitan aus der Stube. Um ihn aber auch aus dem Hause und dem Dorfe hinauszubringen, wiederholt man denselben Vorgang im Hofe und in den Hofgebäuden und zieht dann, mit den Stöcken in der Luft fuchtelnd oder die Gegenstände, an denen man vorbeikommt, schlagend zum Bache, in welchen die Stöcke geworfen werden, ihnen nach Eier und Brot. Darauf kehren alle in das Haus zurück, überzeugt, dass sie Schaitan ausgetrieben haben.

Die übrigen Feste sind hauptsächlich Zechgelage, bei denen Unmassen von Bier und Branntwein vertilgt werden und die stets mit allgemeiner Trunkenheit enden. Dazu werden zum Klange selbstverfertiger Instrumente Lieder gesungen und allerlei Spiele aufgeführt. Lieder und Spiele helfen auch die Zeit vertreiben, wenn an den langen Winterabenden die Burschen und Mädchen gleich

der russischen Bauernjugend in irgend einem Hause zusammenkommen, die Mädchen, um zu spinnen, die Burschen, um Bastschuhe zu flechten oder eine sonstige Arbeit zu verrichten oder vielleicht nur die Pfeife zu rauchen. Es wird abwechselnd gesungen und gespielt bis in die späte Nacht. Am häufigsten spielt man Blinky, und der mit dem Plumpsack Bewaffnete teilt mit verbundenen Augen so lange nach rechts und links hin Hiebe aus, bis er einen der Mitspielenden trifft, worauf dieser seine Stelle einnehmen muss. Sehr beliebt ist folgendes Spiel: man nimmt ein Bündel Bast, alle Anwesenden ergreifen einen der herabhängenden Fäden, und jene Paare, welche die Enden desselben Bastfadens, erwischt haben, müssen einander küssen. Die Burschen erproben ihre Kraft in einem Wettkampf, der an das „Fingerln“ unserer Alpenbauern erinnert. Zwei Burschen fassen einen Stock oder Stab an den beiden Enden, beugen den Oberkörper zurück, stemmen sich mit den Fersen gegen den Fussboden, und suchen dann einer den andern zu sich heranzuziehen. Alle diese Belustigungen treten aber in den Hintergrund zurück, wenn sich in der Gesellschaft ein guter Erzähler befindet, welcher alte Sagen und Märchen gut vorzutragen versteht. Dann rückt alles enger zusammen und lauscht gespannt seinen Worten.

Während die Erzählungen der Tschuwaschen ungemein farbenreich und phantastisch sein und vielfach Merkmale arabischer Einflüsse erkennen lassen sollen, zeichnen sich die mit der Balalaika, Geige, Harmonika oder der alten heimatlichen Dudelsackpfeife riesigen Umfangs begleiteten Lieder durch schlichte Einfachheit aus. Eines der gebräuchlichsten hat folgenden Inhalt: „Halt an, Zeisig! Wohin fliegst Du? — Ich fliege ein Hanfkörnchen aufzuspicken. — Und wenn Dich der Hauswirt erblickt? — Auf den Wipfel der Tanne werde ich eiligst fliegen. — Und nachdem Du dorthin fortgeflogen, womit wirst Du Dich ernähren? — Tannzapfen werde ich dort essen. — Und wenn sie Dir in der Kehle stecken bleiben? — Ich werde sie von dort herausziehen. — Aber wenn Blut fließen wird? — Zum Flusse werde ich gehen und mich auswaschen. — Aber wenn Du dort erfrierst? — Ich werde Feuer

anmachen und mich wärmen. — Und wenn Dir die Glut den Fuss verbrennt? — Zum Schmied werde ich gehen und ihn anschweissen. — Aber wenn Du den Schmied nicht zu Hause triffst? — Dann werde ich auf einem Bein herumspringen.“ Hier ist unter dem Zeisig ein Bursch zu verstehen, der einem Mädchen nachgeht, nach Entdeckung seines Geheimnisses sich im Walde verbirgt und dort von Tannzapfen lebt. Das Herausziehen der Tannzapfen aus der Kehle und das Waschen im Bach bedeutet nach Rittch die Rettung durch Gott, das Erfrieren das von Gott Verstossensein, das Anschweissen des Fusses die Aufnahme unter die Arbeiter, die Abwesenheit des Schmiedes Ablehnung des Dienstes, das Springen auf einem Fusse Armut, Almosen.

Die Tschuwaschen besitzen noch viele alte Lieder, aber sie dichten auch sehr oft und gewandt aus dem Stegreif. Die Braut, die am Hochzeitstage von ihren Bekannten Abschied nimmt, singt dabei Lieder, die sie selbst gedichtet. Überall hört man im Tschuwaschenlande Gesang. Wenn ein Tschuwasche durch den Wald geht, schreibt Frau Fux,<sup>125)</sup> da singt er ohne alle Vorbereitung ein Lied zum Lobe des Waldes; im Boot auf dem Flusse preist er im Lied den Fluss, und während der Fahrt auf der Landstrasse besingt er diese und alle Begebenheiten, die sich einst auf ihr ereignet haben.

Auch bei den Tschuwaschen ist der Brautkauf üblich. Da trotzdem die Eltern sich nur schwer von dem Mädchen trennen, in dem sie eine Arbeitskraft verlieren, bleibt dem Burschen oft nichts anderes übrig als es rauben, doch thut er dies nie ohne Mitwissen seiner Eltern oder Verwandten und nur mit Zustimmung des Mädchens. Nach glücklich ausgeführter Entführung nimmt die Angelegenheit denselben Verlauf wie bei den Tscheremissen. Feierlicher ist dagegen der Vorgang, wenn regelrechte Verhandlungen über den Kalym vorangegangen sind und der Bursch die Zustimmung der Eltern des Mädchens erlangt hat. Am Morgen des zur Hochzeit bestimmten Tages versammeln sich beim Bräutigam seine Verwandten und Freunde, er tritt in festlichem Anzug aus dem Hause, besteigt ein Pferd und überwacht dann die Verladung

der Lebensmittel, welche zur Bewirtung der Gäste bestimmt sind und alle auf einer besondern Telega untergebracht werden: ein Eimer Bier, ein halber Eimer Branntwein und ein Ledersack, mit allerlei tschuwaschischen Leckerbissen gefüllt. Hierauf besteigt die ganze Gesellschaft die Kibitken und fährt, in denselben stehend, unter betäubendem Jauchzen und Glockengeklingel dem voranreitenden Bräutigam nach. Im Hause des Brautvaters rüstet man sich bereits zu ihrem Empfang. Der Brautvater trägt mit seinen Verwandten einen Tisch und Bänke in den Hof und stellt Speisen und Getränke darauf. Wenn der Zug des Bräutigams ankommt, bittet zunächst der Chijmatlych, der Bräutigamsführer, den Brautvater um die Erlaubnis zur Einfahrt in den Hof, die nach einigen Verhandlungen erteilt wird. Der Bräutigam und sein Gefolge fahren nun dreimal um den im Hofe stehenden Tisch herum, sich dabei stets gegen die bei der Hausthür stehenden Gäste der Braut verneigend, und bei der letzten Umfahrt schlägt der Bräutigam dreimal mit der Peitsche auf den für ihn bestimmten Platz, wodurch er Schaitan von demselben vertreibt. Darauf setzen sich alle an den Tisch und die Bewirtung beginnt. Indessen hat die Braut einen Gang durch das Dorf gemacht, unter Absingen von Abschiedsliedern sich von ihren Bekannten verabschiedet, dann wehklagend von den in der Stube versammelten Gästen Abschied genommen und jedem einen Trunk kredenzt, wobei sie sich auf die Kniee niederliess und so lange in dieser Stellung verharrte bis der Gast in die ihm hingehaltene Korga (Schöpfkelle) ein beliebiges Geldgeschenk gelegt hatte. Während sie dann ihr Gesicht mit einem Schleier verhüllt und sich hinter einen Vorhang zu ihren Freundinnen zurückzieht, tritt der Chijmatlych ein und bittet für den Bräutigam um die Erlaubnis, mit seinem Gefolge in die Stube kommen zu dürfen. Die Erlaubnis wird erteilt, worauf die Begleiter des Bräutigams die von ihnen mitgebrachten Speisen und Getränke hereintragen und auf einen Tisch legen, und nachdem sie auch um diesen, der Bräutigam bedeckten, die anderen unbedeckten Hauptes, jedesmal gegen die Eltern der Braut sich verneigend, dreimal herumgezogen, beginnt die Bewirtung. Sobald

die Fässer geleert sind, besteigen der Bräutigam und alle Anwesenden die draussen bereit stehenden Wagen und Pferde, die Brautwerberinnen führen die festlich geschmückte Braut heraus, der Chijmatlych hebt sie auf ein Pferd, und der Zug setzt sich in Bewegung. Vor dem Hausthor oder, wenn Braut und Bräutigam nicht aus demselben Dorfe sind, am Ende des Dorfes hält der Bräutigam das Pferd der Braut an, hebt ihren Schleier, sieht ihr scharf in die Augen und versetzt ihr dann drei Peitschenhiebe. Dies soll andeuten, dass er stets an ihren Augen hangen d. i. sie lieben, aber auch als strenger Herr und Gebieter sie beaufsichtigen wird, und dass sie deshalb fleissig sein soll.

Bei den getauften Tschuwaschen bewegt sich nun der Zug in die Kirche, wo der Pope das Brautpaar verbindet, worauf die Brautwerberinnen die Zöpfe der Braut aufflechten und ihr Haupt an Stelle des jungfräulichen Kopfputzes, der Tocha, mit der Choschka, dem Frauenkopfputz bedecken. Beim Hause des Bräutigams angekommen, führen der Chijmatlych und die Brautwerberinnen das junge Paar in die Stube. Dort begrüsst sie der Jomsa, eine Persönlichkeit, die auf keiner Tschuwaschenhochzeit fehlen kann. Der Jomsa ist noch ein Überbleibsel aus der ältesten Heidenzeit, ein zauberkundiger Mann, vor dem die Tschuwaschen noch jetzt grosse Scheu und Achtung hegen. Er empfängt das Brautpaar mit einer Anrede und einem Willkommentrunk, worauf es sich dem Ofen nähert. Die Braut verneigt sich tief vor demselben und begrüsst in ihm den Ort ihrer künftigen häuslichen Thätigkeit, worauf ihr unter allerlei Feierlichkeiten der Schleier abgenommen wird. Der nächste Verwandte des Bräutigams ergreift einen zweigereichen Ast und bewegt sich mit demselben unter den Klängen der Musik, dem Jauchzen und Händeklatschen der Gäste in tanzendem Schritt von der Thür bis zu den ersten Bänken, jedesmal, wenn er bei der Braut anlangt, ihren Schleier mit dem Ast berührend. Beim drittenmal hebt er den Schleier mit einem Zweig empor, zieht ihn herab und trägt ihn aus der Stube, die übrigen Gäste aber führen das Brautpaar zum Tische, lassen es seinen Ehrensitz einnehmen und bedecken seine Häupter mit Filz. Eine Schüssel mit heisser

Suppe wird auf den Tisch gesetzt, jeder Gast nimmt einen Löffel voll, kostet davon und giesst den Rest über den Filz auf den Häuptern des Brautpaares. Dann nimmt die Braut das Schulterjoch und den Wassereimer und folgt der voranschreitenden Schwester des Bräutigams (in Ermanglung einer solchen der nächsten Verwandten) zum Bach, vor dem sie sich verneigt, den Eimer füllt und auf die Erde setzt. Zweimal stösst ihre Schwägerin (oder die Verwandte des Bräutigams) den gefüllten Eimer um, worauf die Braut ihn zum drittenmal füllt und ihr ein Geschenk reicht, Geld oder irgend einen für Mädchen wertvollen Gegenstand, was die Schwägerin sofort so umwandelt, dass sie nicht mehr zugeht, dass die Braut den Eimer trage, und ihn selbst ins Haus zurückträgt. Nach ihrer Zurückkunft wird das Brautpaar in das Schlafgemach zum Brautbett geleitet und dort allein gelassen, während die Gäste sich zu Tische setzen, essen, trinken und singen. Nach einiger Zeit begeben sich die Bräutigamsführer und die Brautwerberinnen in das Schlafgemach, und der zweite Bräutigamsführer bringt von dort feierlich die *signa innocentiae* der Braut heraus, die er mit Befriedigung den beiderseitigen Verwandten zeigt. Bald darauf kommt auch die Braut, begleitet von den Brautwerberinnen, wieder in die Stube, die linke Hand mit Leinwand umhüllt, in der rechten Geschenke für die Verwandten des Bräutigams, mit Perlen und bunter Wolle ausgenähte Hemden und Ssarpan, tragend. Sie schreitet auf den Ofen zu, sich zum Zeichen, dass sie nunmehr eine Angehörige des Hauses sei, nicht mehr vor demselben verneigend, und eine der Brautwerberinnen reicht ihr eine Kanne Bier, aus welcher sie zunächst dem Schwiegervater und dann den anderen Gästen einen Trunk bietet, deren jeder, nachdem er das Gefäss geleert, einige Silber- und Kupfermünzen hineinlegt. Gleichzeitig verteilt sie unter die Verwandten ihres Mannes die für sie bestimmten Geschenke. Damit schliesst die eigentliche Hochzeitsfeier, doch in den nächsten Tagen folgt ihr noch manches Nachfest, sowohl im Hause der jungen Eheleute als bei deren Verwandten.<sup>126)</sup> Nach einer Woche, dann nach drei Wochen und nach einem halben Jahr besuchen die Neuvermählten

die Eltern und Verwandten der Braut, stets mit zahlreichem Gefolge, und jedesmal findet reichliche Bewirtung mit Bier und Branntwein statt. Nach dem dritten Besuch schenkt der Schwiegervater seiner Tochter ein Pferd oder eine Kuh und kommt dann selbst zu ihr zu Besuch, bei welcher Gelegenheit wieder drei Tage lang gezecht wird.

Von den Tataren hatten die heidnischen Tschuwaschen wahrscheinlich die Vielweiberei angenommen. Erwies sich eine Frau als träge, jagte der Mann sie ohne weiteres aus dem Hause, ohne sich weiter um sie kümmern. Jetzt scheint dies nur noch selten vorzukommen. Früher war es auch Sitte, dass der jüngere Bruder, wenn der ältere starb, die Frau desselben heiratete, doch umgekehrt durfte der ältere Bruder die Frau des vor ihm verstorbenen jüngern nicht heiraten.

Wenn in dem neuen Hausstand ein Kind zur Welt kam, ist sofort der Jomsa zur Hand, der das Kind in einem Troge wäscht, über seinem Haupte zwei Eier zerbricht, einem Hahn den Kopf abreisst und schliesslich Eier und Hahn zur Thür hinauswirft, zum Zeichen, dass Schaitan vertrieben sei. Hierauf spricht er eine Beschwörungsformel über das Wasser, weissagt aus diesem die Zukunft des Kindes und giebt ihm einen Namen. Die bei den heidnischen Tschuwaschen gebräuchlichsten Namen sind nach den Aufzeichnungen der Frau Fux folgende: Ochtior, Iljuk, Otriwan, Ochliwan, Dobris, Dedjucha, Imjuschkka, Jarucha u. s. w. bei Knaben; Ssalidida, Ssarba, Gullejka, Ssandjaba, Schecherka, Sjaschma, Satschabi, Ilgjabi u. s. w. bei Mädchen. Nachdem er dem Kinde einen dieser Namen beigelegt, reicht der Jomsa dasselbe der Grossmutter, von dieser nimmt es eine andere Frau in Empfang, zieht ihm ein Hemdchen an und überbringt es der Mutter.

Dem bei der Geburt des Kindes dargebrachten Opfer zweier Eier und eines Hahns begegnen wir auch bei den Begräbnisfeierlichkeiten. Sobald ein Tschuwasche gestorben ist, zerbricht eine der Verwandten über seinem Kopfe zwei Eier, reisst einem Hahn den Kopf ab und wirft dann alles vor die Thür, als Opfer für die

bösen Geister, welche gebeten werden, den Verstorbenen nicht am ruhigen Eingang ins Jenseits zu hindern. Die Leiche wird gewaschen (im Sommer im Hofe, im Winter in der Stube) und mit dem besten Anzug bekleidet, wobei Mütze und Handschuhe nicht fehlen dürfen. Da auch die Tschuwaschen glauben, dass das Leben im Jenseits jenem auf Erden vollkommen gleiche, legen sie allerlei Gegenstände ins Grab, welche der Verstorbene dort nach ihrer Meinung wird brauchen können, Männern ihre Arbeitsgeräte, ausserdem Tabak, Bier, Branntwein und Geld, von letzterem zuweilen namhafte Beträge, den Frauen Nadeln, Zwirn, Leinwand u. s. w. Den Mund, die Nase und die Ohren der Leiche verstopfen sie mit Seide, damit der Verstorbene beim Verhör im Jenseits sagen könne, er habe nichts gesehen und nichts gehört. Am Begräbnisplatze nehmen die Verwandten Abschied von ihm und bitten ihn, alle früher verstorbenen Verwandten zu grüssen. Nachdem das Grab zugeschüttet ist, wird gegessen und getrunken, und jeder wirft ein Stück von den Speisen auf das Grab oder giesst Bier oder Branntwein auf dasselbe aus. Die Totenfeier endigt gewöhnlich mit allgemeiner Betrunktheit. Über dem Grabe werden Stangen, hölzerne oder steinerne Säulen errichtet, zuweilen auch das Grab mit Steinplatten belegt.

Das Christentum hat auf alle diese Gebräuche keinen Einfluss auszuüben vermocht. Wie neben dem Popen noch die Gestalt des Jomsa erscheint, so hat alles Vertrauen auf die Macht des Christengottes die Furcht vor Schaitan nicht zu bannen vermocht. Trotzdem zeigt uns aber alles, was wir hier kennen gelernt haben, die Tschuwaschen in einem völlig andern Licht als man sie vor noch gar nicht langer Zeit allgemein zu sehen gewohnt war. Galt doch in Russland selbst das Wort Tschuwasche als ein Schimpfwort, mit dem man einen ungeschlachten, rohen Menschen bezeichnete. —

Die Permjakten, Angehörige der Familie der permischen oder nordischen Finen, leben heute in den Gouvernements Wjatka und Perm. Sie selbst nennen sich Kami Utir, d. i. Anwohner der Kama, oder Sudas. Perm bedeutet im finischen einen Höhenzug



oder eine Wasserscheide.<sup>127)</sup> Es soll das sagenumwobene Biarmaland sein, eine Ansicht, die viel bestritten worden ist, aber, wenn Knochen, Waffen und Gräber, wie Jakob Grimm sagt, das lebendigste Zeugnis für die Vergangenheit eines Volkes sind, so fehlt es dieser Annahme nicht an einer Menge überzeugender Beweise. Die in den Gräbern gefundenen arabischen, byzantinischen und indo-baktrischen Münzen, deren älteste der Mitte des 5. Jahrhunderts angehört, die zahlreichen angelsächsischen und deutschen Münzen aus dem 10. und 11. Jahrhundert zeugen von einem lebhaften Handelsverkehr in früher Zeit, in welchem Kaufleute aus Europa und Asien hier gegen die Erzeugnisse ihrer Länder kostbares Pelzwerk und die Edelsteine des Urals eintauschten. Nestor zählt die Perm bereits unter den Völkern auf, welche dem russischen Grossfürsten Abgaben zahlten, aber obwohl bald ein ziemlich starker Einwandererstrom in diese Länder sich ergoss, waren im Jahre 1397, als der hl. Stefan ihnen das Christentum zu verkünden begann, die Eingeborenen doch auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe. Ihre Hauptgötzen waren damals Woipel und die Solotaja Baba (das goldene alte Weib), letztere das aus Stein ausgehauene Bildnis eines alten Weibes mit zwei Kindern. Die Permjakten schlachteten ihm ihre besten Renntiere, bestrichen Augen und Mund des Götzenbildes mit dem Blut derselben, und suchten dann von ihm Aufschluss über die Zukunft zu erhalten. Ausserdem glaubten sie an gute und böse Geister, deren höchster als der Schöpfer des Himmels und der Erde galt, im Himmel seinen Sitz hatte und um das, was auf Erden vorging, sich gar nicht kümmerte. Die Menschen, welche nicht würdig waren, mit ihm zu verkehren, mussten sich mit ihren Bitten an seine Kinder, die Geister und Götzenbilder wenden, welche die Herrschaft über die Erde ausübten. Die Permjakten glaubten auch an ein Leben nach dem Tode, in welchem die guten Menschen Belohnungen, die bösen aber Strafen erwarteten.<sup>128)</sup>

Von der grossen Ausbreitung der Permjakten in früherer Zeit zeugen noch viele Ortsnamen an der obern Kama und ihren Zuflüssen, und die bedeutendsten der letzteren führen finische Namen,

deren Wurzeln in der Sprache der Permjaken zu suchen sind, z. B. Kossa (d. i. der trockene, wasserarme), Lysswa (lys, Nadelwald, wa, Fluss, also ein Fluss, der durch Nadelwald fliesst), Inwa (In, altes Weib, wa, Fluss), Tschalwa (tschol = still! Stilles Wasser), Tuj (Strasse, Weg; in alter Zeit führte ein Weg am Flusse hin), Wischera (wi, Butter, Öl, schor, Bach), Tschussowaja (tschusch, schnell, reissend, wa, Wasser, Fluss) u. s. w.<sup>129)</sup> Jetzt wohnen Permjaken hauptsächlich noch im Kreise Ssolikamsk des Gouvernements Perm im Flussthal der Inwa, doch scheinen sie durchaus nicht im Aussterben begriffen zu sein. Lukanin berichtet, dass sich vom Jahre 1841 bis 1850 die männliche Bevölkerung von 16 963 auf 20 091, die weibliche von 18 809 auf 22 611 Seelen vermehrt habe. Gegenwärtig zählen die Permjaken etwa 59 000 Seelen, wovon etwa 34 000 im Thal der Inwa wohnen. Sie sind alle Christen, aber ihr christlicher Glaube ist ebenso sehr von einer Menge heidnischen Aberglaubens durchsetzt, wie ihre Sprache im Verkehr mit den Russen immer mehr slavische Ausdrücke aufnimmt. Schon im Jahre 1869 schrieb N. Rogow, der Verfasser eines permjakischen Wörterbuchs, dass die Sprache der Permjaken immer mehr vom Russischen verdrängt werde, dass in manchen Dörfern alle Frauen und die Mehrzahl der Jugend nur noch russisch spreche, dass man schon viele Permjaken weder nach der Sprache, noch nach ihrer äussern Erscheinung von Russen unterscheiden könne, und dass nur in den abseits von allem Verkehr gelegenen Niederlassungen russisch nicht verstanden werde, obwohl auch dort schon der russische Einfluss sich bemerkbar zu machen beginne.<sup>130)</sup>

Die Kleidung der Männer und Frauen stimmt ziemlich mit jener der sie umgebenden russischen Bevölkerung überein, weist aber doch auch manche Abweichungen auf. Die Männer tragen meist ein bis zu den Knien reichendes Hemd von weisser oder bläulicher, selten blauer Leinwand mit kurzen weiten Ärmeln (Jernöss genannt) und nur bis zu den Knien reichende Beinkleider (Weschjan) aus derber Hanfleinwand, die beide mit Ausnahme der Sonntage in der Regel sich durch eine sehr schmutzig graue Färbung auszeichnen. Das Hemd wird durch den Schelnik,

einen im Hause gewobenen Gürtel von weisser, blauer oder brauner Farbe zusammengehalten, von welchem ein Ledertäschchen herabhängt, in dem sich Feuerstahl, Stein und Zündschwamm befinden. Die Beine werden mit Leinwandlappen (Nemöt) umhüllt, im Frühjahr und Herbst, zur Zeit der schweren Feldarbeiten, mit doppelten Lappen. Auch diese sind meist sehr unsauber, da der Permjake sie, ohne sie zu reinigen, so lange trägt, bis sie in Fetzen vom Leibe fallen. Über den Lappen trägt der Permjake noch die Págalenki, einem an beiden Seiten offenen engen Sack ähnlich, welche am Knie unterhalb der Unterbeinkleider festgebunden werden, während man ihr unteres Ende unter die Lappen steckt. Im Winter werden aus schwarzem oder blauem Tuch gefertigte Strümpfe (Tscheröss) getragen, und bei grosser Kälte umwindet man ausserdem das Bein bis zum Knie mit langen Tuchstreifen. Die Fussbekleidung bilden sowohl im Sommer als im Winter Bastschuhe (Ninköm). Wohlhabende Permjakten tragen an Sonntagen oder bei feierlichen Gelegenheiten auf dem Markt gekaufte weite Stiefel, die mit Nägeln oder eisernen Platten (Hufeisen genannt) beschlagen sind. Die Kopfbedeckung ist das Hauptmerkmal, durch welches ein Permjake von einem Russen unterschieden werden kann. Sie besteht aus einer weissen Lammfellmütze von halbkugelförmiger Gestalt, die bisweilen mit schwarzem Fell eingefasst ist — wohl das letzte Überbleibsel der alten Volkstracht der Permjakten. Im Winter tragen sie eine gewöhnliche russische Mütze, und bei den von russischen Einflüssen noch unberührten Permjakten trifft man im Winter den Malachai, eine Mütze mit grossen Ohrlappen von Pelzwerk, welche bei grosser Kälte über die Ohren herabgelassen, sonst aber emporgeschlagen getragen werden. Als Obergewand dient im Sommer der Schabur, ein bis unter die Kniee reichender blauer Kittel, der zuweilen am Kragen und auf den Ärmeln mit weissen Fäden ausgenäht ist, und an Feiertagen und bei Festlichkeiten, im Sommer und im Winter, bei den russifizierten Permjakten der Beschmet, ein Kittel aus billigem schwarzem oder blauem Tuch, der durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Im Winter trägt man einen Halbpelz

aus Schaffell, welcher drei bis vier Finger breit unter die Kniee reicht, seltener die Schuba aus Schaffell. Nie sieht man einen Permjaken ausserhalb des Hauses ohne Gürtel, sogar wenn er blos ein Hemd trägt. Manche — jedoch die russifizierten nicht mehr — tragen an dem Gürtel eine von ihnen selbst roh geschnitzte Scheide, in welcher ein kleines Messer steckt.<sup>131)</sup>

Die Frauen tragen ein am Halse durch eine Schnur geschlossenes weisses Leinwandhemd mit sehr langen und breiten Ärmeln, darüber den blauen, vorn und hinten mit Stickerei in Wolle verzierten Ssarafan, Strümpfe aus weisser Wolle und Lederschuhe mit roter Einfassung, als Kopfbedeckung den russischen Kokoschnik, welcher vorn mit Perlen und anderem Zierat, hinten mit rotem Tuch aufgeputzt ist. Als Schmuck tragen sie altertümliche silberne Ohrringe. Zur Winterkleidung gehören noch ein Halbpelz, darüber ein Nankingittel, der je nach den Vermögensverhältnissen einen Kragen von Eichhörnchen- oder Fuchsfell erhält, und wollene weisse Handschuhe, in welche mit roten Fäden allerlei Verzierungen eingenäht sind. Auch die Frauen achten sehr wenig auf Sauberkeit in der Kleidung.

Die meisten Häuser der Permjaken sind noch ohne Rauchfang; erst in neuerer Zeit hat man begonnen, in den Stuben Rauchfänge anzubringen. Das Aussehen der Stuben ist nicht sehr einladend. Längs der Wände sind Bänke angebracht, in der vordern Ecke stehen die Heiligenbilder und sehr oft ein kupfernes Kruzifix, vor denselben der Tisch, der nur an Festtagen mit einem Tischtuch bedeckt wird. Neben dem Ofen befindet sich das Waschbecken mit einem schmutzigen Handtuch, und dort steht auch die Handmühle, auf welcher die Hausfrau täglich das zum Brotbacken nötige Getreide mahlt. Der Boden der Stube ist schwarz von Kot und Schmutz, denn er wird nie gescheuert, da die Permjakinnen einen angeborenen Abscheu gegen solche Arbeit haben. Trotz all dieser Unsauberkeit lieben die Permjaken die Dampfbäder sehr, und im Hofraum der meisten Häuser findet man neben der Scheune und dem Stall ein Badehäuschen. Zuweilen besitzen zwei oder drei Bauern eins gemeinsam. Der Permjake badet zwei

bis dreimal wöchentlich und begiebt sich bei der strengsten Winterkälte mit nackten Füßen und im blossen Hemde ins Bad, aber nachdem er seinen Körper gereinigt, zieht er stets wieder sein von Schmutz starrendes Hemd an.<sup>132)</sup>

Die Kost des ärmern Volkes bildet hauptsächlich Brot aus Gerstenmehl, welches mit Hafermehl vermischt ist, und ungesäuerte Kuhmilch. Je nach der Wohlhabenheit trifft man bei ihnen alle Speisen, welche die russische Bauernküche kennt, die Schtschi (Kohlsuppe), die Kascha aus Milch und Graupen, die Uchá (Fischsuppe), die Fischpirogen (Pasteten) u. s. w. Das Lieblingsgetränk des Permjakens ist das ihm den russischen Kwafs ersetzende Bier, welches er aus einem Teil gedörrten Malz und sechs Teilen Hafer selbst braut, und er fühlt sich unglücklich, wenn er kein Bier besitzt. Es giebt dünnes, das stets kalt getrunken wird, und starkes Bier, das man kalt oder warm trinkt und das sehr nahrhaft ist. Ausserdem giebt es ein dem russischen Meth ähnliches Getränk, und bei Festlichkeiten und an Feiertagen trinkt man Kornbranntwein, den die Permjakens früher ebenfalls selbst bereiteten, jetzt aber im Kabák kaufen.

Als Christen feiern die Permjakens selbstverständlich die christlichen Feiertage, und viele russische Volksfeste und mit denselben zusammenhängende Gebräuche haben bei ihnen Eingang gefunden, aber daneben wuchert der heidnische Aberglaube noch üppig fort. Trotzdem das Christentum schon seit Jahrhunderten unter ihnen Fuss gefasst hat, können sie sich immer noch nicht von dem heidnischen Wesen völlig losreissen, und neben dem Glauben an den Christengott hat sich die Scheu vor bösen Mächten ungeschwächt erhalten. Ein erkrankter Permjakens wendet sich höchst selten an einen Arzt, er sucht lieber eine „kluge Frau“ oder irgend einen Hexenmeister auf und erwartet von ihm Heilung. Wenn die Kenntnisse dieser Leute nicht genügen, die Krankheit zu bannen, nimmt man seine Zuflucht zum Tschor-Eschwan. Man bindet ein Stück Hopfen, ein Endchen einer Wachskerze und einige Kopeken Kupfergeld in ein reines Tuch, und der Kranke — wenn dieser dazu nicht imstande ist, irgend ein anderer — be-

giebt sich zu dem Hexenmeister und bittet ihn, nachdem er ihm sein Leiden erklärt, ein Tschor-Eschwan zu veranstalten. Der Hexenmeister bindet das von dem Kranken mitgebrachte Tuch auf und nimmt alles heraus, was er darin findet. Die Kerze zündet er an und stellt sie vor den Heiligenbildern auf. Den Hopfen zerreibt er zu Pulver, legt sein Kreuz ab und ein Beil auf die Schnur, an welcher es getragen wird, holt aus dem Ofen einige Kohlen und streut den zerriebenen Hopfen auf sie, während er wie verrückt geheimnisvolle Worte murmelt. Dann hängt er das Beil an der Schnur des Kreuzes auf und beginnt die Namen aller Heiligen herzusagen, welche in der Umgegend Kirchen oder Kapellen besitzen. Bei welchem Namen das Beil das Gleichgewicht verliert, an dessen Träger muss sich der Kranke mit einem Gebet um Genesung wenden oder muss ihm eine Kerze von seiner ganzen oder halben Körpergrösse, oder von der Länge seiner Hand oder seines Beines, wenn in diesen der Sitz der Krankheit ist, widmen. Man sieht solche, durch ihre eigentümliche Gestalt erkennbare Tschor-Eschwan-Kerzen in allen Kirchen der Permjaken-Dörfer, denn der Gebrauch, einen Tschor-Eschwan anzustellen, hat sich überall bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die vielen guten und bösen Geister, an deren Vorhandensein der Permjake noch glaubt, machen sich auf Schritt und Tritt in seinem Leben bemerkbar. In dem Verschlag, der sich im Fussboden neben dem Ofen befindet, haust der Hausgeist, der Ssussedko, dessen Wohlwollen sich der Hauswirt sorgsam zu bewahren sucht. Wenn er in ein neues Haus übersiedeln will, nimmt er um Mitternacht das Heiligenbild, öffnet den Verschlag und spricht: „Lieber Ssussedko, guter Freund, wir wollen in das neue Haus gehen. Wie wir uns hier gut und wohl befanden, so werden wir auch im neuen Hause leben. Liebe Du meine Familie und mein Vieh!“ Dann begiebt er sich zu dem neuen Hause und lässt dort einen Hahn und eine Henne in die Stube, betritt diese aber selbst nicht früher als bis der Hahn gekräht hat. Dann stellt er das Heiligenbild beim Fenster auf, öffnet den Verschlag und spricht: „Komm herein, lieber Ssussedko, guter Freund!“ worauf er den Verschlag

wieder schliesst. Ein gefährlicherer Hausbewohner als Ssussedko ist der Wassermann, der sich in den Mühlen aufhält, eine hässliche, meist schwarze und zottige Gestalt, welche zusammengekauert auf dem Mühlrad sitzt und es unablässig in Bewegung setzt. Die Müller sind vollständig von ihm abhängig und haben daher gewöhnlich mit ihm einen Bund geschlossen, durch den sie nach ihrem Tode in seine Gewalt kommen. Daher stammt das unerklärliche, schreckliche Geräusch, das man in einer Mühle hört, wenn der Müller im Sterben liegt: der Wassergeist freut sich, dass der Müller nun bald in seiner Gewalt sein wird. Ausserdem giebt es im Wasser noch verschiedene Geister, männliche und weibliche, welche letzteren man bisweilen ans Ufer herauskommen und ihr langes Haar kämmen sieht. Im Walde haust der Waldgeist, der alle möglichen Gestalten annehmen kann, sich bald so hoch emporreckt, dass er über die Baumgipfel emporragt, bald so zusammenschrumpft, dass man ihn im Grase kaum bemerkt, den man aber stets daran erkennen kann, dass er weder Augenbrauen noch Wimpern besitzt. Um ihn abzuhalten, ihnen zu schaden, legen die Permjaken ein Päckchen russischen Blättertabak, den er sehr liebt, als Opfergabe im Walde auf einen Baumstumpf. Er hat es hauptsächlich auf die Wanderer abgesehen, die durch den Wald kommen. Den müden Wanderer lockt er vom Wege ab, fesselt Schlitten und Wagen an den Boden, dass sie nicht weiter können, und während der Fuhrmann zitternd vor Angst sich abmüht, den Wagen von der Stelle zu bringen, steht er höhnisch kichernd daneben und freut sich seiner vergeblichen Anstrengungen.

Gehilfen der Geister, zugleich aber auch Vermittler zwischen ihnen und den Menschen sind die Hexenmeister, die durch einen blossen Blick den Menschen alles erdenkliche Übel und Unheil zuwenden können, aber auch allein imstande sind, dasselbe abzuwenden oder zu beheben. Auch der Glaube an den bösen Blick ist sehr verbreitet. Man fürchtet besonders den Einfluss desselben auf das Vieh. Um dieses zu schützen, hängt der Hauswirt an der Rückwand des Hofes, gerade gegenüber der vom Vorhause in den Hof führenden Thür ein Paar alte Schuhe so auf, dass jeder

in den Hof Eintretende sie sofort erblicken muss: Kommt nun ein mit dem bösen Blick Behafteter in den Hof, so erblickt er zunächst die Schuhe, und die Wirkung des bösen Blickes trifft diese und nicht das Vieh, denn nur der erste Blick kann eine schädliche Wirkung ausüben.

Wie die Wolga-Finen fürchten auch die Permjaken die Toten, und um sie zu veranlassen, ihnen nicht zu schaden, bringen sie Speisen und Getränke zum Grab, machen eine kleine Höhlung in dasselbe und giessen, nachdem sie selbst getrunken, Bier oder Branntwein hinein mit den Worten: „Trink, trink, wie Du früher getrunken hast!“ Die Speisen sucht man möglichst heiss zum Grabe zu bringen, damit der Tote sich an ihrem Duft ergötze.

An die heidnische Zeit der Permjaken erinnert ferner noch der Gebrauch, dem Toten Geld in die Hand zu stecken, auf den Sarg eine Fisch-Piroge, Brot, Lindenbast und kleine Gürtel zu legen, welche unterwegs an die dem Leichenzug Begegnenden verteilt werden. Der Sarg wird, auch im Sommer, auf einem Schlitten zur Begräbnisstätte geführt, und dieser dann auf dem Grabe zerbrochen, denn wenn man ihn nach Hause mitnähme, würde noch jemand sterben. Nachdem das Grab geschlossen ist, setzt man sich auf dasselbe und singt Trauerlieder.

Die Lieder, welche die Permjaken singen, sind mehr oder minder entstellte russische Volkslieder, ihre eigenen Volkslieder sind fast völlig in Vergessenheit geraten. Überhaupt haben die Permjaken nur wenig Neigung und Anlage zum dichten und singen, und die russischen Lieder, welche sie bei Hochzeiten und anderen Festen singen, verstehen sie oft gar nicht. Den Ton ihrer eigenen Volksdichtungen mag das folgende Lied zeigen. Ein Mädchen singt:

Das Köpfchen schmerzt,  
Das Herzchen trauert.  
Weshalb schmerzt es?  
Ich weiss es, ich selbst versteh' es.  
Er ist nicht da, mein Liebster ist nicht da,  
Der Herzerfreuer.  
Väterchen und Mütterchen, lasset mich fort!  
Man ruft mich zum Oheim.



Weshalb werde ich zum Oheim gehen?  
Gehen werd ich, gehn zu meinem Liebsten.  
Er wird mir Wein zu trinken geben,  
Mich mit Pfefferkuchen sättigen.

Am meisten wird bei der Hochzeitsfeier gesungen, dieselben bald fröhlichen, bald von Abschiedstrauer und Wehmut erfüllten Lieder, welche die Russen singen. Der Aberglaube, von dem die Permjakten sich nicht befreien können, durchdringt auch alle Hochzeitsgebräuche und alles, was mit Brautwerbung und Hochzeit zusammenhängt. Der Brautwerber oder die Brautwerberin — entweder der Vater oder die Mutter oder ein naher Anverwandter — begiebt sich, nachdem er ein Gebet verrichtet, in festlichem Anzug zum Hause des Vaters des auserwählten Mädchens, im Sommer zu Ross, im Winter im mit Matten gedeckten Schlitten. Dort angekommen, darf er jedoch nicht sofort in die Stube treten. Er öffnet erst die Thür ein wenig, schliesst sie aber sofort geräuschlos wieder, öffnet sie dann ein zweites mal, doch nur um sie abermals sofort zu schliessen, und erst beim dritten Öffnen tritt er ein. Während er den rechten Fuss über die Schwelle setzt, klopft er mit der Ferse auf dieselbe, schreitet dann in die Mitte der Stube unter den Tragbalken der Decke, verrichtet dort ein Gebet, verneigt sich schweigend vor dem Hausherrn und seiner Frau und setzt sich auf eine Bank. Er verharret nun in Schweigen, bis der Hausherr ihn nach seinem Begehrt fragt, worauf er den Anlass seines Kommens mitteilt und die Verhandlungen beginnen, welche oft während mehrerer Tage fortgesetzt werden und jedesmal 3 bis 5 Stunden dauern, denn es ist Sitte, dass der Vater des Mädchens sich gegen die Heirat sträubt und eine ablehnende Antwort giebt, auch wenn ihm der Brautbewerber sehr willkommen ist. Man verheiratet die Söhne sehr früh, weniger um zu verhindern, dass sie auf Abwege geraten, als um in einer Frau dem Hauswesen eine neue Arbeitskraft zu gewinnen, aber aus demselben Grunde lässt auch der Vater des Mädchens dasselbe nicht gern ziehen. Und noch ein Grund veranlasst in vielen Fällen den Vater, mit seiner Einwilligung zu zögern. Die Mädchen, welche spät unter

die Haube kommen, haben meist schon die Jungfrauschaft verloren, und der Vater eines noch jungfräulichen Mädchens verheiratet daher dasselbe nur ungern, denn seine Verheiratung gilt allgemein als ein Beweis, dass es bereits die Jungfrauschaft verloren hat. Die Burschen nehmen übrigens keinen Anstoss daran, ja sie bevorzugen sogar solche Mädchen.

Nachdem man darüber einig geworden, was der Vater des Mädchens ausser dem unvermeidlichen Kukoschnik und den Schuhen für die Braut noch an Mehl, Fleisch, Fischen, Eiern und überhaupt an Lebensmitteln und Getränken erhalten soll, findet der feierliche Handschlag statt, durch den die Verlobung bekräftigt wird. Der Brautwerber begiebt sich an dem dazu bestimmten Tage mit einigen Gläsern Branntwein (bei reichen Brautleuten mit einem halben Eimer), einem Gefäss voll Bier und einer Fischpiroge, gefolgt von der Mutter, dem Oheim oder irgend einem Verwandten des Burschen zum Vater des Mädchens, wo sie ein Gebet verrichten und dann den Hausherrn und die anwesenden Gäste begrüßen. Der Brautwerber fragt den Hausherrn, ob er bereit sei, seine Tochter diesem Burschen zu geben, worauf er jedoch nicht stets sofort eine zustimmende Antwort erhält, denn der Vater zeigt sich noch unschlüssig, und erst nachdem ihm alle Anwesenden die Vorzüge des Bewerbers gepriesen und ihn an das gegebene Wort erinnert, erklärt er sich bereit, doch mit dem Bemerkten, dass er eigentlich keine Lust habe, seine Tochter zu verheiraten. Dann wird die Kerze vor dem Heiligenbild angezündet, Brot und Salz auf den Tisch gestellt, und nachdem alle ein kurzes Gebet verrichtet, tritt der Vater des Mädchens hinter den Tisch, der Brautwerber nähert sich ihm, und während alle das sogenannte Jesus-Gebet sprechen, das bei den Hochzeitsfeierlichkeiten noch oft wiederholt wird, reichen sich der Brautwerber und der Vater des Mädchens die Hände und halten sie fest, bis der Begleiter des Brautwerbers und die Mutter des Mädchens sie lösen. Damit ist die Verlobung geschlossen, und der Brautwerber bittet nun um ein Glas, um alle (wenn nur zwei Gläser mitgebracht wurden, blos Vater und Mutter) mit dem mitgebrachten Branntwein zu bewirten,

worauf der Hausherr sie zum sitzen einladet. Jetzt erst erscheint die Braut und kredenzt den Gästen auf einem Teller je ein Glas von dem Brantwein, welchen der Brautwerber zu diesem Behufe beiseite gestellt hat, wobei sie jedem ein Geschenk überreicht. Der Beschenkte küsst sie und legt ein oder mehrere Geldstücke auf den Teller. Die festliche Bewirtung aller Gäste bildet den Schluss der Verlobung.

In den folgenden Tagen wird die Braut von allen Verwandten der Reihe nach eingeladen und bewirtet, wobei stets bestimmte Lieder gesungen werden. Am Abend vor der Hochzeit flechten die Mädchen der Braut die Zöpfe auf und führen sie, nachdem sie den Vater in einem Liede um seinen Segen gebeten und diesen erhalten, unter Gesängen ins Bad, von wo sie in gleicher Weise zurückgeleitet wird. Der Abend vergeht unter Gesängen, an welchen die Eltern, die Geschwister und Freundinnen der Braut abwechselnd sich beteiligen. Schliesslich wird der Braut das Haar mit Bändern durchwunden und sie legt sich mit zwei Freundinnen auf der Bank hinter dem Tische zur Ruhe nieder, während die anderen sich zurückziehen. Am frühen Morgen, kaum dass die Braut erwacht ist, erscheinen ihre Freundinnen wieder, und unter dem Absingen von Liedern, welche theils an die Braut, theils an ihre Eltern und Geschwister gerichtet sind, vergeht die Zeit bis zur Ankunft des Bräutigams und seines Gefolges.

Nachdem der Zug des Bräutigams vor dem Hofe angekommen ist, beginnen zunächst Verhandlungen mit dem Vater der Braut, den man durch Bitten und Zureden zu bewegen sucht, die Einfahrt in den Hof zu gestatten, die endlich bewilligt wird. Der Bräutigamsführer reicht jenem, der das Thor öffnet, ein Glas Brantwein und macht mit der Peitsche das Kreuzeszeichen auf dem Hausthor und der nächsten Hausecke. Im Vorhaus treffen sich die beiderseitigen Brautwerberinnen mit einem grossen Becher Bier in der Hand, aus dem jede einige Tropfen in den Becher der andern abzugiessen versucht. Gelingt dies der Brautwerberin des Bräutigams, so wird dieser in der Ehe der herrschende Teil sein, sonst umgekehrt. Indessen sind in der Stube der Braut und ihren

Verwandten die Geschenke des Bräutigams überreicht worden, und es beginnt die Bewirtung der Gäste. Eine Menge abergläubischer Gebräuche füllt noch die Zeit bis zur Fahrt zur Kirche: der Braut wird dreimal Stroh unter die Füße geworfen, um sie gegen die Wirkungen des bösen Blickes zu schützen, in der gleichen Absicht wird der Braut in einer Kufe Wasser gereicht, in dem sie sich wäscht, und nachdem die Brautwerberin des Bräutigams ein Kopftuch dreimal in der Sonne um den Kopf der Braut geschwungen, bekleidet sie dieselbe mit ihm, wovon man ebenfalls Schutz gegen den bösen Blick erwartet. Der Braut werden ferner, obwohl sie bereits im vollen Festanzug dasteht, die vom Bräutigam mitgebrachten Strümpfe, ein Hemd und ein Kittel angezogen, so dass sie fast alle Kleidungsstücke doppelt trägt. Wenn auf der Strasse, auf der man zur Kirche fährt, ein Besen liegt, steigen alle Hochzeitsgäste aus, bekreuzen sich und schlagen sich jeder dreimal mit der Peitsche, denn in dem Besen stecken böse Kräfte, deren unheilvollen Einfluss man bloß durch das Bekreuzen und die Peitschenhiebe beseitigen kann. Nachdem der Pope das Paar getraut hat, führen es die Brautführer in eine Ecke der Kirche, wo der Braut eine Wintermütze aufgesetzt wird und sie eine Fischpiroge, die sie am Busen verwahrt hatte, mit dem Bräutigam teilt und verzehrt. Aus der Kirche fährt man zum Hause des Bräutigams, wo die Eltern desselben den Zug mit dem Heiligenbilde und Brot und Salz empfangen. Dann beginnt die Bewirtung, welche bei Wohlhabenderen drei Tage dauert. Am dritten Tage findet bei den Neuvermählten ein Schmaus statt, zu welchem die junge Frau alle Speisen selbst, ohne den Beistand anderer zubereitet, und mit diesem Tage tritt sie ihr Amt als Hausfrau an.

In allen diesen Gebräuchen zeigt es sich, wie sehr bereits die Russifizierung der Permjakten vorgeschritten ist. Selbst der noch nicht völlig in das Russentum aufgegangene Teil des Volkes hat bereits vieles ihm früher Eigentümliche eingebüsst, und die alten Sitten und Gebräuche sind stark mit russischen gemischt.

Die Wotjakten oder Woten, der westliche Zweig der permischen Finen, nennen sich selbst Udmurt, das Volk der gast-

freien Männer (Ut und Wut bedeutet einen gastfreien Wirt,<sup>133</sup>) Murt = Mann), und das von ihnen bewohnte Land bezeichnen sie mit dem Namen Kam-Kosip, d. i. das Land zwischen der Kama (Budschim-Kam) und Wjatka (Wjatka-Kam). Sie wohnen heute noch in ziemlich festgeschlossenen Massen in ihren alten Wohnsitzen, die sie schon vor dem 13. Jahrhundert, zur Zeit ihrer Unabhängigkeit unter eigenen Fürsten, inne hatten. Ihre Zahl hat sich seit 100 Jahren mehr als versiebenfacht, denn im Jahre 1776 schätzte man sie nur auf etwa 40 000 Seelen, aber schon 1872 zählte man bereits 275 645 Seelen. Die Hauptmasse wohnt im Gouvernement Wjatka, wo sie etwa 10% der Bevölkerung bildet, am zahlreichsten im Kreise Glasów, in welchem sie mit 102 378 Seelen (im Jahre 1872) 25% der Bevölkerung bildet. Kleinere Abteilungen findet man in den Gouvernements Kasan (8262 im Jahre 1872 in den Kreisen Kasan und Mamady'sch), Ssamara (etwa 1300), Ufa (etwa 1000), Perm (2953 im Kreis Osinsk). Bei der grossen Mehrzahl des Volkes zeigt sich schon in der äussern Erscheinung vieles, was an die Finen erinnert. Man trifft bei ihnen meist helle Hautfarbe, rötliches oder gelbliches Haar, meist blaue, seltener braune Augen, eine schmale, niedrige Stirn, dagegen ein ovales Gesicht statt der dreieckigen Gesichtsform, welche das kennzeichnende Merkmal aller finischen Völker sein soll. Der Oberkörper ist unverhältnismässig lang, aber trotz des kräftigen Körperbaues die Muskeln sehr wenig entwickelt. Die Männer sind meist schöne, gut gebaute Gestalten, dagegen trifft man unter den Frauen neben manchem hübschen Mädchengesicht auch abschreckend hässliche Weiber. Zu ihren schlechten Eigenschaften gehört Trotz und Jähzorn und nicht geringe Neigung zum Trunke, zu den guten ihr Fleiss. Rytschkow sagt, dass kein anderes Volk im ganzen russischen Reich so arbeitsam sei wie die Wotjaken.<sup>134</sup>) Dabei kann man streng genommen nicht sagen, dass die Trunksucht unter ihnen herrsche, denn wenn auch kein Feiertag zu Ende geht, ohne dass das ganze Dorf betrunken ist — wozu viel gehört, da Männer und Frauen viel vertragen —, so trinkt der Wotjake doch nie an Arbeitstagen, ist vielmehr im Sommer

ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum Abend thätig, und auch im Winter trifft man abends in den Spinnstuben, den pakon korka, die Mädchen mit spinnen oder stricken, die Burschen mit Flechtarbeiten beschäftigt.

Die Folge dieser emsigen Thätigkeit ist, dass man unter den Wotjaken viele wohlhabende Leute findet. Die Wotjaken betreiben hauptsächlich Ackerbau, und obwohl bei ihnen in bezug auf das Ackerland dieselben Besitzverhältnisse herrschen wie bei den russischen Bauern, sind die Felder doch überall sehr gut bestellt. Nächst dem Ackerbau lieben die Wotjaken vorzüglich die Jagd, zu welcher die grossen, wildreichen Wälder des Gouvernements Wjatka viel Gelegenheit bieten, und auch die vielen Flüsse und Seen laden zum Fischfang ein, der die Vorratskammer mit gesalzenen Fischen für den Winter füllt. Die Viehzucht wird vernachlässigt, vielleicht der Seuchen wegen, welche die Tiere häufig wegraffen, dagegen züchten die Wotjaken zwar nicht schöne, aber sehr ausdauernde Pferde. In jedem Wotjakenhof trifft man Schafe, Ziegen und Schweine in Menge, ausserdem Gänse, Enten und Hühner. Sehr verbreitet ist die Bienenzucht, und mancher Wotjake besitzt 200 und mehr Bienenstöcke. Nach den Städten bringen die Wotjaken viel Holz zu Markte, das sie meist den Regierungsfürsten entnehmen, trotzdem sie dies häufig in unangenehme Berührung mit den Behörden bringt, welche jeder Wotjake wie Gift scheut. Sollen sie doch in ihrem Vaterunser statt: „Erlöse uns von dem Übel“ beten: „Erlöse uns von dem Pristaw!“

Der Wotjake ist ungemein anstellig zu allerlei Handwerken, und es giebt ausser dem Kattun zur Kleidung und den Glasperlen, welche die Frauen als Schmuck tragen, kaum einen Bedarfsgegenstand, den er nicht selbst verfertigt. Er erbaut selbst sein Haus, jurt, die Fensterseite der Strasse zugekehrt, aus zwei Wohnstuben, korka, bestehend, welche rechts und links von dem Vorraum liegen, und im Hofe die Ställe und Wirtschaftsgebäude, nebst der Kochhütte, kuala, in deren Mitte auf der blossen Erde der Feuerherd steht, dessen Rauch durch das durchlöcherete Bretterdach abzieht, und den kenos, kleinen, auf einem Steinunterbau ruhenden Hütten

aus starken Balken, welche im Sommer zum Nachtlager dienen und deren jedes Kind, wenigstens jede erwachsene Tochter, eine besitzen soll. Er verfertigt auch selbst die ganze Stubeneinrichtung, welche vollkommen der russischen gleicht. Nur in wenigen Dörfern trifft man noch Rauchstuben; die „weisse Stube“, tödy korka, ist die vorherrschende geworden. Sie enthält den mit einem Rauchfang versehenen riesigen Ofen, gur, in der ihm gegenüberliegenden Ecke das Ehebett und in der Ecke gegenüber der Thür den Tisch, dschök, während rings an den Wänden breite Holzbänke, skamja, angebracht sind. Die Betten bestehen aus einer breiten Bank, auf welche für jeden Schläfer eine besondere Kopflehne aufgesetzt wird, aus zwei geschnitzten Brettern bestehend, „welche spitz-, bez. stumpfwinklig mit einander befestigt sind, so dass das eine auf die Bank gestellt senkrecht steht und die Kopflehne vertritt, das andere sich zum Bette sanft neigt und ein zweites Kopfkissen vertritt, juradsch pu.“<sup>135)</sup> Ebenso verfertigt der Wotjake alles selbst was er beim Ackerbau oder in der Hauswirtschaft braucht. Er versteht das in der Stadt gekaufte Eisen zu schmieden, verfertigt Stricke und Körbe aus Lindenbast, flicht aus diesem auch sein Pferdegeschirr, baut selbst seinen leichten, bequemen, dem russischen Tarantass ähnlichen Wagen. Die Pfeife, aus der er raucht, hat er selbst geschnitzt, am Abend erleuchtet seine Stube ein Tannenspahn, den er aus dem Walde geholt hat. Die Frauen stricken Strümpfe und Handschuhe, und sind im spinnen und weben sehr geübt. Sie liefern sehr dauerhafte Gewebe, in welche oft sehr schöne Muster teils eingewebt, teils eingestickt sind. Auf einem roh geschnitzten Leisten werden mit dem Messer und einem Hakenpfriemen, siktan, die Bastschuhe verfertigt.

Die Kleidung der Männer gleicht so ziemlich jener der russischen Bauern, während die Frauen die alte Volkstracht noch beibehalten haben, allerdings auch schon mehr oder minder mit russischen oder tatarischen Beimengseln vermischt. Im Sommer brauchen sie nicht viel Zeit zum ankleiden. Über das weisse, auch schwarz-weiss oder blau-weiss gestreifte Hemd, derém, von Leinen-

oder Hanfzeug, das bis zu den Knöcheln herabreicht, wird eine Schürze, asch-kyschet, vorgebunden, und die Wotjakin steht in ihrer Alltagskleidung fix und fertig da — abgesehen von den vielerlei Schmucksachen, die sie noch anzulegen hat. Unter letzteren ist das wertvollste das Halsband, Tschyrdyvés, welches täglich getragen wird, ein mit grossen Glasperlen besetzter Leinenstreifen, dessen Rand zwei Reihen grosser Silbermünzen bilden und von dem noch drei mit alten Silberrubeln bedeckte Leinwandstreifen über die Brust herabhängen. Ausserdem wird noch eine gleichfalls mit grossen Silberrubeln besetzte Messingkette, shili, um den Hals gelegt, an welcher ein Kreuz oder ein anderer Schmuckgegenstand befestigt ist, und auch die um den Hals gelegte Schnur, butmár, an welcher die Schlüssel hängen, ist mit Rubeln besetzt, so dass der Schmuck einer Wotjakin mitunter über 100 Rubel Wert besitzt. Dazu kommen noch Armbänder aus Neusilber oder Silber und Ohrgehänge aus kettenartig verbundenen Silbermünzen, die so schwer sind, dass man häufig die Ohrläppchen durchgerissen sieht. Dieser Schmuck, den die Wotjakinnen von den Tatarinnen entlehnt haben dürften, findet sich jedoch in der eben geschilderten Reichlichkeit nur im Gouvernement Wjatka; von den Wotjaken im Gouvernement Kasan hebt Rittich<sup>136)</sup> ausdrücklich hervor, dass sie weniger metallischen Schmuck tragen, als die übrigen Völkerschaften des Gouvernements. Mädchen flechten ihr Haar in einen hinten herabhängenden Zopf, der mit schmalen Bändern durchwunden wird, an deren Enden Silbermünzen, Messingplättchen oder Glasperlen befestigt sind, und umwinden den Kopf mit einem Kattuntuch, kyschét, an dessen Stelle an Festtagen eine bunte, mit Münzen und Goldfranzen verzierte Mütze tritt. Frauen scheiteln das Haar auf dem Hinterkopf, drehen das Vorderhaar über der Stirn zu einem schnurartigen Wulst zusammen und verflechten die Enden des Vorder- und Hinterhaares zu einem harten Knoten welcher an beiden Seiten bis zum Unterkiefer herabhängt. Junge Frauen bedecken ihr Haar mit einem kunstvoll gestickten Leinwandstreifen, tschalmá, während ältere es mit einem roten Kattunstreifen, palkyschét, umschlingen. Über diese Streifen legen junge und



alte Frauen eine Stirnbinde und setzen dann einen pyramidenförmigen Hut von Birkenrinde auf, den Aischón, der aussen mit weissen Leinen, innen mit schwarzem Tuch überzogen und mit Silbermünzen und Glasperlen verziert ist, und von welchem ein viereckiges, reich mit Stickerei in schwarzer und roter Seide verziertes Tuch auf die Schultern herabhängt. Pallas erzählt, dass die Frauen diesen riesigen Kopfputz, den grössten, den er in Russland traf, nicht nur bei Tage nie ablegen, sondern dass er sogar gesehen, wie eine Frau sich mit demselben zu Bett legte,<sup>137)</sup> was im Kasanschen Gouvernement heute noch üblich sein soll und wohl seinen Grund in der Anschauung hat, dass es eine Schande ist, in Gegenwart von Männern die Haare zu entblössen. Zum Schutz gegen kühlere Witterung wird über dem Hemd ein leichtes Überkleid, dyss, getragen, bei ärmeren aus Kattun, bei reicheren aus Seide, oder ein schwereres aus dickem Wollenstoff, der bis zum Knie reichende sybyn, welchen an Festtagen ein aus feinerem schwarzen Tuch verfertigter vertritt. Das Überkleid wird durch einen Gürtel zusammengehalten und über diesen die mit schönen bunten Stickmustern verzierte Schürze umgebunden, die man oft mit Spitzen besetzt findet. Im Kasanschen soll die Tracht der Frauen von jener im Wjatkaschen in der Farbe abweichen; die jungen Frauen sollen sich dort ganz weiss kleiden, auch ihr Aischón weiss und schwarz gestreift sein, während die älteren ein rotes Hemd und einen rot und schwarz gestreiften Aischón tragen (nach Ostrowski), dazu eine gestickte Schürze von hellroter Farbe (nach Rittich).

Rittich bezeichnet die Tracht der Kasanschen Wotjaken als sehr ähnlich der Tracht der Wiesen-Tscheremissen, und grosse Ähnlichkeit ist auch zwischen den religiösen Anschauungen beider Völker vorhanden. Das höchste gute Wesen, das von Anfang an da war, ist Inmar (Rytschkow nennt es ilmer), der Gott des Himmels (in = Himmel, mar = welcher; der im Himmel Seiende), dessen jüngerer Bruder Keremet (auch Schaitan oder Peri, böser Geist) ist. In den auf die Schöpfungsgeschichte bezüglichen Sagen sind sowohl christliche oder jüdische als tscheremissische Einflüsse

zu erkennen. Im Kasanschen trifft man die Sage von dem Hund, welcher den von Inmar geschaffenen, noch unbeseelten Körper des Menschen bewacht, und daneben ist eine der biblischen Schöpfungsgeschichte des Weibes nachgebildete vorhanden. Inmar verbot dem ersten Menschen, als er ihm das Weib gab, ein volles Jahr von dem von Keremet gebrauten Kumýschka (dem Lieblingsgetränk der Wotjaken) zu trinken, aber das Weib, welchem Keremet die Eigenschaft der Neugier verliehen hatte, trank von demselben und gab auch dem Manne zu trinken, ohne zu wissen, dass Keremet in das Kumyschka den Tod gesetzt hatte. Infolgedessen wurden die ersten Menschen aus dem Paradies vertrieben und sterblich, worauf jedoch Inmar noch einige andere Menschenpaare geschaffen haben soll, denen er als Beschützer einen grossen Hund gab. Mit dieser Schöpfungssage hängt es zusammen, dass die Frauen, welchen Keremet auch die Gabe des Ahnens der Zukunft verliehen hat, bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate gezogen werden, und dass der Hund, der Feind Keremets, der dessen Nähe durch Gebell ankündigt, in keinem Hofe fehlt.

Neben den beiden höchsten Göttern, die sich beständig bekämpfen, sind noch viele Gottheiten und Geister niedern Ranges vorhanden: die gudury mummo, die Göttin des Gewitters, der ein Schaf geopfert wird, damit sie die Saaten nicht vernichte, schundu mummy,<sup>135)</sup> die Mutter der Sonne, welcher man Brot und Grütze opfert und von ihr Schutz gegen Krankheiten erhofft, mukylzin mummy, die Mutter der Erde, eine Gottheit, deren ursprüngliche Bedeutung bereits in Vergessenheit geraten ist und die man jetzt als einen in der Erde wohnenden Gott ansieht, Vorschud, der glückbringende Hausgott (vordyny, erzeugen, schud, Glück), korka kuso, der Zimmerherr, der unter der Diele hausende Beschützer des Hauses (seinetwegen wird die Diele einen Meter über der Erde angelegt), Kosma, ein böser Feld- und Waldgott, Urbetsch (oder Urves) und der einäugige lud murt, der die im Walde Verirrten erwürgt, beide böse Waldgeister, vu murt, der Wassermensch, auch vu kuso, Wasserherr, genannt, ein Geist in Fischgestalt, für den man vor dem betreten eines Bootes ein Grasbündel ins Wasser

wirft mit den Worten: en kuty mone (halte mich nicht), denn er sucht Menschen zu sich ins Wasser zu ziehen, und schlägt Löcher in das Eis, über welches ein Mensch geht, u. a. Die Geisterwelt der Wotjaken ist zahllos, denn wie bei den Tscheremissen hat auch bei ihnen jeder Baum, jeder Hügel seinen Schutzgeist, und ebenso werden auch den Verstorbenen Opfer gebracht, damit sie den Lebenden nicht schaden.

Selbst die getauften Wotjaken feiern heute noch die alten heidnischen Feste. Das grösste Fest, welches vom 29. Juni angefangen eine ganze Woche dauert, ist der kvar ssur, das Blätterfest, an welchem man Fleisch, Grütze, Brot, Kuchen, Bier und Kumyschka als Opfer ins Feuer schüttet und darum bittet, dass man dies alles im Laufe des Jahres in Überfluss haben möge. Das Fest hat seinen Namen von den Birkenzweigen, welche am Vorabend desselben auf das dshadshy, ein Brett im kual, welches als heiliger Ort angesehen wird, gelegt werden. Man opfert im kual, der Kochhütte, oder im gart kual (gart = Dorf), welches ausschliesslich für die Opfer errichtet ist. Einmal jährlich finden gemeinsame Opfer mehrerer Gemeinden in dem badsym kual (badsym = gross) statt. Ausserdem opfert man in den heiligen Hainen (lad), die mit Zäunen eingefasst sind, durch welche drei Pforten führen. Im Kasanschen sollen die Opfergebräuche mit jenen der Tscheremissen übereinstimmen, nur dass man beim Opfer ein roh aus Holz geschnitztes Abbild des Opfertieres vor sich hinstellt.

Götzenbilder trifft man bei den Wotjaken sehr häufig. Ein kleines Götzenbild, welches den Vorschud darstellt, steht oft auf dem dshadshy im kual, zuweilen auch in einem Kästchen verwahrt. Tiergestalten mit Menschengesichtern, besonders Vögel mit einem Menschengesicht auf der Brust, sind die am häufigsten vorkommenden Darstellungen, welche man in alten Gräbern des Gouvernements Perm und Wjatka findet, wahrscheinlich die ältesten Abbildungen Vorschuds, der auch noch jetzt in aus Holz geschnitzten Götzenbildern als Vogel dargestellt werden soll.

Die Wotjaken haben zwar ihren heidnischen Glauben bewahrt,

aber unter dem Einfluss ihrer christlichen und mohammedanischen Umgebung treten die niederen Gottheiten allmählich in den Hintergrund zurück und es entwickelt sich ein immer schärfer sich ausprägender Glaube an einen Gott, „Inmar, dem manche der früheren selbständigen Götternamen bereits als Beinamen beigelegt werden. Dass das Christentum noch nicht grössere Verbreitung gefunden hat und auch bei den getauften Wotjaken nur höchst verworrene Vorstellungen von demselben vorhanden sind, daran scheint wieder das den Verhältnissen wenig angemessene Vorgehen der Geistlichkeit schuld zu sein, nächst dem aber in nicht geringem Grade der Umstand, dass die Popen auf die Abgaben der Eingepfarrten angewiesen sind, welche, obwohl an und für sich nicht gross, den Wotjaken doch lästig sind und stets nur widerwillig geleistet werden.

Bei den Wotjaken haben sich noch viele Volksmärchen und Sagen erhalten, von denen eine Anzahl vor einigen Jahren von B. Gawrilow gesammelt und in wotjakischer Sprache herausgegeben wurde. Durch Gawrilow, Rittich und Max Buch sind auch die Volkslieder der Wotjaken bekannt geworden, deren Singweisen sehr einförmig sind, von denen sich aber viele, namentlich die Hochzeitslieder, durch echt dichterischen Inhalt auszeichnen.

Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen, Permjakten und Wotjaken bilden die Hauptmasse der Völker finischen Stammes, welche das hier in Betracht kommende Gebiet bewohnen. Die ausserdem noch an den Zuflüssen der Kama und an jenen der obern Wolga wohnenden finischen Völker sind so wenig zahlreich, ihre Bedeutung für das Wolgagebiet so gering, dass wir über dieselben rasch hinweggehen können. So ist die Hauptmasse der Ssamojeden<sup>139)</sup> gegen die Ufer des nördlichen Meeres zurückgedrängt und das in Europa nur in den Gouvernements Archángelsk und Perm in einer Kopffzahl von 5 bis 6000 vertretene Volk kommt hier kaum in Betracht, ebenso wie die Syrjanen, deren Hauptmasse (85—90 000 Seelen) den Gouvernements Wólogda und Archángelsk und den Flussgebieten der Dwiná und Petschóra

angehört, während nur ihre südlichsten Vorposten in das sumpfige Waldgebiet zwischen der obern Kama und Wytschegda hineinreichen. Karélen, welche hauptsächlich in den Gouvernements Petersburg, Olónetz und Nówgorod wohnen, kommen im Wolgabiet nur in sehr geringer Anzahl im Gouvernement Twer vor und sind dort vollständig russifiziert und sämtlich Christen.

Die Wogulen dagegen sind zum weitaus grössern Teile bereits russifiziert, und man trifft diesseits des Urals nur noch vereinzelt Niederlassungen, in denen sich ihr Volkstum rein erhalten hat, so im Thal der Loswa bei Werchotúrje im Gouvernement Perm. Während man auf der asiatischen Seite des Urals die Zahl der Wogulen noch auf etwa 32 000 schätzt, leben im europäischen Russland nach Köppen nur 972 Seelen. Dieses Volk, das sich (und die ihm benachbarten Ostjaken) Mansi oder Manschu Kum nennt, gehört zu den ältesten ugrischen Einwohnern des Kamagebietes, und es lässt sich wenigstens einige Wahrscheinlichkeit der Behauptung derjenigen nicht absprechen, welche in ihnen die Issedonen Herodots vermuten, welche, (nach Thukidydes) durch die Massageten (Baschkiren) an den Westabhang des Urals gedrängt wurden. Sie sind durchgehends kleine Leute mit runden Gesichtern, tiefliegenden Augenhöhlen, langem schwarzen oder dunkelbraunen Haar und spürlichem Bartwuchs, den sie überdies durch Ausreissen der Barthaare hindern, da ihnen diese im Winter auf der Jagd, wenn sie sich mit Eis bedecken, lästig werden. Helles Haar und rötlichen Bart trifft man unter ihnen sehr selten. Fremden gegenüber meist scheu und unfreundlich, dabei sehr phlegmatisch, sind sie doch schlau und gewandt, ein noch halbwildes Naturvolk, welches, wenn es sich auch zum Christentum bekennt, für die Lehren desselben doch nicht das geringste Verständnis besitzt. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd, zu welcher manche noch mit Pfeil und Bogen ausziehen, und deren wegen jeder mehrere Hunde hält, doch infolge der Trägheit der Wogulen ist die Jagdausbeute gewöhnlich eine sehr geringe. Während andere Jäger mindestens ein Dutzend Zobel im Laufe eines Herbstes zu erlegen suchen, ist der Wogule bereits zufrieden, wenn er im ganzen Jahre

zwei oder drei erlegt hat, und ebenso gering ist der Ertrag, den ihm der Fischfang einbringt. Zu faul, um Heu einzulagern, trotzdem die prächtigen Wiesen der Loswa dasselbe in Hülle und Fülle bieten, vernachlässigt er die Viehzucht, und selten trifft man bei einem Wogulenhause einige Stücke Vieh. Die Dörfer bestehen meist nur aus zwei oder drei grossen, aus Balken gezimmerten und mit Schindeln gedeckten Hütten mit zwei oder drei Fenstern, an welche zuweilen die Ställe angebaut sind. Eine Scheune und ein Badehäuschen ist gewöhnlich gemeinsames Besitztum von zwei oder drei Hauswirten, und das ganze Dorf besitzt nur eine Dreschtenne. Im Innern der Hütten herrscht grosse Unsauberkeit. Die Wohnstube enthält ausser dem grossen russischen Ofen einen sehr schmutzigen Tisch, Bänke längs der Wände, neben dem Ofen eine Handmühle zum mahlen des Getreides, und an den Wänden als Schmuck aufgehängt die Schwänze der vom Hausherrn erlegten Vögel. Ausserdem trifft man in Wogulstuben noch eine Wiege von eigentümlicher Form, eine an der Decke aufgehängte gebogene Birkenrinde, in deren Höhlung man das Kind setzt und es an Händen und Füssen anbindet, worauf es von der Mutter geschaukelt wird, indem sie die Wiege mit dem Fusse in Bewegung setzt. Die Kleidung der getauften Wogulen gleicht in Schnitt und Farbe vollständig jener der russischen Bauern; die nichtrussifizierten kleiden sich im Winter in Tierfelle, deren Haare nach innen getragen werden, im Sommer in Stoffe, welche aus dem Bast der Brennessel verfertigt werden. Männer und Frauen kennzeichnet grosse Unsauberkeit der Kleidung, die sich auch auf ihren Körper erstreckt, und namentlich ihre durch das viele Tabak schnupfen aufgedunsenen Nasen gewähren einen widerlichen Anblick. Die getauften Wogulen des Gouvernements Perm haben zwar dieselben Feiertage wie die Russen, aber von einer Feier derselben ist streng genommen bei ihnen nichts zu sehen: die wenigsten denken daran, die Kirche zu besuchen, und sehr oft kommt es vor, dass eine Wogulenfamilie am Sonntag oder während der Feiertage hungert, während sie in den vorangegangenen Arbeitstagen in Saus und Braus gelebt hat. Der Wogule versteht eben nicht Haus zu

halten, und solange Bramtwein und Tabak in genügender Menge im Hause sind, giebt er sich ihrem Genuss ununterbrochen hin, wobei die Männer meist Karten spielen und die Frauen ihre schwermütigen Lieder singen, welche entweder mit der russischen Bala-laika oder auf dem volkstümlichen Teirschib mit acht Saiten von Kupferdraht begleitet werden.<sup>140)</sup>

Die Tataren<sup>141)</sup> sind das zahlreichste Volk der zweiten grossen Gruppe des mongolischen Stammes. Ausser Russen und Deutschen sind sie das einzige Volk, welches in allen zum Gebiet der Wolga und ihrer Zuflüsse gehörigen Gouvernements zu treffen ist. An der Wolga selbst bilden sie mit 1,7 bis 28,8 Prozent stellenweise einen nicht unbedeutenden Bruchteil der Bevölkerung. Ihre Gesamtzahl im europäischen Russland wird auf 1 300 000 Seelen geschätzt, wovon etwa eine halbe Million auf das Gouvernement Kasan entfällt. Dort haben sich die Tataren auch am reinsten erhalten. Sie sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, meist mittelgross, mit breiter Brust und kurzem, gedrungenen Hals, obwohl grosse schlanke Gestalten durchaus nicht selten sind, mit ovalem Gesicht, bräunlicher Hautfarbe, lebhaften Augen, verhältnismässig gerader Nase und wohlgeformtem Mund. Das Haupthaar wird rasiert, den selten dichten Bart lässt man entweder als keilförmigen Knebelbart stehen oder trägt einen kurz gestutzten Vollbart. Unter den Tatarinnen trifft man sehr häufig schöne Mädchen, doch wie alle asiatischen Schönheiten verblühen sie sehr rasch, und überdies entstellen sie sich durch die übermässig aufgetragene weisse und rote Schminke, durch das Schwärzen der Zähne und Rotfärben der Fingernägel. Auch die Augenbrauen pflegen sie zu schwärzen, damit die ohnehin schon feurigen Augen noch hellern Glanz erhalten. Zu alledem kommt noch ihr schwerfälliger unbeholfener Gang, eine Folge sowohl ihrer sitzenden Lebensweise als ihrer Kleidung.

Die Kleidung der Männer ist nach asiatischer Sitte weit und bequem — je bequemer, desto besser. Sie tragen weite Beinkleider, deren untere Enden entweder in die Schuhe gesteckt oder mit den Fusslappen umwunden werden, ein Hemd von weisser

Leinwand oder blauer Glanzleinwand, darüber einen bis zu den Knien reichenden ärmellosen Rock aus gelbem oder grünem Nanking, der bei reicheren von Seide ist, und über diesem je nach der Stärke der Kälte entweder den durch eine Leibbinde von Kamelhaaren oder Seide gegürteten Chalat oder einen Schafpelz. Die Kaufleute unter den Kasanschen Tataren tragen gewöhnlich über dem ärmellosen Rock noch einen Kaftan von Nanking oder Tuch, welcher im Schnitt dem langen Oberrock der russischen Kaufleute ähnlich ist. Den Kopf bedeckt die häufig mit Stickerei in Gold und Perlen verzierte Jermólka, ein sich knapp anschmiegendes, meist sehr unsauberes Käppchen, worüber die Masse des gemeinen Volkes einen hohen grauen Filzhut von eigentümlicher Form aufsetzt, dessen Krempe vorn emporgeschlagen wird. Wohlhabendere Tataren tragen über der Jermólka eine mit Pelz verbrämte Mütze, häufig auch noch den Turban, der bei Mekkapilgern von grüner Farbe ist. Seinen Reichtum trägt der Tatar gern in allerlei Schmuck zur Schau, in kostbaren Ringen, dicken goldenen Ketten und schweren Silberplättchen, welche von einem um die Hüften gelegten breiten Ledergürtel herabhängen. Die Frauen tragen ein langes, bis zu den Füßen herabreichendes Kattunhemd mit buntgesticktem Brustlatz, mit kleinen Silbermünzen besetzt, und unter dem Hemd Beinkleider, denen sie es nach der Ansicht der Ärzte zu danken haben, dass sie von den Frauenkrankheiten so ziemlich verschont bleiben. Die Füße werden mit Tüchern umwunden und stecken je nach der Wohlhabenheit der Tatarin entweder in Bastschuhen oder in Halbstiefeln verschiedener Farbe, welche mit Stickerei in Seide oder Gold verziert sind. Um die Brust wird ein mit kleinen Silbermünzen besetztes Tuch geschlungen, an dessen Stelle jedoch auch ein Jäckchen aus Seide oder anderem Stoff tritt. Darüber werden zwei Oberkleider getragen, das untere ärmellos und von Seide, mit Gold- oder Silberborten besetzt, das obere aus Brokat oder ähnlichem Stoff und mit sehr langen Ärmeln. Schmuck aller Art, Ohrringe, Hals- und Armbänder, Ketten, Gold und Perlen lieben die Tatarinnen sehr, und reiche schmücken sich oft bis zur Überladung. Die Kopfbedeckung bilden mit Goldborten,



Franzen und allerlei Schmuck verzierte hübsche Käppchen oder niedliche Mützen mit Zobelbesatz, und wenn die Frau das Haus verlässt, hüllt sie sich in ein grosses Tuch von weisser, grauer oder gelber Farbe, das ihre ganze Gestalt vom Kopf bis zu den Füssen umschlingt.

So wie die türkischen Frauen es mit der Verschleierung nicht mehr so streng nehmen wie in früherer Zeit, so dient dieselbe auch den Tatarinnen in Kasan häufig zu nichts weniger als zum verbergen ihrer Reize. In den Strassen der christlichen Stadtteile von Kasan findet man dank den über dem Gesicht nicht zusammengezogenen Tüchern sehr oft Gelegenheit, die Gesichtszüge tatarischer Frauen zu studieren, welche meist den bewundernden oder neugierigen Blick des Europäers gar nicht ungerne auf sich gerichtet sehen, und nur im Tatarenviertel, der tatarskaja sslobóda, wo sie sich inmitten ihrer Stammesgenossen unter strengerer Aufsicht wissen, wird der Schleier dichter zusammengezogen. Diese Lockerung der alten Sitte findet ihr Gegenstück in dem immer mehr um sich greifenden Hang der Männer zum Wirtshausleben, wobei zwar viele aus Scheu vor strengeren Glaubensgenossen möglichst heimlich und ungesehen die Bierstube zu erreichen suchen, jedoch, einmal eingetreten, dem Bier und Branntwein auch wacker zusprechen. Trotzdem kennzeichnet die Tataren im allgemeinen ein strenges festhalten an den Vorschriften ihres Glaubens, dabei aber auch eine nicht minder thatkräftige Wahrung ihres Volkstums. Wenn man weiss, dass mehr als 300 Jahre verflossen sind, seit die Kasanschen Tataren unter russische Herrschaft kamen, dass ihr Gebiet jetzt so zu sagen im Herzen Russlands liegt, ihre alte Hauptstadt selbst eine der ersten russischen Städte und der Sitz einer berühmten russischen Universität geworden ist, erwartet man gewiss nicht, in Kasan ein solches überwuchern der tatarischen Bevölkerung zu finden, dass dort die europäische Kultur nur wie ein leichter Firnis erscheint, unter welchem überall asiatisches oder richtiger gesagt tatarisches Wesen durchschimmert. Ich scheidet hier absichtlich asiatisches von tatarischem Wesen, denn, wenn man von einer besondern russischen Kultur sprechen kann, die zweifellos

vorhanden ist, so unterscheidet sich auch der ganze geistige Entwicklungsgang der Kasanschen Tataren wesentlich von jenem ihrer Stammesgenossen und anderer Völker in Asien. Von allen Fremdvölkern an der Wolga sind jedenfalls die Tataren das einzige lebensfähige und einer weitem Entwicklung fähige — ja noch mehr: das Russentum stösst in ihnen auf einen Gegner, welcher ihm leicht im 20. Jahrhundert nicht geringere Schwierigkeiten bereiten könnte als im 15. und 16. Jahrhundert. Es ist eine unleugbare Thatsache, die ja selbst von Russen, so schwer es ihnen fallen mag, mehr oder minder unumwunden zugestanden wird,<sup>142)</sup> dass die Tataren der grossen Masse des russischen Volkes, unter dem sie leben, überlegen sind. Der Kampf mit den Waffen des Kriegers ist zu ungunsten der Tataren ausgefallen, aber jetzt ist ein neuer Kampf zwischen Russentum und Tatarentum entbrannt, dessen Ausgang sich noch nicht vorherbestimmen lässt. Überall, wo der gemeine Russe im Kampf ums Dasein als Mitbewerber des Tataren auftritt, zieht er gegenüber dem kräftigen und gewandten, dabei fleissigen, mässigen und anspruchslosen Tataren den kürzern und ist durch ihn in den Landstrichen mit gemischter Bevölkerung bereits aus einer Menge Erwerbszweige, die er als sein ausschliessliches Arbeitsgebiet zu betrachten gewöhnt ist, verdrängt worden. Das ist die Ursache des Hasses, mit welchem der gemeine Russe auf den Tataren blickt, und dieser hegt seinerseits für seine jetzigen Beherrscher keine freundlichere Gesinnung.

Christentum und Russifizierung, von denen eins dem andern in die Hände zu arbeiten pflegt, stossen hier auf einen, wie es scheint, unüberwindlichen Wall. Ersteres hat bisher unter den Tataren nur sehr geringe Fortschritte zu verzeichnen, und von seinen wenigen Bekennern sind die meisten Nachkommen der schon vor Jahrhunderten Bekehrten. Der Grund davon ist darin zu suchen, dass hier eine fest gegliederte mohammednische Geistlichkeit, meist an Wissen den christlichen Geistlichen überlegen, über die Wahrung des alten Glaubens wacht, während bei all den finischen Stämmen an der Wolga, Oka und Kama ein eigentliches Priestertum gar nicht vorhanden war. Fast alle Tataren verstehen

ferner russisch und sprechen dasselbe, obwohl schwerfällig, aber nur, wenn sie mit Russen in Berührung kommen, während es in ihren gegenseitigen Verkehr nicht eindringt. Für die Erklärung des hartnäckigen Widerstandes, den die Kasanschen Tataren bisher allen Russifizierungsversuchen entgegenzusetzen vermochten, dürfte schliesslich der Umstand nicht von geringer Wichtigkeit sein, dass bei denselben neben der Masse des von Ackerbau und Tagelöhnerarbeit lebenden Volkes eine nicht geringe Zahl wohlhabender, höheren Ständen Angehöriger vorhanden ist, Handwerker, Kaufleute, Ärzte u. s. w., vor allem aber die Nachkommen der alten tatarischen Adelsfamilien. Im Grossen und Ganzen tritt bei den Kasanschen Tataren dieselbe Erscheinung zu Tage, die man bei den deutschen Einwanderern beobachten kann. Diejenigen, deren Umgebung ihrer Bildungsstufe mehr oder minder nahe steht, russifizieren sich schnell und leicht; jene dagegen, welche inmitten einer ihnen an Bildung weit nachstehenden Bevölkerung leben, so z. B. die deutschen Ansiedler an der Wolga, halten mit zäher Ausdauer an ihrem Deutschtum fest. Inbezug auf die Kasanschen Tataren kommen aber nur die niederen russischen Volksschichten in Betracht, von einer Einflussnahme der höheren, welche sich in stark ausgebildetem Standesdünkel unter einander und gegen alle niedriger Stehenden abschliessen, desgleichen auch von einem Einfluss der ebenso in sich abgeschlossenen Universitätskreise kann gar nicht die Rede sein. Wie sich aber im Kasanschen das Verhältnis zwischen der Bildung der grossen Masse des russischen Volkes und jener der Tataren stellt, mögen folgende kurze Angaben zeigen.

Das Gouvernement Kasan nimmt in bezug auf das Schulwesen erst die 40. Stelle unter den Gouvernements des europäischen Russlands ein. Im Kreise Tetjuschi kommt eine Schule erst auf 4500 Seelen, im ganzen Gouvernement durchschnittlich eine auf 8900 Seelen, und in den 19 Elementarschulen der Stadt Kasan befanden sich 1886 nur etwa 1700 Schüler und Schülerinnen, während doch mindestens 15 000 schulpflichtige Kinder vorhanden waren. Die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen ist

noch immer eine sehr grosse, wogegen ein Tatar, der nicht schriftkundig ist, von seinen Stammesgenossen verachtet wird. Die Mullahs sorgen unermüdlich dafür, dass eine gewisse Wissensmenge Gemeingut des ganzen Volkes bleibe, und bei keiner Moschee, in den Städten ebenso wie in den Dörfern, fehlt die Schule. Irgend ein wohlhabender Tatar kauft oder baut das nötige Haus, ein anderer übernimmt die Kosten der Beheizung, und die Schule tritt ins Leben. Vieler Ausstattung und besonderer Lehrmittel bedarf es nicht. Die nötigen Bücher stehen auf einem Gestell über dem erhöhten Platz, welchen der Lehrer einnimmt. In derselben Stube, in welcher die Kinder um den Lehrer mit Büchern und Schreibzeug auf den mitgebrachten Kissen herumhocken, essen und schlafen sie auch, und wenn einer der Zöglinge erkrankt, dient das Schulzimmer auch als Krankenstube, und der Lehrer wird zum Arzt. Der Unterricht beginnt mit den Anfangsgründen der arabischen Sprachlehre, dem Erlernen des Alphabets; dann werden einige Suren aus dem Koran gelesen, nach diesen allerlei in Kasan gedruckte tatarische Bücher, welche Erläuterungen des Korans enthalten, und schliesslich das Buch des Muhammed Effendi, eine Art Anweisung zum kaufmännischen Geschäftsbetrieb. Jedes Kind lernt so viel arabisch als es braucht, um den Koran lesen zu können, ausserdem wird aber auch Unterricht im Persischen und Bucharischen erteilt, zwei Sprachen, die für den künftigen Kaufmann von Wichtigkeit sind, aber nirgends wird in der doch nicht minder wichtigen russischen Sprache Unterricht erteilt, woher es kommt, dass man höchst selten einen Tataren trifft, welcher russisch geläufig und fehlerfrei spricht. In eine solche Schule kommen die Kinder bereits im siebenten oder achten Lebensjahr und bleiben in derselben mindesten fünf Jahre. Mädchen geniessen Unterricht in ähnlichen Schulen, und selten trifft man eine Frau, welche nicht lesen und schreiben kann. Wohlhabende Tataren lassen in neuerer Zeit ihre Kinder durch russische oder auch ausländische Erzieherinnen unterrichten, von denen sie Unterricht in der russischen, aber auch in der französischen und deutschen Sprache erhalten. Die russischen Lehranstalten dagegen,

und auch die Universität, obwohl sie ihnen alle offen stehen, meiden die Tataren. Die arabische und die persische Literatur sind ihnen eine genügende Bildungsquelle. Die bei der Universität Kasan im Jahre 1802 errichtete Buchdruckerei für morgenländische Sprachen hat sich als ein mächtiger Förderer der tatarischen Sprache und des mohammedanischen Glaubens erwiesen. Rittich schätzte bereits im Jahre 1870 die aus dieser Buchdruckerei hervorgegangenen volkstümlichen Schriften in tatarischer Sprache auf mehr als eine Million Bände. Im Jahre 1859 wurden 22 tatarische Bücher in einer Gesamtauflage von 138 850 gedruckt, und 1869 wurden von einem Werke 40 000 Abzüge in neun Monaten gedruckt. Die Tataren sind nicht nur das einzige unter den Fremdvölkern an der Wolga, welches eine eigene Schriftsprache erlangt hat, sondern sie besitzen auch eine nicht unbedeutende Literatur, in welcher neben religiösen, wissenschaftlichen und auf den Handel bezüglichen Werken auch die Dichtkunst vertreten ist.

Zeigt uns bereits alles dies die Tataren auf einer unendlich höhern Bildungsstufe stehend als die bisher geschilderten Wolgavölker, so wird der Unterschied doch noch auffallender, wenn wir sie in ihren Wohnstätten aufsuchen. Bisher stiessen wir nur auf Dörfer oder kleine Gruppen von Gehöften — die Tataren dagegen sind bis zur Städtegründung vorgeschritten. Nachdem Kasan erobert war, wurde die tatarische Bevölkerung aus der Stadt ausgewiesen und neben derselben in der noch jetzt bestehenden tatarskaja sslobóda angesiedelt. Dort trifft man enge, ungepflasterte Strassen, ein- und zweistöckige Häuser, Holz- und Steinbauten, Moscheen mit schlanken Minarets, und in den Strassen all das eigentümliche Treiben einer morgenländischen Stadt. Es ist alles so wie in kleinen Städten in der asiatischen Türkei, mit dem einzigen Unterschied, dass das Strassenleben kein so lebhaftes ist, weil tagsüber der grössere Teil der tatarischen Bevölkerung sich in der Christenstadt aufhält. Die tatarischen Dörfer bringen auf den ersten Anblick einen günstigen Eindruck hervor, und derselbe schwindet nicht, wenn man sie näher kennen lernt. In ihrer Anlage erinnern sie meist an die unregelmässig zerstreuten Zelte eines Nomaden-

lagers, und es wird noch viel Zeit vergehen, bevor eine regelmässige Anlage, die man jetzt zu erzwingen sucht, allgemein durchgeführt sein wird. Das Wohnhaus liegt hinter einem Zaun, die Fenster dem Hofe zugekehrt, in dem sich die Vorrathshäuser und die Badestube befinden, und an den sich der Pferdehof mit dem Stall anschliesst. Das Wohnhaus ist durch den Flur in zwei Teile geteilt, deren vorderer wieder aus zwei Teilen, dem Männer- und dem Frauengemach besteht, welche jedes einen besondern Eingang haben. Der hintere Teil des Hauses dient als Arbeitsraum, ist dementsprechend weniger sauber, auch selten mit Glasfenstern versehen. Betreffs der Wohnräume gehen die Ansichten jener, welche sie geschildert haben, sehr auseinander. Während die Einen die Reinlichkeit und Ordnungsliebe der Tataren nicht genug rühmen können, schildern die Anderen die tatarischen Wohnstuben als höchst unsauber. Die Wahrheit liegt, wie so oft, auch hier in der Mitte. Bei wohlhabenden Tataren findet man die Wohnräume stets sauber und in guter Ordnung, und da der Tatar sich gern als wohlhabender darstellt als er in Wirklichkeit ist, verwenden überhaupt die meisten etwas auf ihre Wohnung. Der grosse Ofen in der Wohnstube wird mehrmals jährlich frisch angestrichen, auf demselben stehen zwei kupferne Waschbecken, da Mann und Frau sich nicht in demselben Gefäss waschen dürfen, der Ssamowar ist spiegelblank geputzt, und ein grosser, bunt bemalter und mit allerlei Blechzierart beschlagener Holzkoffer, häufig auch ein mit Geschirr gefüllter Schrank stehen so, dass der Eintretende sie sofort gewahr wird. Divans oder breite Pritschen ziehen sich längs der Wände, und auf ihnen sind, von einem Vorhang verhüllt, die Federbetten aufgeschichtet. Bei ärmeren Tataren dienen die Pritschen auch als Tisch, und ein solcher ist in der Stube nicht vorhanden, bei wohlhabenderen aber steht der Thür gegenüber ein mit einem weissen Tuch gedeckter Tisch und auf diesem ein kleiner Spiegel, in der entgegengesetzten Ecke ein zweiter, gleichfalls gedeckter, auf dem sich das Theegeschirr befindet. Häufig trifft man Blumen auf dem Fensterbrett. Dass all die Behaglichkeit, welche der mehr oder minder Wohlhabende in

seiner Wohnung zu schaffen sucht, bei armen Tataren nicht vorhanden sein kann, ist selbstverständlich. In der ganzen Welt ist ja mit seltenen Ausnahmen der unzertrennliche Begleiter der Armut die Unsauberkeit, und bei Asiaten äussert sie sich häufig in einer Weise, welche den Ekel des Europäers erregt. So mag es denn auch, wie Ssbojew berichtet, vorkommen, dass die Tatarin in demselben Gefäss, in welchem sie die Speisen zubereitet, auch ihr Kind oder die schmutzige Wäsche wäscht, aber keineswegs darf man solche Fälle als Regel ansehen und das ganze Volk als unsauber erklären, wenn auch tatarische Anschauungen von Reinlichkeit himmelweit von den holländischen verschieden sind. Dass tinea capitis bei den Tataren sehr verbreitet ist, daran ist nicht Unreinlichkeit, sondern die Ausdünstung der Kopfhaut schuld, welche die eng anliegende Jermólka verursacht, und wer die Lebensweise der armen tatarischen Arbeiterbevölkerung kennen gelernt hat, die oft kümmerlich genug bei schwerer Arbeit ihr Leben fristet, der wird es auch erklärlich finden, dass Hautkrankheiten aller Art unter derselben ziemlich häufig vorkommen.

Unbestreitbar ist dagegen, dass der Tatar dem Russen als Ackerbauer nicht im entferntesten gleich kommt, ja man kann sogar sagen, dass er sich auch mit vielen Ackerbauern finischer Abstammung nicht zu messen vermag. Er hat keine Anlage und keine Neigung zum Ackerbau, und häufig verpachten Tataren ihre Felder an Russen und widmen sich irgend einem Gewerbe oder dem Handel, der ihre liebste Beschäftigung ist. Mancher Tatar, der heute ein bedeutendes Vermögen besitzt, hat als Trödler und Hausierer seine Laufbahn begonnen und ist durch Geschick und Sparsamkeit ein reicher Mann geworden. Alle Arbeit, welche grössern Kostenaufwand erfordert, liebt der Tatar nicht, trotzdem es ihm an Kraft nicht fehlt. Dies steht nicht im Widerspruch damit, dass überall an der Wolga, wo Tataren wohnen, Tataren die Russen als Lastträger an den Landungsplätzen verdrängt haben. Nur die Not zwingt den Tataren zu schwerer Arbeit — sobald er einen kleinen Geldbetrag sein eigen nennt, sucht er ihn im Handel zu verwerten oder sieht sich nach einer Beschäftigung um, welche

keinen Kraftaufwand erfordert. So begegnen wir Tataren auch häufig als Bienenzüchtern, Fuhrleuten, Posthaltern u. s. w., aber ihre natürlichen Anlagen vermögen sie doch bei allen diesen Beschäftigungen nicht so zu entfalten wie im Handel, in dem sie sich als ungemein rührig und gewandt erweisen.

Der gemeine Tatar ist sehr genügsam und leicht zufrieden gestellt, doch ein Tatar, der Geld in der Hand hat, lässt auch etwas aufgehen. Er besitzt eine grosse Vorliebe für Süßigkeiten aller Art, und kann davon, namentlich von Fruchteis, unglaubliche Mengen vertilgen. Gegen Fremde ist er zuvorkommend und gastfreundlich, bewirbt gern, besonders mit Thee, von dem er selbst mit Leichtigkeit zwanzig Tassen auf einem Sitz austrinkt und von seinem Gast eine gleiche Leistung erwartet. Prof. Fux erzählt eine ergötzliche Geschichte von einem Besuche in einem Tatarendorfe, wo er unzählbare Gläser Thee leeren musste, um seine Wirte nicht zu beleidigen, und infolgedessen nach seiner Heimkehr mehrere Tage mit Unwohlsein zu kämpfen hatte. Auf den Dörfern findet der Gast auch Gelegenheit, die Frauen seines Wirtes zu sehen, sogar meist unverschleiert, in der Stadt dagegen herrscht schon einige Zurückhaltung. Während der Mann seinen Geschäften nachgeht und zuweilen auch Stunden lang in einem russischen Traktir zubringt, den Klängen der Riesenorgel lauschend, wobei er im Handumdrehen zwanzig Flaschen Bier leert, ist das Leben einer reichen Tatarin ein sehr einförmiges. Nachdem sie sich angekleidet und mit weisser und roter Farbe geschminkt, setzt sie sich auf den Divan und spricht dem Inhalt des vor ihr stehenden Samowars so lange zu bis der Schweiss aus allen Poren hervordringt. Nachdem sie dann die Verwüstung, welche der Schweiss auf ihrem geschminkten Antlitz hervorgerufen, durch Auftragen neuer Schminke beseitigt, folgt das Frühstück, meist aus sehr fetten Speisen bestehend, nach denen wieder Thee getrunken werden muss, der nach dem Glauben der Tataren den Magen stets wieder in Ordnung bringt. Nun wartet die Tatarin, auf dem Divan sitzend, ob Besuch kommt, und wenn solcher sich einfindet, folgt abermaliges Theetinken, abermaliger Schweiss und aber-



maliges Schminken, um beim Mittagsessen dem Ehegemahl in voller Schönheit entgegentreten zu können. Nachdem das Mittagessen und das diesem unvermeidlich folgende Theetrinken vorüber ist, kleidet sich die Tatarin um, legt ihre besten Kleider und ihren schönsten Schmuck an, lässt anspannen und fährt zu Besuch zu einer Freundin, wo sie plaudernd, Thee und Süßigkeiten geniessend die Zeit bis zum Abend verbringt, oder begiebt sich in Begleitung zahlreicher Verwandten in einen öffentlichen Garten, um dort der Musik zu lauschen und die versammelte Menschheit zu mustern. Eine Abwechslung bringt blos die grosse Fastenzeit, der Rhamadan, doch nur in erhöhter Langerweile, da er ausser dem Besuch der Moscheeen alle Welt ins Haus bannt. Während des Rhamadan können auch die Männner nur heimlich ein Traktir besuchen, denn wenn auch die Mullahs das ganze Jahr ein Auge zudrücken und nichts dagegen einzuwenden haben, wenn die Gläubigen das Verbot des Branntweintrinkens dadurch umgehen, dass sie den aus wohlriechenden Kräutern gebrauten Branntwein nicht Wodka, sondern Balsam nennen, so sehen sie doch streng darauf, dass während des Rhamadan niemand die Religionsvorschriften übertrete.

Ausser der 28 Tage dauernden grossen Fastenzeit des Rhamadan feiern die Tataren noch am ersten Tag nach demselben (dem Chaid) das Bairamfest, ferner das Kurbanfest am 10. Tage des letzten Monats, an welchem jeder Hauswirt eigenhändig ein Opfertier schlachtet, ein Frühlings- und Ackerbaufest, den Ssaban (Pflug), zu welchem in Kasan Tausende zusammenströmen, um allerlei Spielen, Ringkämpfen, Pferderennen und Wettlauf zuzusehen, und am siebenten Freitag nach dem Ssaban den Dshujun, ein Fest zu Ehren der Frauen, das seine Entstehung einem reichen Tataren verdanken soll, der, um seine vielen heiratsfähigen Töchter an den Mann zu bringen, im freien Felde Spiele veranstaltete, zu denen er eine Menge junger Männer einlud. Zu diesen regelmässigen Festtagen kommen noch die ausserordentlichen, die Hochzeiten, welche sehr häufig sind, obwohl nur wenige von dem Rechte, vier Frauen zu besitzen, Gebrauch machen. Die reicheren

begnügen sich meist mit zwei Frauen, die ärmeren mit einer. Die Verlobungen werden durch Ehevermittlerinnen zustande gebracht, welche es auch zu bewerkstelligen wissen, dass der junge Mann das Mädchen vor der Verlobung sieht, obwohl dies gesetzlich verboten ist. Gefällt ihm das Mädchen, sendet er die Ehevermittlerin zu den Eltern desselben, um den Kalym zu vereinbaren, der zuweilen bis 1000 Rubel beträgt und dessen eine Hälfte sofort, die andere nach der Hochzeit zu zahlen ist und von den Eltern der Braut für den Fall verwahrt wird, dass später eine Trennung der Ehe erfolgt. Der Trauung gehen mehrtägige Festlichkeiten in den Häusern der beiderseitigen Eltern voraus, an denen jedoch die Braut nicht teilnehmen darf, und alle Gäste bringen der Braut Geschenke. Nachdem der Mullah das Paar vereinigt hat und die Gäste sich verabschiedet haben, führt die Ehevermittlerin den Bräutigam in das Schlafgemach und schliesst ihn dort mit der Braut ein. Während der nächsten vier Tage dürfen die Neuvermählten dieses Gemach nicht verlassen, und niemand ausser der Ehevermittlerin hat Zutritt zu ihnen. Die junge Frau bleibt auch nachher noch längere Zeit, häufig ein Jahr, im väterlichen Hause, und ihr Mann kommt dorthin zu Besuch. —

Die Astrachanschen Tataren stehen den Kasanschen in jeder Beziehung weit nach, und nur die in der Stadt Astrachan wohnenden, meist Kaufleute, bilden eine Ausnahme, da sie nicht bloß in der Kleidung, in Sitten und Gebräuchen, sondern auch in der Bildung den Kasanschen vollkommen gleichen. Die übrigen teilt man in die sogenannten jurrowskije (Ansässige, Dorftataren) und kundrowskije (nomadisierende Hirten). Die ersteren bauen Gemüse und allerlei Feldfrüchte, die sie nach Astrachan und anderen Städten an der untern Wolga zu Markte bringen; die letzteren leben ausschliesslich von der Viehzucht. Sie sind die letzten Überbleibsel der Nomaden mongolischen Stammes, welche Jahrhunderte lang an beiden Ufern der untern Wolga nomadisierten. Man vermutet in ihnen die Nachkommen der Nogaier (russisch: Nagájzy), doch gehen die Ansichten darüber sehr auseinander, da viele behaupten, dass in Russland Nogaier überhaupt nicht mehr vor-

handen und die letzten nach dem Krymkrieg auf türkisches Gebiet übergesiedelt seien. Während die Kasanschen Tataren sich rasch vermehren, nimmt die tatarische Bevölkerung an der untern Wolga ständig ab. Die Ursachen dieser Erscheinung sind noch nicht bekannt.

Die Baschkiren oder, wie sie sich selbst nennen, Baschkurt (Basch tatar. = Kopf, kurt turktatar. = Wolf), unter welchem Namen sie schon Ibn Foslan am Anfang des 10. Jahrhunderts kannte, bilden eine Übergangsstufe vom Nomadentum zum ansässigen Leben. Sie wohnen hauptsächlich in den Gouvernements Ufá und Orenbúrg, ausserdem in geringerer Anzahl in den Gouvernements Perm, Wjátka und Ssamára. Bis zum Erscheinen der Mongolen waren sie ein mächtiges Volk, wurden dann diesen unterthan und gelangten 1556 unter die russische Herrschaft. Sie wurden in 13 Kantone eingeteilt, welche wieder in Jurten oder Wóloste zerfielen. Im Gouvernement Perm befand sich der 1., 2. und 3. Kanton mit 44 000 Seelen, in Orenbúrg die übrigen zehn Kantone mit 444 000 Seelen, welchen die in den anderen Gouvernements zerstreuten Jurten — drei im Gouvernement Wjátka mit etwa 4000 Seelen, neun in Ssamára mit 12 000 Seelen — zugeteilt wurden. Die Gesamtzahl der Baschkiren betrug schon am Anfang der siebziger Jahre gegen 750 000 Seelen. Die Jurten standen unter der Leitung von Ältesten, diese unterstanden wiederum den Kantonsvorstehern und Kantonskuratoren, welche stets Staboffiziere waren. Die gesamte zum Kriegsdienst taugliche Mannschaft, welche ein eigenes Heer nach dem Muster der Kasakenheere bildete, stand unter dem Befehl eines Ataman (eines Generals) und konnte im Bedarfsfalle mit Zuziehung der Meschtscherjaken gegen 100 000 Reiter stellen.

Die Baschkiren sind völlig tatarisiert und — wenigstens die ansässigen — von Tataren schwer zu unterscheiden, da sie sich ebenso kleiden wie diese. Alle bekennen sich zum Islam, halten aber dabei noch an einer Masse Aberglauben fest, der aus ihrer Religion stammt. Zauberer, welche bei ihnen Maschmesch heissen, stehen in hohem Ansehen. Entgegen den mohammedanischen Gebräuchen besitzen sie auch keine Friedhöfe, sondern begraben ihre Toten an einem beliebigen Platze, den der Verstorbene bei Leb-

zeiten zu seiner letzten Ruhestätte sich ausgewählt hat. Die ansässigen Baschkiren sind fleissige Ackerbauer, alle aber berüchtigte Pferdediebe, die um so gefährlicher sind, als es auch der schärfsten Untersuchung selten gelingt, auch nur eine Spur des gestohlenen Tieres bei ihnen zu finden, da der Dieb es gewöhnlich sofort geschlachtet und mit seinen Freunden verzehrt hat. Grosse Verbreitung hat die Bienenzucht gefunden, jedoch meist nur im Walde, selten in Bienenstöcken im Hofe. Kleine Dörfer mit etwa 100 Einwohnern besitzen oft in den umgebenden Wäldern 100 bis 2000 Bienenstöcke. In der Anlage der Bienenstöcke im Walde erinnert manches an die Art und Weise, wie die Neger die Früchte von Kokospalmen herabzuholen pflegen. Der Baschkire sucht sich im Walde einen recht hohen Baum, aus, damit ihn die Bären nicht leicht ersteigen können, und schickt sich dann an, emporzuklettern. Er schlägt mit einem Beil am Fusse des Stammes zwei Kerbe in die Rinde, gross und tief genug, um den Fuss hineinsetzen zu können, schlingt dann um den Baumstamm und seinen Körper einen langen Riemen, den er festknotet, und schwebt nun, mit den Füssen in den Kerben stehend, den Oberkörper in dem Riemen zurückgebeugt, frei in der Luft. Indem er nun immer neue Kerbe in den Stamm schlägt, und so eine Art Leiter schafft, steigt er in denselben, den Riemen stets höher schwingend, empor, bis er eine genügende Höhe erreicht hat. Dort haut er eine Höhlung in den Baum, die er sorgfältig mit einem Klotz wieder verschliesst, bis auf eine kleine Öffnung etwa von der Grösse eines Zehnpfennigstückes, welche den Bienen den Zutritt zu der Höhlung ermöglichen soll. Wenn der Baum stark genug ist, werden oft zwei oder drei solcher Bienenstöcke in ihm angebracht. Die Bienenstöcke haben für den Baschkiren eine grosse Wichtigkeit, denn sie liefern ihm sein Lieblingsgetränk, den sauren Honig. Der aus dem Bienenstock genommene Honig wird, ohne ihn vom Wachs zu scheiden, in heissem Wasser aufgelöst, etwas Roggen- oder Weizenbrot hinzugefügt und dann das Ganze zum Gähren an einen warmen Ort gestellt. Am nächsten Tage ist das Getränk fertig. Es schmeckt süsslich sauer, ist stark und berauschend, aber

obwohl der Baschkire es leidenschaftlich gern trinkt, sagt es doch unserem Gaumen nicht zu. Den daran nicht Gewöhnten vermag bereits ein Glas zu berauschen, während die Baschkiren unglaubliche Mengen zu vertilgen im stande sind. Die Sehnsucht nach diesem Lieblingsgetränk lässt sie auch sorgfältig alle ihre Bienenstöcke mustern, damit ja in keinem mehr Honig zurückbleibe, als zur Ernährung der Bienen während des Winters unumgänglich nötig ist, und bevor sie — Mitte August — die Honigscheiben aus den Stöcken ausstechen, klettern sie gar oft zu denselben empor, um, durch ein Netz gegen die Stiche der Bienen geschützt, nachzusehen, was ihr Fleiss bereits geschaffen hat.<sup>143)</sup>

Die Lage der Baschkiren hat sich bedeutend verschlechtert, seitdem das Kasakenheer aufgehoben ist. Damals sahen noch die Kantonsvorsteher, meist gebildete Tataren, streng auf Ordnung und verhielten die Baschkiren zum Anbau ihres fruchtbaren Bodens, und damals erfreuten sich die Baschkiren einer Wohlhabenheit, die heute längst ins Reich der Sage gehört. Der ärmste Baschkire besass mehr Pferde und Vieh als jetzt der reichste. Jetzt nimmt in folge der angeborenen Faulheit der Baschkiren, welche niemand mehr bekämpft, das Elend von Jahr zu Jahr zu. Immer mehr Land, welches bisher den Baschkiren gehörte, geht in russische Hände über. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben die Fabriken in den südlichen Teilen des Gouvernements Perm viel Land von den Baschkiren erworben, und die Regierung begünstigte damals solche Verkäufe, um nach dem Pugatschewschen Aufstand, an dem die Baschkiren sich in Masse beteiligt hatten, dem Russentum hier das Übergewicht zu verschaffen. Der Ankauf erfolgte meist zu Spottpreisen; im Jahre 1756 wurden z. B. 150 000 Dessjatinen für 150 Rubel Papiergeld erworben! So sind die Baschkiren allmählich aus mancher Gegend, in der sie früher die Masse der Bevölkerung bildeten, völlig verdrängt worden. Ausser stande, ihre weiten Ländereien alle selbst zu bebauen, und auch viel zu faul dazu, verpachteten die Baschkiren dieselben auch an Russen, die das Feld bestellten und sich dann erst zur Ernte wieder einfanden. Der Pacht für die Dessjatine war sehr gering;

er überstieg nie 50 Kopeken, betrug aber sehr oft bedeutend weniger, bis  $12\frac{1}{2}$  Kopeken, wenn der Baschkire sich, z. B. vor der Erhebung der Steuern, in Geldverlegenheit befand und um jeden Preis verpachten musste, um nur Geld zu bekommen. Es muss hervorgehoben werden, dass die Baschkiren sich an den Feldfrüchten ihrer Pächter sehr selten vergriffen, trotzdem die Felder ohne alle Obhut blieben, da der Pächter erst zur Erntezeit sich wieder einstellte. Dafür pflegte aber der Baschkire zu seinem Pächter auf Besuch zu kommen und dann einige Zeit bei ihm zu Gast zu bleiben, um sich einigemal gründlich satt zu essen. Vor solchen Besuchen war der Pächter nie sicher, und wenn er noch so weit entfernt wohnte, denn für einen hungernden Baschkiren ist die Aussicht auf einige gute Mahlzeiten ein mächtiger Sporn.<sup>144)</sup>

Der Neigung der Baschkiren zum Nomadenleben setzt das Vordringen russischer Ansiedler, welche das eigentliche Baschkirien immer mehr einengen, von Jahr zu Jahr mehr Schranken, aber trotzdem wird noch viel Zeit vergehen bis alle zu einem sesshaften Leben gebracht sein werden. Die nomadisierenden wohnen in Kibitken oder Filzzelten, gewöhnlich sechs bis sieben in einem Zelt. Die Kibitken gleichen vollständig jenen der Kirgisen, nur sind sie höher und oben mehr abgerundet als diese. Wenn die Baschkiren das Winterdorf zu ihrer zweimonatlichen Wanderung verlassen, wird alles bewegliche Eigentum in Körbe aus Birkenrinde gepackt und auf ein Pferd geladen, dann steigt die ganze Familie zu Pferde, und der Zug setzt sich in langer Reihe, ein Reiter hinter dem andern, in Bewegung. Säuglinge bringen die Mütter an der Brust unter dem Kaftan unter und binden sie dort der Bequemlichkeit wegen mit einer Leibbinde fest, während sie ein- oder zweijährige Kinder, die sich noch nicht selbst auf einem Pferde erhalten können, vor oder hinter sich auf ihr Pferd setzen, wo sie ebenfalls am Körper der Mutter angebunden werden. Für die Frauen beginnt überhaupt nun eine schlimme Zeit, denn alle Arbeit ruht während des Sommers auf ihren Schultern. Sie haben die Kühe und Stuten zu melken, den Kumys, Butter und Käse (kut) zu bereiten, Kleider und Schuhe zu verfertigen, und nur bei

der Heuernte leistet ihnen der Mann Beistand, während gleichzeitig für die Arbeiten, die sie sonst verrichteten, eine Dienerin gemietet wird. Wenn dann alle in das Dorf zurückgekehrt sind, erwarten die Frauen neue Arbeiten, sie müssen für den Winter den Ofen in brauchbaren Zustand bringen, die Fensteröffnungen mit Blasen überziehen, Filz bereiten, Winterkleider für alle Hausgenossen nähen u. s. w.

Zwischen den Baschkiren zerstreut leben die Meschtscherjaken, ein finisches Volk,<sup>145)</sup> vielleicht Nachkommen der schon von Nestor erwähnten Meschtschera, die jedoch so vollständig tatarisiert sind, dass wir ihnen ihre Stelle hier und nicht unter den finischen Völkern anweisen. Einst wohnten die Meschtscherjaken am rechten Wolgaufer in den jetzigen Gouvernements Pensa und Ssimbirsk, auch an der mittlern Oka, sind jedoch dort entweder völlig ins Russentum aufgegangen oder nach Baschkirien ausgewandert. Sie unterscheiden sich heute von den Baschkiren nur durch grössere Sauberkeit und grössern Fleiss, zeigen auch viel mehr Lust zum Ackerbau als jene. Gleich den Baschkiren Mohammedaner, beobachten sie die Vorschriften des Islam viel strenger, und man trifft unter ihnen nicht nur Mullahs, welche eine gewisse Bildung besitzen, sondern auch Schulen. Weitab von den übrigen Niederlassungen der Meschtscherjaken leben noch etwa 3000 in sechs Dörfern des Kreises Ziwiłsk im Gouvernement Kasan. Wie sie dorthin gekommen sind, vermögen sie nicht mehr anzugeben, doch hat sich unter ihnen die Überlieferung erhalten, dass sie von den Meschtscherjaken abstammen. Ihre Sprache ist ein Gemisch von tschuwaschisch und tatarisch, sie kleiden sich wie die Tschuwaschen, unter denen sie leben, und nennen sich auch selbst Tschuwaschen. Bis in die jüngste Zeit, bevor man ihre Abstammung entdeckte, sind sie den getauften Tataren beigezählt worden, obwohl sie als rechtgläubige Christen die Bezeichnung als Tataren ablehnen. Bei ihnen tritt der finische Gesichtsausdruck noch deutlich hervor.<sup>146)</sup>

Auch die gleichfalls unter den Baschkiren lebenden Tep-tjären und Bobýlen sind finischer Abstammung, aber schon völlig

tatarisiert, und nur hier und da findet man unter ihnen noch ein Anzeichen, das auf die finische Abstammung hinweist. Die Tep-tjaren sollen noch etwa 100 000 Seelen stark sein. Sie leben hauptsächlich von Viehzucht, Bienenzucht und Jagd, und ihre ganze Lebensweise unterscheidet sich fast gar nicht von jener der Baschkiren.

Die Kalmýken nomadisieren in den Gouvernements Ssarátow, Astrachán und Orenbúrg und im Gebiet der Donschen Kosaken, hauptsächlich auf dem rechten Wolgaufer zwischen den Flüssen Wolga, Don und Manytsch. Im 17. und noch am Anfang des 18. Jahrhunderts waren sie an der untern Wolga ein mächtiges Volk, da schon ihre erste Einwanderung im Jahre 1628 gegen 50 000 Kibitken mit etwa 100 000 Männern betrug, welche später durch Nachzügler noch bedeutend verstärkt wurden. Obwohl seit 1655 russische Unterthanen, erforderten sie doch die grösste Wachsamkeit der Behörden und umfassende Vorkehrungen zum Schutze der russischen Ansiedler vor ihren Überfällen, umsomehr da (siehe Seite 98) eine Zeitlang in ihrer Mitte der Gedanke rege war, an Stelle des Zartums Astrachan ein grosses Kalmykenreich an der Wolga zu errichten. Die Auswanderung von 30 000 Kibitken nach China im Jahre 1771 befreite Russland für immer von der durch sie drohenden Gefahr, und die zurückgebliebenen etwa 13 000 Kibitken wurden zu voller Unterwerfung gezwungen. Die jetzt noch im Wolgagebiet lebenden Kalmyken werden auf etwa 100 000 Seelen geschätzt.

Der Kalmyk ist mittelgross und mager, jedoch breitschulterig und gut gebaut, das breite, gelbbraune, bei Männern besonders dunkel gefärbte Gesicht mit den hervortretenden Backenknochen, der kleinen platten Nase, den abstehenden Ohren und schräg geschlitzten Augen umrahmt schwarzes Haar, über den fleischigen Lippen zeigt sich spärlicher Bartwuchs. Das Haupthaar wird rasiert und nur in der Mitte des Kopfes stehen gelassen, nur alte Leute lassen es vollständig wachsen und flechten es in einen Zopf.

Die Kleidung der Kalmyken besteht bei beiden Geschlechtern aus einem kurzen, vorn offenen Hemd und weiten Beinkleidern,



wortüber die Männer einen kurzen Überrock von blauem Nanking, im Winter einen Pelz, die Frauen aber einen mit Bändern und Borten verzierten Überrock von Kattun, Sammet oder Seide tragen. Als Kopfbedeckung dient den Männern eine gelbe, mit Schaffell eingefasste Tuchmütze, an deren Deckel eine rote Quaste angebracht ist, den Frauen eine ähnliche Mütze von besserem Stoff und mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Junge Mädchen pflegen einen Schnürleib zu tragen, durch den die Brüste so zusammengepresst werden, dass sie die beliebte und einzig als schön geltende Form — flach wie ein Brett — erhalten. Die Mädchen scheideln das Haar in der Mitte und flechten es in zwei Zöpfe, welche sie nach hinten herabhängen lassen, nach ihrer Verheiratung aber ziehen sie die Zöpfe über die Schultern nach vorn. Den Reizen der Kalmykin muss auch häufig die Kunst nachhelfen, und die Schminke ist bei ihnen ebenso beliebt wie sie dem Haarmangel durch einfügen falscher Flechten von Rosshaar geschickt nachzuhelfen verstehen.

Das Wohnhaus vertritt dem Kalmyken sein Zelt, richtiger gesagt: seine Filzhütte. Zunächst wird aus Stangen und starken Reifen, die man durch Stricke verbindet, ein halbkugelförmiges Gerüst hergestellt, dieses dann mit Filzdecken belegt, welche man mit Stricken aus Rosshaar umschlingt, und das Zelt ist fertig. Im Winter legt man darüber noch eine zweite, stärkere Filzschicht und verleiht dem Bau durch eingetriebene Holzpföcke noch erhöhte Festigkeit. Solch ein Zelt gewährt den Vorteil, dass es im Sommer kühl ist und im Winter Schutz gegen die Kälte gewährt, und der Kalmyk fühlt sich darin ungemein behaglich. Eine kleine Öffnung an der Seite dient als Thür, eine andere in dem kegelförmigen Dach als Rauchfang. Unmittelbar unter der letztern, in der Mitte des Zeltes, befindet sich die Feuerstelle, über welcher der kupferne Kessel hängt, und um dieselbe aufgehäuft getrockneter Mist, der das Brennholz vertreten muss. Der Boden ist mit Filzdecken bedeckt, welche hier Bänke und Bett ersetzen. Was man ausser dem unentbehrlichen, nirgends fehlenden Kessel in einem Kalmykenzelt noch sieht, ist sehr einfach. Mehr als einige

Holzgeräte und ein Holzkoffer ist selten in einem Kalmykenzelt vorhanden.

Solche Zelte bedecken an der untern Wolga oft Flächen von mehreren Kilometern. Plötzlich ist die Zeltstadt an einer früher völlig öden Stelle entstanden, und ebenso plötzlich verschwindet sie nach wenigen Tagen wieder, wenn die Herden weit und breit das Gras abgeweidet haben. Jetzt aber sieht man, so weit das Auge zu dringen vermag, die Steppe mit weidenden Herden, mit Hornvieh, Pferden und Kamelen bedeckt, und dazwischen wimmelt es von Männern, Frauen und Kindern, welche alle emsig beschäftigt sind. Die einen melken die Stuten und Kühe, andere bereiten Kumys oder Butter oder Ziegelthee, eine Mischung von Thee, Butter, Milch und Salz, die keineswegs so schlecht schmecken soll als man nach den absonderlichen Bestandteilen glauben sollte — wieder andere verfertigen Filz aus Ross- und Kamelhaaren. Nackte Kinder treiben sich zwischen den Zelten und Herden herum, alle bereits mit der kleinen Tabakspfeife im Munde, welche die Kalmyken selbst verfertigen und die untrennbar von ihnen zu sein scheint, und Scharen von Reitern jagen um die Wette über die Ebene dahin, denn die Kalmyken sind kühne und gewandte Reiter. Das rege Treiben eines solchen Lagers bildet ein ungemein anziehendes Bild in der kahlen, öden Steppenlandschaft.

Nur die wohlhabenden Kalmyken beschäftigen sich mit der Viehzucht. Viele Tausende, die keine Herden, ja nicht ein einziges Stück Vieh besitzen, müssen für ihren Unterhalt auf andere Weise sorgen. Da der Kalmyk ein fleissiger, ausdauernder und zu allem verwendbarer Arbeiter ist, fehlt es den armen Kalmyken an der Wolga nie an Gelegenheit, sich durch Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie finden Beschäftigung bei den grossen Salzseen beim brechen und verladen des Salzes, wobei die schwerste Arbeit ihnen ausschliesslich vorbehalten bleibt, namentlich aber sind sie den grossen Fischereiunternehmern an der Wolga und auf dem Kaspi-See hoch willkommen. Es ist erstaunlich, was ein Kalmyk zu leisten vermag! Unverdrossen und unermüdlich verrichtet er die schwerste Arbeit in der glühendsten Sonnenhitze,

steht oft stundenlang bis an den Gürtel im Wasser, selbst bei empfindlicher Kälte, und ist dabei mit jeder Kost zufrieden, welche der Unternehmer ihm giebt. Kein Wunder daher, dass Kalmyken als Arbeiter sehr gesucht sind, und es giebt keine Watága an der untern Wolga und kein Fischerboot auf dem Kaspi-See, in welchen sich unter den Arbeitern nicht einige Kalmyken befinden. Der Kalmyk, der sich zum Fischfang verdingt, hat für 15 Kopeken Silber einen Arbeitsschein zu lösen, und danach lässt sich bestimmen, dass zu dem jährlich zweimal, im Frühling und Herbst, stattfindenden Fischfang jedesmal etwa 6500 Kalmyken mit Arbeitsscheinen ausziehen, doch die Zahl jener, welche von den Unternehmern auf mündlichen Vertrag hin gemietet werden, ist bedeutend grösser. Auch bei der Herrichtung des Kaviars, die eine gewisse Gewandtheit im absondern des Rogens und der Hausenblase erfordert, trifft man häufig Kalmyken verwendet, welche bei dieser Arbeit 60 bis 150 Rubel verdienen. Ausser beim Fischfang und bei der Salzgewinnung finden Kalmyken auch noch in den russischen Dörfern als Feldarbeiter Beschäftigung, und die Gewöhnung an letztere Thätigkeit hat bereits zur Folge gehabt, dass manche dem Nomadenleben entsagten und sich dem Ackerbau widmeten. Man hat ihnen inmitten der Kalmykensteppe Land zum Anbau angewiesen, und die bebaute Fläche vergrössert sich dort von Jahr zu Jahr. Schliesslich bieten sich Kalmyken in Astrachan und in allen Städten an der untern Wolga zu allen möglichen Arbeiten an, so dass die Zahl der Arbeiter, welche dieses Volk alljährlich stellt, mit 20 000 wohl nicht zu hoch geschätzt ist.

Eine gewerbliche Thätigkeit ist bisher bei den Kalmyken nur in sehr geringem Umfange und nur für ihren eigenen Bedarf vorhanden. Die meisten ihnen notwendigen Gegenstände kaufen die Kalmyken entweder in den Städten und Dörfern oder von den tatarischen Händlern, welche sich in jedem Zeltlager aufhalten. Die Männer verfertigen nicht nur ihre Sättel, ihre Fussbekleidung und alle hölzernen Gerätschaften, die man in den Kibitken findet, selbst, sondern auch noch allerlei Gegenstände aus von ihnen selbst

gtgerbtem Leder, sowie silbernes Ohrschmeide, Ringe, Gürtel u. s. w. für ihre Frauen.

Die Viehzucht, auf welcher der Reichtum der Kalmyken beruht, ist seltsamerweise auf niedriger Entwicklungsstufe geblieben. Für Verbesserung der Rassen wird so gut wie nichts gethan, trotzdem die Regierung durch Veranstaltung jährlicher Pferderennen und Viehausstellungen zu einer solchen anzuregen suchte. Der Wert der Pferde, Kamele, Kühe, Schafe und Ziegen, welche die Kalmyken besitzen, dürfte 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 6 Millionen Rubel betragen, wenn man der Berechnung die mittleren Verkaufspreise zu grunde legt, und der jährliche Erlös vom Verkauf dieser Tiere 250 000—300 000 Rubel, wozu noch der Ertrag der Häute hinzu kommt, doch dieser Besitz und der Ertrag desselben sind beide gleich unsicher. Tausende von Tieren fallen jährlich der Winterkälte und Krankheiten zum Opfer. In Winter des Jahres 1798 verloren die Kalmyken mehr als 500 000 Stück Vieh, und kaum hatten sie sich von diesem Schlag ein wenig erholt, so ging in den dreissiger Jahren schon wieder fast die Hälfte ihrer Herden zu grunde.

Der russische Staat hat bisher den Kalmyken das Leben ziemlich leicht gemacht, indem er von ihnen keine Abgaben forderte. Die einzige Abgabe, welche sie zu entrichten haben, 8 Rubel 15 Kopeken für jede Kibitka, erhalten entweder ihre Noionen oder sie wird (in den Ulussen, welche unmittelbar der Krone unterthan sind) zur Bestreitung der Verwaltungskosten verwendet. Gewissermassen bilden die Kalmyken heute noch einen Staat im Staate, welcher auf den Einrichtungen beruht, die sie vor 200 Jahren aus der Dsungarei mitbrachten. Mehrere verwandte Familien, welche zusammen herumziehen, bilden einen Choton, unter einander verwandte Chotons einen Aimak, mehrere Aimaks ein Geschlecht, und aus der Vereinigung mehrerer Geschlechter entsteht ein Uluss. Es giebt jetzt sieben Ulusse, wovon drei unter eigenen Oberhäuptern, die übrigen unmittelbar unter der Krone stehen. Im Gouvernement Astrachan sind alle Kalmyken dem Ministerium der kaiserlichen Güter untergeordnet, und der Leiter der mit ihren Angelegenheiten betrauten Abteilung heisst „Oberster

Kurator des Kalmyken-Volkes“. In den noch unter eigenen Oberhäuptern stehenden Ulussen sind die Noionen die Erben der nach der grossen Auswanderung der Kalmyken nach China abgeschafften Chanswürde geworden. Ursprünglich hiessen Noionen bloß die männlichen Nachkommen Tschingis-Chans und seiner Brüder, in der Folgezeit haben aber auch entferntere, aus Seitenlinien stammende Verwandte der Chane diesen Namen angenommen. In den ihnen unterstehenden Ulussen überliessen die Noionen die Leitung der einzelnen Aimaks (welche auch Zissai hiessen) ihren Verwandten oder anderen dazu geeigneten Leuten, welche Zaissan oder Saissang genannt wurden, und in den einzelnen Chotons war das Oberhaupt der Familienälteste, der Aga. Da die Noionen ihre Unterthanen rücksichtslos ausbeuteten und doch beständig in Schulden staken (manche hinterliessen bei ihrem Tode eine Schuldenlast bis zu 30 000 Rubel), sah sich die Regierung endlich veranlasst, einzuschreiten und ihre Macht allmählich zu beschränken.

Besser als die Noionen hat die Geistlichkeit Macht und Einfluss von ehemals bewahrt. Die Kalmyken bekennen sich zum Buddhismus, und zwar zu der im 15. Jahrhundert durch Tsongkhapa gegründeten Tugendsekte (Geluzpa), welche als unterscheidendes Merkmal die gelbe Mütze annahm. Das kirchliche Oberhaupt der Kalmyken ist der Lama, der in seiner Würde von der kaiserlichen Verwaltung bestätigt wird. Die Priesterschaft ist sehr zahlreich, und bei jedem Kalmykenlager trifft man ein oder mehrere Zelte, in denen die Götzenbilder aufgestellt sind und die Priester ihre Gebetmaschinen in Bewegung setzen. Der Aberglaube der Kalmyken verschafft den Priestern eine gute Einnahmequelle, denn man nimmt bei jeder Kleinigkeit ihre Vermittlung in Anspruch, und tritt das Gewünschte ein, so ist dies eine Folge des Gebetes des Priesters, welcher reichlich beschenkt wird, wogegen im entgegengesetzten Falle der Priester nie um eine Ausrede verlegen ist. Namentlich Kranke wenden sich häufig an die Priester und zahlen grosse Beträge, um durch sie ihre Gesundheit wieder zu erlangen.

Vornehme Kalmyken halten noch an der Feuerbestattung fest,

während die Masse des Volkes die billigste aller Leichenbestattungen vorzieht: die Leiche wird, in schlechten Filz gehüllt, in die Steppe hinausgetragen und dort liegen gelassen, indem man einige hölzerne Trinkgefässe und andere Geräte von geringem Wert neben sie legt. Binnen kurzem besorgen dann die Raubtiere die eigentliche Bestattung. Wohlhabende Kalmyken erbauen auch zuweilen zu Ehren ihrer Verstorbenen eine kleine hölzerne, einfenstrige Kapelle und mischen die Asche des Verstorbenen in den Kalk, welcher bei der Errichtung des steinernen Unterbaues verwendet wird. Der innere Raum enthält ein Brett, auf das die Opferschalen und dem Verstorbenen dargebrachten Geschenke gestellt werden, und wird auch mit Bildern ausgeschmückt.

Nur eine kleine Anzahl Kalmyken ist bisher zur Annahme des christlichen Glaubens bewogen worden, und diese äusserten schon nach kurzer Zeit den Wunsch, zu ihrem Glauben zurückkehren zu dürfen, was natürlich zufolge den in Russland zu gunsten der griechisch-katholischen Kirche bestehenden Bestimmungen nicht bewilligt werden konnte. Für die geistige Hebung des Volkes, welche am ehesten der christlichen Lehre die Wege ebnen würde, ist zwar schon manches, aber immer noch wenig geschehen. In allen Ulussen bestehen nur acht Schulen, jede für 30 Schüler bestimmt, die darin auf Staatskosten Unterricht und volle Verpflegung finden, während die übrigen Schüler nur unentgeltlichen Unterricht geniessen. Der Unterricht beschränkt sich auf russisch lesen und schreiben und die Anfangsgründe des Rechnens. Die besten Schüler kommen aus diesen Schulen in die kalmykische Lehranstalt in Astrachan, welche 1849 eröffnet wurde und 50 Zöglingen Unterricht in der russischen und Kalmykensprache, Arithmetik, Geographie und in russischer und Weltgeschichte (letztere nur oberflächlich) gewährt, gleichfalls bei unentgeltlicher Verpflegung. Schüler, welche besondere Anlagen zeigen, können aus dieser Anstalt in das Astrachansche Gymnasium eintreten. Ausserdem besteht in Astrachan eine Mädchenschule, welche Lehrerinnen für Kalmykenschulen ausbildet. —

Die Kirgisen, zum Unterschiede von den asiatischen Kir-

gisen von den Russen Kirgis-Kaissaken genannt (sie selbst nennen sich Kaissaken, soviel wie „herumschweifende“), durchziehen etwa 200 000 Seelen stark die Gouvernements Astrachan und Orenburg. Die Russen lernten die Kirgisen schon am Ende des 16. Jahrhunderts kennen, als dieselben noch am Irtýsch, Ob und Jenisséj herumstreiften, von wo sie immer weiter nach W vordrangen und schliesslich das ganze Gebiet zwischen dem Irtýsch und dem Kaspi-See besetzten. Man teilte sie früher in die Kleine, Mittlere und Grosse Horde, deren erstere zwischen dem Uralfuss und den Grenzen Chiwas nomadisierte und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Russland unterthan wurde. Als nach dem Abzug der Kalmyken die von ihnen früher besetzten Steppen frei wurden, trennte sich Bukei, einer der Sultane der Kleinen Horde, von derselben und zog mit 7500 Kibitken in die Steppen an der Wolga. Diese neugebildete Horde erhielt den Namen Mittlere oder Bukejewische Horde. Bukei wurde 1812 von der russischen Regierung zum Chan ernannt, doch erlosch die Chanswürde bereits mit seinem Sohn Dshanger, welcher 1845 starb.

In der äussern Erscheinung der Kirgisen ist der Mongole unverkennbar. Keines der Kennzeichen des mongolischen Stammes fehlt ihnen: weder das platte, breite Gesicht, noch die hervortretenden Backenknochen, die geschlitzten schwarzen Augen, das schwarze Haar und der spärliche Bartwuchs. Von Gestalt sind sie mittelgross, die Frauen vor ihrer Verheiratung schlank, doch später oft unförmlich dick, hübsche Gesichtszüge unter ihnen höchst selten. Häufig trifft man unter ihnen die kalmykische Gesichtsbildung, da die Kirgisen oft Kalmykenmädchen heiraten. Die Männer tragen weite lederne oder aus Kamelhaaren gewebte Beinkleider, den das Hemd vertretenden Beschmak, bei kühlerer Witterung zwei oder drei Chalate übereinander, durch einen bei Reichen oft sehr kostbaren Gürtel zusammengehalten. Als Fussbekleidung dienen Stiefel aus Ziegenfell mit hohen Absätzen, auf dem glatt geschorenen Kopf trägt man die der tatarischen Jermólka ähnliche Tjubetéjka, ein kleines Sammetkappchen, und über ihm, wenn man das Haus verlässt, eine spitze, breitrandige Filzmütze. Die Kleidung

der Frauen unterscheidet sich nur wenig von jener der Männer, doch sind ihre Chalate meist von feinerem Stoff und heller in der Farbe. Auf dem in Flechten über den Rücken herabhängenden Haar trägt die Kirgisin eine hohe runde Mütze, von welcher hinten ein langer Schleier herabfällt, und eine Menge Arm- und Halsbänder und sonstigen Schmuck. Falsche Haarflechten aus Rosshaar, die mit Bändern und Silbermünzen verziert, sind auch bei ihnen gebräuchlich. Die Kirgisen sind zwar reinlicher als ihre Nachbarn, die Kalmyken, aber trotzdem immer noch sehr unsauber. Ihre Wohnungen, die Kibitken, haben dieselbe Käseglockenform wie jene der Kalmyken, nur wird bei ihnen das Holzgestell im Sommer statt des Filzes mit Strohmatte bedeckt, und bei wohlhabenden Kirgisen findet man den Innenraum reich ausgeschmückt. Der Boden ist in solchen Kibitken mit bunten persischen oder bucharischen Teppichen bedeckt, die Filzwände mit kostbaren Stoffen bekleidet, und dichte Vorhänge verhüllen die niedrigen Betten. Auf einem zierlichen Tischchen sieht man hübsches Theegeschirr, und noch so manches ist vorhanden, was auf die Bekanntschaft des Kibitkenbesitzers mit den Annehmlichkeiten des Städtelebens hinweist, europäischer und morgenländischer Geschmack bunt durch einander gewürfelt. Manche derartige Einrichtung soll 10000 Rubel und mehr kosten. Einen grellen Gegensatz dazu bildet allerdings das Zelt des gemeinen Kirgisen, welches oft dichter Qualm füllt, den der zum brennen verwendete Kamelmist erzeugt, dazu der unangenehme Geruch, welcher von jedem selten gelüfteten Schlaf- und Wohnraum unzertrennlich ist, ganz abgesehen davon, dass es sich im Winter auch noch in einen Stall für junge Kälber, Füllen oder Lämmer zu verwandeln pflegt, welche noch nicht im Freien überwintern können.

Die Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Kirgisen, und ihr Reichtum besteht in den grossen Herden von Pferden und Schafen. Hornvieh, Kamele und Ziegen trifft man bei ihnen seltener. Als geschickte Reiter und grosse Liebhaber des Kumys bevorzugen die Kirgisen die Zucht der Pferde, welche bei ihnen ausschliesslich zum reiten, nie als Lasttiere verwendet werden.



Die Kirgisenpferde sind durch ihre Ausdauer berühmt, denn sie sind imstande, ohne Nahrung und Trank und ohne auszuruhen, an hundert Werst zurückzulegen. Die Pferde sind klein, haben einen zierlichen Kopf mit tippiger Mähne, dünne aber sehnige Beine mit kleinen Hufen und einen starken Rücken mit glattem Haar. Gezäumt sind sie mit einer einfachen Trense, das ganze Riemenzeug mit flachen Eisenringen besetzt, mit einer langen Troddel unter dem Halse, der Sattel sehr hoch, zum Überzug des Sitzkissens häufig Sammet verwendet.

Auf den Jahrmärkten der russischen Dörfer, welche an die Kirgisensteppe grenzen, bietet sich stets vortreffliche Gelegenheit, die Kirgisenpferde kennen zu lernen, denn auf grosse Jahrmärkte bringen die Kirgisen oft mehrere tausend Pferde zum Verkauf. Die Behandlung der Tiere seitens der Kirgisen ist eine rohe und unmenschliche, und namentlich die Bändigung der mit einer Fangstange, an der sich eine lange Riemenschleife befindet, eingefangenen wilden Pferde gewährt einen widerlichen Anblick. Der Pferdehandel dagegen bietet manches Anziehende und Neue. Bevor der Kirgise einem Käufer ein Pferd vorreitet, lässt er sich stets ein Handgeld geben, das er nachher vom Kaufpreis in Abzug bringt, denn in der angeborenen Trägheit mag er sich der Mühe des Einfangens und Bändigens eines Tieres nicht etwa vergeblich unterziehen. Wenn dem Käufer das Pferd gefällt und er den Preis desselben erfahren will, muss er sich auch den Gewohnheiten der Kirgisen fügen. Der Verkauf ist hier ein „losschlagen“ in des Wortes genauester Bedeutung. Der nach dem Preis Fragende hält dem Verkäufer die offene Handfläche hin, und dieser schlägt mit voller Kraft in dieselbe, indem er z. B. ruft: „Hundert Rubel!“ Dann hält der Kirgise seine Hand hin, in welche nun der Käufer einschlägt, indem er sein Gegengebot vorbringt, und so wechseln die Schläge in die Hand, welche der Kirgise zum Unbehagen des Käufers recht kräftig auszuteilen versteht, so lange ab, bis man über den Preis einig geworden ist.

Die verhältnismässig geringe Mühe, welche die Vieh- und Pferdezucht verursacht, ist auch der Hauptgrund, warum bisher

alle Bemühungen der Regierung, die Kirgisen zu einem sesshaften Leben zu bewegen und den Ackerbau bei ihnen einzuführen, gescheitert sind. Der Kirgise baut höchstens Hirse, die er gern isst, und Hafer für seine Pferde, aber zum Anbau von Roggen oder Kartoffeln ist er nirgends zu bewegen. Dagegen kommen aus den Herden der Bukejewschen Horde jährlich gegen 350 000 Stück Vieh zum Verkauf. Schon in den vierziger Jahren belief sich der Viehstand derselben auf 300 000 Pferde, 65 000 Kamele, 200 000 Stück Hornvieh und 1 500 000 Schafe, während die Horde selbst etwa 80 000 Seelen zählte.<sup>149)</sup> Seitdem ist mit der gestiegenen Bevölkerungszahl auch die Zahl der gezüchteten Tiere bedeutend gewachsen.

Die Steppe, welche die Kirgisen bewohnen, bietet der Viehzucht und dem Hang zum nomadisieren einen weiten Spielraum, denn unter den ungefähr 57 000 □ Werst Steppenland zwischen Wolga und Ural sind etwa 36 000 □ Werst, die mehr oder minder gut zum nomadisieren sich eignen. Auch wenn man die 21 000 □ Werst Sandboden und Sandhügel, zwischen denen sich auch noch häufig Strecken guten Weidelandes finden, nicht mitrechnet, kamen bei dem oben angegebenen Viehstande ungefähr drei Dessjatinen (4,37 ha) auf jedes Stück Vieh.

Dadurch, dass die Kirgisen allen Versuchen, sie sesshaft zu machen, bisher hartnäckig widerstanden haben, darf man sich jedoch nicht zu der Annahme verleiten lassen, dass sie in kultureller Beziehung keine Fortschritte gemacht haben. Die wohlhabenderen sind europäischer Bildung durchaus nicht abgeneigt, und wie man unter dem reichen Kalmyken-Adel manchen treffen kann, der als Offizier gedient hat und „halb als Barbar, halb als Weltmann“, wie General-Leutnant Blaramberg sagt, in die Steppe zurückgekehrt ist, so sind auch unter den Kirgisen sehr viele, die mit dem Firnis einer Halbkultur überzogen sind. Die Streitigkeiten und Räubereien (Barantás), durch welche die Kirgisen einst berüchtigt waren, haben zwar noch nicht völlig aufgehört, und räuberisches wegtreiben von Vieh soll immer noch vorkommen, aber das Auge des Gesetzes wacht jetzt auch in der Steppe und die

Zeit ist vorbei, in welcher dort Gewalt vor Recht ging. Jede Abteilung hat ihre bestimmten Weideplätze, die sie nicht überschreiten darf, und sobald einer derselben abgeweidet ist, zieht sie zum andern weiter, immer weiter nach Norden in genau abgemessenen Tagemärschen, um im Herbst zu den Winterweideplätzen im Süden zurückzukehren oder die Gegend aufzusuchen, in der sie Heu für den Winter gemäht hatte. Vollständig sicher sind heute auch die russischen und armenischen Kaufleute, welche mit den Kirgisen Handel treiben und auf den Sandhügeln inmitten der Steppe, den sogenannten Ryn Peski, Wohnhäuser errichtet haben. Die Kirgisen sind zwar Mohammedaner, aber sie nehmen es mit den Vorschriften des Islam nicht sehr genau, sind überhaupt ziemlich gleichgiltig in Glaubenssachen, und darum ist ihnen auch Hass gegen Andersgläubige, welcher andere Völker auf gleicher Bildungsstufe unduldsam gegen Fremde macht, ein unbekanntes Gefühl.

Die Verwaltung der Bukejewischen Horde liegt jetzt seit der Absetzung des letzten Chans vollständig in russischen Händen. Der Sitz der Verwaltung befindet sich in den Ryn Peski, wo sich neben den Häusern der Kaufleute auch die Verwaltungsgebäude, samt jenen etwa ein halbes Hundert Häuser, befinden. Die Kirgisen-Sultane sind heute ohne alle politische Bedeutung.

Die Kirgisen sind das letzte Volk mongolischen Stammes, dem wir an der Wolga begegnen. Mit ihnen ist streng genommen die Reihe der „Fremdvölker“ im Wolgagebiet erschöpft, denn was wir dort ausserdem noch an Nichtrussen vorfinden, kömmt nicht als Volk in Betracht, sondern es sind nur Angehörige verschiedener Völker indogermanischen Stammes, welche in grösserer oder geringerer Anzahl als Ansiedler zwischen den anderen Völkern zerstreut sind, ohne auch nur annähernd so grosse und in sich abgeschlossene Gebiete einzunehmen, wie die Kirgisen, Kalmyken, Tataren u. s. w. Obenan unter der nicht russischen Bevölkerung indogermanischen Stammes stehen, sowohl was ihre Zahl anbetrifft, als auch, und dies ganz besonders, in anbetracht ihrer Verdienste um die Hebung des Wolgalandes:

Die Deutschen. Grössere deutsche „Kolonien“, aus Lehrern,

Künstlern, Kaufleuten, Fabrikanten, Beamten, Handwerkern u. s. w. bestehend, trifft man in Nishnij Nowgorod, Kasan, Ssamara, Astrachan, in Moskau und in den bedeutenderen Industrie- und Bergbaubezirken, doch alle diese, zum grossen Teil mit baltischen Deutschen gemischt, teils mehr oder minder russifiziert, teils alle Eigenheiten ihrer verschiedenen Heimatländer noch zur Schau tragend, kommen hier für uns nicht in Betracht. Ein scharf ausgeprägtes, eigenartiges Volkstum tritt uns nur in den deutschen Niederlassungen an der untern Wolga entgegen. Dort liegt am rechten Ufer der Wolga, etwa drei Kilometer von derselben entfernt, die Herrnhutergemeinde Ssarepta mitten im Kalnykengebiet.<sup>149)</sup> Die ersten Ansiedler kamen, wie schon früher erwähnt (siehe Seite 121), unter Katharina II. hierher und sind seitdem durch Zuzug aus der Heimat verstärkt worden. Von 1774 (dem neunten Jahr nach der Gründung) vermehrte sich die Einwohnerzahl bis zum Jahre 1811 von 190 auf 527 Seelen. Seitdem ist eine Verminderung eingetreten. Ende 1877 zählte man nur noch 497 Gemeindeangehörige, wovon jedoch nur 335 in Ssarepta selbst wohnten, die übrigen in Petersburg und Moskau in den von der Gemeinde errichteten grossen Geschäftshäusern, sowie in anderen russischen Städten thätig waren. Dieser berühmtesten unter den deutschen Niederlassungen reihen sich die Reste jener an, welche unter Katharina II. in den Gouvernements Ssarátow und Ssamára entstanden. Alle diese Ansiedler sind bis auf den heutigen Tag den Sitten und Gewohnheiten der Heimat ihrer Väter treu geblieben, deren Kleidung sie sogar zum teil noch beibehalten haben. Schlichte, mässige, unermüdlich thätige Leute, können sie ihren Nachbarn als nachahmungswertes Beispiel dienen, aber leider haben sie nirgends Nachahmer gefunden. Einzelne Niederlassungen, wie Ssarepta und Baronsk, haben eher das Aussehen von Kreisstädten als von Dörfern, welchen letzteren sie hauptsächlich dadurch ähnlich sind, dass man der Feuersgefahr wegen die Häuser nicht dicht aneinander gebaut, sondern durch Gärten getrennt, wogegen die regelmässige Anlage des Ortes und die Häuser selbst der Niederlassung ein mehr städtisches Aussehen verleihen. Da trifft man regel-

mässige, breite, saubere Strassen mit freundlichen Häusern, von denen die meisten zwar Holzbauten, jedoch mit Eisenplatten bedeckt sind, und Steingebäude, sogar zweistöckige, gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Bei keinem Hause fehlt der Gemüsegarten, in dem sich ein kleiner Ziergarten befindet, und in der Mitte des Ortes ist ein grosser, rings von Bäumen umgebener Platz angelegt, auf dem die Kirche mit dem Glockenturm steht. In den Strassen Ssareptas finden wir fast überall vor den Häusern Baumreihen gepflanzt, meist italienische Pappeln (*Populus pyramidalis*). Von den umliegenden Höhen hat man die Quellen in einen Brunnen im Dorfe geleitet, von dem die einzelnen Haushaltungen mit Wasser versorgt werden. Wasser ist auf diesem der dürren Steppe abgerungenen Boden ein kostbarer Schatz, und die Ssareptaer wissen ihn gut zu verwerten. Nach allen Richtungen durchziehen die Gärten Wassergräben, welche durch Schöpfmaschinen gefüllt werden. Die Beete sind häufig vertieft angelegt, da man sie im Sommer der Dürre wegen häufig täglich unter Wasser zu setzen pflegt. Da die den Ort durchfliessende Ssarpa im Sommer austrocknet oder nur nach starkem Regen Wasser führt, hat man durch Dammbauten das Frühjahrswasser in einem kleinen Teich gesammelt, der als Mühlteich dient und rings von Gärten umgeben ist.

Gemüse- und Obstbau ist in allen deutschen Niederlassungen hoch entwickelt. In Ssarepta sind etwa 20 ha mit Arbusen oder Wassermelonen bepflanzt, die teils roh verzehrt, teils eingekocht werden. Obstbäume und Wein gedeihen sehr gut, erfordern aber sorgfältige Bewässerung. Auch Tabak wird in den Gärten gebaut und meist an die Kalmyken verkauft. Zum Ackerbau ist der meist sandige oder salperhaltige Boden wenig geeignet, und derselbe ist denn auch in Ssarepta Nebenbeschäftigung geblieben. Man pflegt das der Niederlassung gehörige Ackerland zu verpachten und von dem Erlös die Gemeindeauslagen zu bestreiten. Ein Teil bleibt Wiesenland, um Futter für das Vieh zu gewinnen, das ausserdem auch noch reichlich mehrere Inseln liefern. Die Viehzucht ist jedoch ebenfalls unbedeutend, denn man zählt in Ssarepta nur

etwa 300 Pferde und ebensoviel Ochsen und Kühe, so dass auf die Quadratmeile weniger als 100 Pferde oder 100 Rinder entfallen. Dagegen beschäftigt die Bereitung des Senfs und des Ssarepta-Balsams viele Hände. Die beiden in Ssarepta bestehenden Senffabriken versorgen heute halb Russland mit Senfmehl und Senföl. Der Senf wird von Russen und Tataren am andern Wolgaufer gebaut, und die Nachfrage ist eine so grosse, dass in beiden Fabriken meist Tag und Nacht gearbeitet wird. Anfangs wurden die Pressen durch Pferde in Bewegung gesetzt, jetzt ist an die Stelle derselben die Dampfkraft getreten. Im Jahre 1874 kam die erste Dreschmaschine nach Ssarepta, damals ein grosses Aufsehen erregendes Ereignis, doch ist bei der Ungleichheit der Ernten und der geringen Entwicklung des Ackerbaues für Ackerbaumaschinen hier kein so gutes Absatzgebiet wie in den nördlicher gelegenen deutschen Niederlassungen. In Ssarepta wird heute noch das Getreide ausgestampft oder ausgefahren. Auf der ungedeckten Dreschtemne, die sich mitten in den Feldern befindet, werden die Garben ausgebreitet, und man treibt entweder Vieh darüber oder fährt mit einem Wagen auf der Tenne herum.

Von den vielen Vorrechten, deren sich die Ansiedler in Ssarepta erfreuten, — Freiheit vom Militärdienst, von allen Abgaben an die Kreisverwaltung und von Gildensteuern, eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit u. s. w. — sind die meisten im Jahre 1877 aufgehoben worden. Ein Ukas vom 18. Juni 1877 unterordnete die Ssareptaer den Kreisbehörden und zog sie gleich der übrigen Bevölkerung zum Militärdienst und zur Besteuerung heran. Allen Ansiedlern wurde dabei freies Auswanderungsrecht während der nächsten zehn Jahre, also bis zum 18. Juni 1887 zugestanden. Eine abermalige Umgestaltung der Verhältnisse, welche namentlich die Gemeindeverfassung dem russischen Vorbild anpassen wird, ist wohl binnen kurzem zu erwarten.

Die jetzige Lebensweise der Ansiedler in Ssarepta ist vollkommen dieselbe, wie man sie in den Brüdergemeinden Deutschlands findet. Am Abend ruft die Kirchenglocke zum Abendgottesdienst, und die Gemeinde versammelt sich in der Kirche, wo alle,

die Männer von den Frauen getrennt, auf einfachen Holzbänken sich niederlassen. Der Geistliche, welcher die Andacht abhält, sitzt hinter einem einfachen Tisch, welcher den Altar vertritt. An Sonntagen findet eine Predigt statt, und eine kleine Orgel begleitet den Gesang. Die Geistlichen und ebenso die Lehrer erhält die Gemeinde nach wie vor aus Deutschland, doch müssen dieselben vor dem Amtsantritt russische Unterthanen werden. Durch solchen Zuzug und durch regen Verkehr mit der Muttergemeinde ist Ssarepta bisher in engem Zusammenhang mit Deutschland geblieben, und diesem, sowie der sittlich religiösen Grundlage des ganzen Gemeinwesens verdankt es sein Aufblühen. Ob es für dasselbe von Vorteil wäre, wenn auf den gesunden deutschen Stamm russische Einrichtungen gepfropft würden, ist zum mindesten fraglich.

Weniger günstig ist die Lage der übrigen deutschen Niederlassungen an der Wolga. Es sind im ganzen 102, eingeteilt in vier Bezirke, deren grösster, an der Bergseite der Wolga, 43 Dörfer umfasst. Ein zweiter Bezirk liegt auf der Wiesenseite zwischen Ssarátow und Wolsk mit 41 Dörfern, der dritte im Süden Ssarátows mit 15 Dörfern, und der vierte nördlich von Ssarátow mit nur 3 Dörfern. Die Ortsnamen sind durchwegs deutsche, wie Lilienfeld, Luzern, Basel, Zürich, Wiesenheim, Schaffhausen, Ernestinendorf u. s. w. Die Einführung des gemeinsamen Grundbesitzes nach russischem Vorbild ist für die Ansiedler kein Segen gewesen, und ihm, sowie wiederholten Missernten ist es zuzuschreiben, dass der Wohlstand, der in der ersten Zeit hier herrschte, rasch sich vermindert. Die Mehrzahl der Ansiedler ist verschuldet, allen fehlt die Lust, den Boden zu verbessern, den doch bei der nächsten Verteilung des Gemeindelandes ein anderer zugewiesen erhält, und in vielen Höfen findet man weder Pferde, noch Kühe noch sonstige Haustiere, nicht einmal ein Huhn. Nur die Aufhebung der jetzigen Besitzverhältnisse und die Ermöglichung der Erwerbung von Grundeigentum seitens der Gemeindeangehörigen könnte einen neuen Aufschwung der Niederlassungen herbeiführen.

Schliesslich müssen wir noch zwei an der untern Wolga ver-

tretenen Völker erwähnen, obwohl die Mehrzahl ihrer dort lebenden Angehörigen sich nur vorübergehend teils in den Städten, teils auf dem flachen Lande aufhält. Beide Völkerschaften, Armenier und Zigeuner, gehören zur iranischen Gruppe des indogermanischen Volksstammes.

Die Armenier sind in Astrachan sehr frühzeitig aufgetreten, und schon unter Alexéj Micháilowitsch wurden ihnen verschiedene Begünstigungen zugestanden. Sie haben regelmässige Gesichtszüge, eine dunkle Hautfarbe, schwarzes Haar, und grosse, glänzende schwarze Augen, die Nase ist ein wenig gebogen. Mittelgross von Gestalt und meist gut beleibt, ohne dass aber die Beleibtheit in unförmliche Dicke ausartet, sind sie doch selten kräftige Leute, ihre Muskeln wenig entwickelt, was ja bei ihrer Beschäftigungsweise, welche keinen Kraftaufwand erfordert, gar nicht anders sein kann. Die Frauen der Armenier sind echt asiatische Schönheiten mit bräunlicher Hautfarbe und glutvollen schwarzen Augen. Die armenische Tracht — den langen Kaftan mit geschlitzten Ärmeln, die weiten Beinkleider und die hohe Lammfellmütze — trifft man in Astrachan nur bei den ärmeren Armeniern. Die wohlhabenderen suchen sich so viel als möglich als Europäer aufzuspielen, kleiden sich vollkommen europäisch, die Frauen nach der neuesten Mode, wobei sie allerdings meist nicht den besten Geschmack verraten. Mit der heimatlichen Kleidung haben sie auch das schlichte, gerade Wesen abgelegt, das den Armenier in seiner Heimat auszeichnet. Die Mildthätigkeit und Sparsamkeit hat sich in Geiz verwandelt, die Offenheit in Doppeltzungigkeit und Verschlagenheit. Auf den ersten Blick sieht man es dem Astrachanschen Armenier an, dass er ein gewandter, schlauer Geschäftsmann ist, und ein bekanntes morgenländisches Sprüchwort, das die armenische Verschlagenheit kennzeichnet, hat sich auch in Russland eingebürgert. Zwei Juden, sagt man, machen einen Armenier, zwei Armenier einen Griechen, aber zwei Griechen sind sogar dem Teufel gewachsen. Da Griechen an der Wolga nicht vorkommen, stellen also die Armenier den Gipfelpunkt der kaufmännischen Schlaueit dar. Alle russischen Armenier ge-



hören der sogenannten nicht unierten armenischen Kirche an, deren Oberhaupt der im Kloster Etschmiadsin seinen Sitz habende armenische Patriarch ist.

Die Zigeuner, das zweite Volk iranischer Abstammung, das an der Wolga vertreten ist, kommen dort nur in vereinzelt Banden vor, welche mit ihren Wägen bald hier bald dort auftauchen, wie überall eine Landplage für die ansässige Bevölkerung. Wie gross ihre Zahl im Wolgagebiet ist, lässt sich nicht bestimmen, da sich dieselbe durch die beständigen Wanderungen unablässig ändert. Jedenfalls entfällt von den 120 000 Seelen, auf welche dieses Volk in ganz Russland geschätzt wird, nur ein sehr geringer Teil auf das Wolgagebiet.

### III.

## Hydro- und Orographie.

Russland besitzt in der Wolga, dem Ural, Don, Dnjepr, der Kama, Petschora und Dwina sieben der grössten Ströme Europas, und die Wolga übertrifft auch alle grossen russischen Ströme an Ausdehnung.<sup>150)</sup> Der Rhein bleibt schon hinter den beiden grossen Nebenflüssen der Wolga, der Oka und Kama, um 100 bis 300 Werst an Längenausdehnung zurück, und nur die Donau reiht sich der Wolga selbst unmittelbar als zweitgrösster europäischer Strom an. Von der Quelle bei Wolgowerchowje bis zur Mündung in den Kaspi-See ist die Wolga 3467 Werst lang, und wenn man den Ursprung der Wolga von der Quelle der Runa rechnet, erhöht sich ihre Länge bis auf 3512 Werst. Wie weit bleiben hinter diesen Zahlen die Donau mit etwa 2618 Werst, der Ural mit 1974, den Don mit 1786, der Rhein mit etwa 1243 Werst Längenausdehnung zurück! Der Länge der Wolga entspricht ihr Wasserreichtum und die Grösse des von ihr entwässerten Gebietes. Sie ist im Sommer bei Rshew noch nicht breiter als 40 Meter und bei Subzow erst etwa 60 Meter breit, aber je weiter sie sich nun von ihrer Quelle entfernt, desto mehr wächst ihre Breite. Bei Twer wird sie schon über 200 Meter breit, und oberhalb Kostromá erlangt sie eine Breite von 500 bis 600 Meter, die bei Jurjewetz auf 1600 Meter anwächst, also die Breite des Rheins bei Mainz schon bedeutend übersteigt. Zur Zeit des Hochwassers überschwemmt die Wolga hier 20 bis 30 Werst. Bei Nishnij

Nowgorod verengert sich zwar ihr Flussbett wieder und wird etwa 650 Meter breit, doch auch dort erstreckt sich ihr Überschwemmungsgebiet im Frühjahr über nahezu 20 Werst, und nach ihrer Vereinigung mit der Ssura erlangt sie abermals eine Breite von etwa 1400 Meter. Nach der Aufnahme der Kama wechselt die Breite der Wolga häufig und schwankt zwischen 700 und 2700 Meter, aber von Ssaradow an beginnt sie in gewaltigen Verhältnissen anzuschwellen. Unterhalb Ssaradow etwa 4200 Meter breit, erlangt sie bei Zarizyn eine Breite von 8000 Meter, und wenn im Frühjahr die angeschwollenen Wasser des Hauptstromes mit jenen der Achtuba in eins zusammenfliessen, bedecken sie eine Fläche von 20 bis 50 Werst. Unterhalb Astrachan wird dann der Riesenstrom durch das Zusammenfliessen aller seiner Arme zu einem unübersehbaren Meer von etwa 200 Werst Breite, und wohin der Blick sich wenden mag, gewahrt er nichts als Himmel und Wasser. Die Tiefe ist dabei während des ganzen Laufes von der Vereinigung mit der Oka bis zur Mündung stellenweise eine sehr grosse, aber die tiefen Stellen wechseln häufig ab mit Sandbänken und Untiefen, und trotz der gewaltigen Wassermassen, welche die Wolga dem Kaspi-See zuführt, hat die Schifffahrt während eines grossen Theiles des Sommers auf ihr mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche namentlich dadurch erhöht werden, dass das Flussbett sich in beständiger Unruhe befindet und heute eine Sandbank an einer Stelle lagert, über welche noch gestern Barken anstandslos hinwegglitten. Die meisten Schwierigkeiten findet die Schifffahrt zwischen Twer und Nishnij Nowgorod. Zwischen der Oka- und Kama-mündung wird die Wolga stellenweise bis 17, zwischen der Kama-mündung und Astrachan stellenweise bis 30 Meter tief, aber unterhalb Astrachan ist das Flussbett wieder voll Untiefen, und an manchen Stellen ist das Fahrwasser bisweilen einen Meter tief. Trotzdem ist die Wolga auf der ganzen Strecke von Twer bis zur Mündung für Dampfer befahrbar.

Das durch die Wolga entwässerte Gebiet übertrifft an Grösse alles, was man in dieser Hinsicht in Europa zu finden vermag, denn die Gebiete mehrerer europäischer Grossmächte fänden in

demselben Platz. Die Wolga selbst durchfliesst von den Quellen bis zur Mündung 9 Gouvernements: Twer, Jarossláwl, Kostromá, Níshegorod, Kasán, Ssimbírsk, Ssamára, Ssarátow und Astrachán, ein Gebiet von 14 801, 17 Geogr. □ Meilen oder 814 995, 7 □ hm, also wenig kleiner als Frankreich und zusammen genommen, und berührt auf einer kleinen Strecke die Grenze des Gouvernements Moskau. Ihr ganzes Flussgebiet von den Quellen bis zur Okamündung umfasst etwa 4210 □ Meilen. Die Oka durchfliesst die Gouvernements Orel (sprich Aról), Túla, Káluga, Rjasán, Wladímir und Níshegorod mit 250 870, 7 □ km Flächeninhalt, und nimmt Zuflüsse auf, welche aus den Gouvernements Kursk, Ssmolénsk (die Ugra), Moskau (die Moskwá), Tambów und Pénsa (die Zna) kommen. Ihr gesamtes Flussgebiet ist auf 4600 □ Meilen berechnet worden, also um 400 □ Meilen mehr als jenes der Wolga bis Níshnij Nówgorod. Beide nehmen in dem genannten Raum 87 grössere Zuflüsse auf (die Wolga 37, die Oka 50), welche eine Wasserlinie von etwa 13000 Werst darstellen sollen. Die Káma durchfliesst die Gouvernements Perm, Wjátka, Ufá und Kasán mit 670 789, 8 □ km Flächeninhalt und nimmt Zuflüsse, ausser aus diesen, auch noch aus den Gouvernements Orenbúrg und Wólogda auf, aus welchem letztern auch der Wolga selbst zahlreiche Zuflüsse zugehen.

Abgesehen von alldem nimmt die Wolga unter allen grossen Strömen der Erde eine ganz eigenartige Stellung ein. Alle grossen Ströme kommen aus dem Gebirge herab, und dementsprechend ist ihr Lauf anfangs reissend, mehr oder minder reich an Wasserfällen und Stromschnellen. Diesem sogenannten Oberlauf folgt der mittlere, in welchem der Strom schon durch ebeneres Land fliesst, häufig über eine zum Meer abfallende Hochebene, und im sogenannten Unterlauf sehen wir den Strom, durch keine Berge eingengt, mächtig sich ausdehnen und dann sich in mehrere Arme spalten, ein Delta bildend, durch welches er sich mit dem Meere vereint. Bei der Wolga sucht man etwas derartiges vergebens. Auf den niedrigen Höhen des Waldai entspringend, stürzt sie nicht brausend und schäumend über Felsen herab, bildet auch

keine Stromschnellen wie der Dnjepr, sondern fließt still und ruhig dahin, viel ruhiger noch als der Main oder der Neckar in ihrem mittlern Laufe. Es ist, als prägte sich im „Mütterchen Wolga“ all die stille Gutmütigkeit, der Gleichmut und das behagliche Sichgehenlassen des Russen aus, während im wild daherschießenden Ober-Rhein der ungestüme Schaffensdrang und die alles überwindende Thatkraft des deutschen Volkes sich ausprägen. Thatsächlich besitzt die Wolga dasjenige, was man unter dem Oberlauf eines grossen Stromes zu verstehen pflegt, gar nicht, und nimmt plötzlich alle Eigenheiten des mittlern Laufes grosser Ströme an, wogegen im Unterlauf ihr Gefälle, anstatt immer mehr abzunehmen, zunimmt. Wir können daher auch die sonst übliche Einteilung auf die Wolga gar nicht anwenden, und wenn wir von einem obern, mittlern und untern Lauf der Wolga sprechen werden, wird dies in anderem Sinne als dem gewöhnlichen geschehen. Wir teilen die Wolga in drei grosse Abschnitte: von den Quellen bis zur Mündung der Oka — von der Okamündung bis Zarizyn oder bis zur Mündung der Ssarpa — von dort bis zum Kaspi-See. Der erste Abschnitt gliedert sich wieder in zwei ungleiche Teile: von den Quellen bis zur Mündung der Mologa, und von dieser bis Nishnij Nowgorod. Auch die mittlere Strecke gliedert sich in zwei Teile von sehr ungleicher Länge: von der Oka bis zur Kama und von der Kama bis zur Ssarpa.<sup>151)</sup>

Von den Quellen bis zur Mündung der Oka legt die Wolga 1228 Werst zurück, wenn man die Quelle der Runa als ihren Ursprung annimmt. Inbezug auf die Quellen des Riesenstromes herrscht nämlich durchaus nicht jene Klarheit, welche man als selbstverständlich voraussetzen möchte. Der See Sseliger im Gouvernement Twer galt lange Zeit als die Quelle der Wolga, obwohl sein Abfluss von der umwohnenden Bevölkerung durchaus nicht Wolga genannt wurde, sondern den Namen Sselisharowka führte. In neuerer Zeit trat eine andere Quelle an die Stelle des Sseliger-Sees. Wer von dem See über die bewaldeten Höhen hinübersteigt, kommt nach 15 bis 16 Werst zu dem (in gerader Linie nur 10 Werst entfernten) Dorfe Wolgino Werchowje oder,

wie die Bauern selbst es nennen: Wolgowerchowje, unter. 57° 10' n. Br. Die vom Sseliger und den ihm benachbarten Seen ausgehenden, oft 40 bis 60 Werst langen Sümpfe, welche einen grossen Teil des Kreises Ostaschkow bedecken, erstrecken sich auch bis hierher, und südlich von Wolgowerchowje liegt ein grosser Sumpf, an dessen Ende mitten im Wasser eine ärmliche, hölzerne Kapelle steht. In ihrem Innern sieht es ziemlich öd aus. Ein kleines Bild des Erlösers in der linken Ecke — das ist alles, was man in der Kapelle erblickt, wenn man mühsam durch den Sumpf den Eingang erreicht hat, zu dem man über einige halbverfaulte Baumstämme steigen muss, welche eine Brücke vertreten. In der Mitte der Kapelle befindet sich im Boden eine Höhlung, welche durch den Sumpf bis zum festen Untergrund reicht und mit Wasser gefüllt ist. Das Wasser ist durchsichtig, doch etwas rötlich gefärbt, eine Strömung oder irgend welche Bewegung in demselben nicht zu bemerken. Dieses Wasser, über welchem alljährlich in der Kapelle am 6. August ein Gottesdienst abgehalten wird, galt bis in die jüngste Zeit unbestritten als die Quelle der Wolga. Die in dem Loch in der Kapelle noch nicht bemerkbare Strömung wird bald bemerkbar, sobald man noch eine kleine Strecke weiter geht. Ein schmales Bächlein, das man mühelos überschreiten kann, zieht sich in östlicher Richtung um das Dorf herum und in einen dichten Tannenwald hinein, in dessen sumpfigem Boden es stellenweise wieder verschwindet, und erst als es eine Werst entfernt den Wald verlässt, tritt es offen an die Oberfläche, in der Nähe des Dorfes Woronowaja in dem Bache Persjanka den ersten Zufluss aufnehmend, der aber nur eine unbedeutende Verbreiterung des Hauptbaches bewirkt. Dieser verbirgt sich dann wieder im Walde, und soll abermals in einem Sumpf, diesmal so spurlos verschwinden, dass man nicht anzugeben vermag, wo er fliesst. Das ist der erste „See“, von dem manche Schilderer der Wolgaquelle berichtet haben, der Kleine Werchit, welcher etwa 100 bis 120 Meter breit und vollkommen unzugänglich ist, da man überall, wo man sich seinem Ufer nähert, bis an die Hüften in den Schlamm versinkt. Es ist übrigens fraglich, ob der für die Wolgaquelle

gehaltene Bach durch den Sumpf oder See fließt, denn der schon vor demselben im Boden verschwundene Bach kommt nicht am entgegengesetzten Ende hervor, sondern eine kleine Strecke von der Stelle entfernt, an welcher er verschwand, und fließt dann noch etwa fünf Werst weit durch den Wald, wobei er sich mit einem zweiten Bach (oder vielleicht mit seinem eigenen Wasser?), dem Krassnij (roter Bach), vereint, so genannt nach der Färbung seines Wassers (die ebenfalls auf einen Zusammenhang mit dem rot gefärbten Wasser der Kapelle bei Wolgowerchowje hinzuweisen scheint). Nun bereits so breit geworden, dass man nicht mehr bequem den Fuss an das andere Ufer setzen kann, jedoch immer noch einen Sprung an dasselbe leicht ermöglichend, tritt der Bach eine Werst weiter in einen zweiten „See“, den grossen Werchit, den er wirklich zu durchfliessen scheint, da er am andern Ende desselben heraustritt, schon bedeutend wasserreicher, da das Wasser im Flussbett dem Durchwatenden bis zu den Knien reicht und die über den Bach führende Brücke 10 bis 12 Schritte lang ist. Durch ein tiefes und enges, mit dichtem Tannenwald bedecktes Thal, in welchem stellenweise gewaltige erratische Blöcke liegen, fließt der Bach nun weiter, brausend und aufschäumend, wenn die Blöcke sein Bett einengen und seinem Lauf sich entgegenstellen, bis er nach seiner Vereinigung mit einem dritten Bach, dem Starskij, endlich wieder ins Freie hinaus gelangt. Da dehnt sich ein zehn Werst langer und etwa eine Werst breiter See aus, der Stersh (stersheñ, russ. = starke Strömung), rings von gewaltigen erratischen Blöcken umgeben, zwischen denen mehr als zwanzig Dörfer an den Ufern zerstreut sind. Während eines grossen Teiles des Sommers bemerkt man, wenn man zehn Werst weit auf dem See gefahren ist, immer noch keinen Abfluss, sondern sieht eine neue, unabsehbare Wasserfläche sich ausbreiten. Dieser zweite grosse See wird Wsseluga oder Owsseluga (vom slavischen Wess = Dorf, und Lug, russ. = Wiese) genannt und entsteht durch die Schliessung der weiter unten an der Wolga angebrachten Schleusse, welche das Wasser zurückstaut und die Überschwemmung der oberen Ufer verursacht. Die Mächtigkeit, welche der Wolgabach

beim Eintritt in den Stersh bereits erlangt hat, würde diesen für sich allein nicht in stand setzen, das Seebette zu füllen und es bereits als ansehnliches Flüsschen zu verlassen, aber ausser ihm tragen zur Speisung des Sees noch zwei Bäche, Pestschinka und Ssintschina, und das Flüsschen Runa bei. Letzteres hat in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit in besonderem Masse auf sich gelenkt, da neuere Beobachtungen die Annahme gerechtfertigt erscheinen liessen, dass nicht der von uns bisher in seinem Laufe von Wolgowerchowje bis zum Stersh geschilderte Bach, sondern die Runa als die eigentliche Quelle der Wolga zu betrachten sei.

Die Gründe, welche zu gunsten dieses neuen Bewerbers um den Namen Wolga angeführt werden, sind allerdings sehr wichtige. Es widerspricht allen Grundsätzen, welche bei Bestimmung der Quelle eines Flusses gelten, dass die längere Wasserlinie der kürzern untergeordnet werde, umsomehr, wenn sie aus grösserer Höhe herabkommt als jene. Nun hat aber die Runa, wie sie das südliche Ende des Stersh erreicht, bereits 43 Werst (nach Ragosin; nach anderen 50 Werst) zurückgelegt und ist an 30 Meter breit; die von Wolgowerchowje herabkommende Quelle dagegen hat blos eine Strecke von 9 Werst durchlaufen. Das durch die Runa entwässerte Gebiet ist etwa 500 □ Werst gross, jenes des Baches von Wolgowerchowje nur 35 □ Werst (bei beiden der Stersh nicht mitgerechnet). Die Runa ist bei der Mündung in den Stersh unbestreitbar bereits ein kleiner Fluss, die angebliche Wolga dagegen nur ein Bach, so dass also, wenn die gegenwärtige Annahme die richtige wäre, ein Bach einen Fluss aufnehmen würde, anstatt umgekehrt. Der Einwand, dass die angebliche Wolga wasserreicher sei, da man zu ihr unbedingt auch den Stersh rechnen müsse, ist nicht stichhaltig, denn der Stersh ist ohne allen Einfluss auf die Wassermenge des ihn verlassenden Flüsschens, und auch die Runa durchfliesst eine ganze Reihe Seen, welche in ihrer Gesamtheit dem Stersh nicht wesentlich nachstehen. Ob ferner die Runa oder die angebliche Wolga in grösserer Höhe entspringt, lässt sich nicht mit voller Gewissheit angeben, da genaue und vollkommen verlässliche Höhenbestimmungen auf den Waldai-Höhen



noch nicht durchgeführt sind, aber die Mündung der Runa am südlichen Ende des Stersh liegt nicht niedriger als jene der angeblichen Wolga am nördlichen Ende desselben, und es scheint wenigstens, dass die Runaquelle nicht niedriger liegt als jene von Wolgowerchowje. Nach Ragosins Meinung hat das am nördlichen Ende des Stersh einmündende Gewässer den Namen Wolga erst nach der Verdrängung der ursprünglichen finischen Bevölkerung dieser Gegend durch russische Einwanderer erhalten. Ursprünglich war der Name Wolga auf den Abfluss des weiter unterhalb gelegenen Sees Wolgo beschränkt, denn es sei doch wahrhaftig viel wahrscheinlicher, dass man den Ursprung des grossen Stromes in dem See gleichen Namens suchte, und nicht in dem Sumpf von Wolgowerchowje, in einer öden, wilden, zur Ansiedlung nicht geeigneten und dem entsprechend damals wohl noch völlig unbekanntem Gegend. Als das Wolgowerchowsche Kloster gegründet wurde, lag dagegen nichts näher, als dass die Gründer desselben, die doch Leute von mehr oder minder grosser Bildung waren, für ihr Kloster die Quelle des grossen russischen Stromes, des „Mütterchens Wolga“, auf welches alles Sinnen und Trachten des russischen Volkes gerichtet war, in Anspruch nahmen und den Abfluss des obersten Sees oder Sumpfes für die Wolga erklärten. Für eine solche Annahme sprechen triftige Gründe. Alle Namen, auf die wir vom Wolgo aufwärts bis Wolgowerchowje stossen, sind slavisch: Peno, der an den Owsselug sich anschliessende See (pen = Baumstumpf, Stamm), Owsselug, Stersh, Werchit (werch rekí = Ursprung eines Flusses), während die Namen Wolga, Runa und andere, denen wir längs der letztern begegnen, finisch sind. Es ist auch nicht warscheinlich, dass man in der ältesten Zeit, bevor die Mönche in der unerforschten Waldgegend die Wolgaquelle entdeckten, den Abfluss des Wolgo-Sees Wolga genannt, und dann hinter zwei Seen andern Namens (Stersh und Werchit) einem unbedeutenden Bächlein wieder den Namen Wolga beigelegt habe.<sup>152)</sup>

So weit die Ausführungen Ragosins. So bestechend seine Ansicht ist, so hat dieselbe doch auch ihre schwache Seite, da seinen

Schlüssen offenbar zu sehr das heutige Aussehen der Gegend zu grunde liegt, welches durch die grossen Schleussenanlagen, den Werchnje-wolshkij Bejschlot, wesentlich gegen früher verändert ist, indem durch dieselben der Peno und der Owsselug einerseits mit dem Wolgo, andererseits mit dem Stersh zu einem einzigen grossen Wasserbecken, dem „obern Wolgabassin“ zusammenfliessen. Denkt man sich diese Wasserstauung hinweg, so befindet sich zwischen dem Owsselug und Wolgo ein Fluss, welcher, auch ohne die Annahme grössern Wasserreichtums in alter Zeit, durchaus nicht unbedeutend sein konnte, da er doch unbedingt stärker war als heute die Runa bei ihrem Eintritt in den Stersh. Wie nannten nun die finischen Anwohner diesen Fluss? Runa oder Wolga? Im erstern Falle hätte die Runa nach ihrem Austritt aus dem See Wolgo ihren Namen verändert, was bei einem so kleinen See, welcher den überdies demselben Stamme angehörigen Anwohnern in seinem ganzen Umfang bekannt sein musste, nicht recht wahrscheinlich ist, da ihnen doch nicht fremd bleiben konnte, dass der abfliessende und der einmündende Fluss ein und derselbe waren. Nehmen wir aber an, dass der den Owsselug und Wolgo verbindende Fluss schon von den Finen Wolga genannt wurde, so kann dagegen der von Ragosin betonte Widerspruch, dass ein Fluss in einen Bach münden würde, nicht angeführt werden, denn der Stersh, welcher die Runa aufnimmt, musste den Finen als eine Bildung der Wolga und nicht der Runa erscheinen, und seine Wassermasse war eine so grosse, dass infolge derselben eine Unterordnung der Runa unter die an und für sich kleinere Wolga durchaus nicht unwahrscheinlich erscheint, woran auch der Umstand nichts änderte, dass die Wolga vor ihrem Eintritt in den Stersh nur ein Bach war. Wenn die Wolga oberhalb des Stersh auch den Russen unbekannt geblieben, so war sie es doch gewiss den an der Runa wohnenden Finen nicht, welche Jagd und Fischfang gewiss auch schon in diese Gegend geführt hatten, und die daher wussten, dass in den Stersh von Norden her noch ein Gewässer mündete. Als das Kloster Wolgowerchowje gegründet wurde, haben daher die Mönche nicht einem bisher namenlosen

oder anders benannten Bache den Namen Wolga gegeben und ihn eigenmächtig zur Quelle des grossen Stromes ihres Volkes erklärt, sondern sie haben sich gleich dort niedergelassen, wo nach der Ansicht der eingeborenen finischen Bevölkerung die Quelle dieses Stromes war.

Wenn schon überhaupt auf Vermutungen eine Behauptung begründet werden soll — und über Vermutungen wird man wohl in dieser Hinsicht nie hinaus kommen — so erscheint mir die Annahme, dass der bisher als Wolgaquelle geltende Bach schon von den Finen als solche angesehen wurde und dass deshalb die Quelle bei Wolgowerchowje die russischen Mönche anzog, viel berechtigter als die Annahme, dass die Mönche das kleine Gewässer in der Nähe ihres Klosters sozusagen erst zur Wolgaquelle stempelten. Etwas anderes ist es mit der Frage, wer mehr Berechtigung habe, als die eigentliche Wolgaquelle zu gelten, der Bach von Wolgowerchowje oder die Runa. In dieser Beziehung kann man sich nur mit den Ausführungen Ragosins vollkommen einverstanden erklären, und es bedarf nicht erst des Hinweises darauf, dass schon Ritter die Runa als die Wolgaquelle ansah.<sup>153)</sup>

Die Wolga gewänne dadurch, dass man die Runa als ihren Oberlauf annimmt, wie schon oben angedeutet, bedeutend an Länge, denn dann würde sie bis auf einen Bach zurückzuführen sein, der aus dem See Kolodino abfliesst, durch die von links kommende Moschnitza und die Abflüsse vieler kleiner Seen verstärkt, aus den zusammenhängenden Seen Chwoschnja und Istoschnja hervortritt und nach seiner Vereinigung mit dem von links kommenden grossen Bach Meglinka, dem Abfluss des Sees Meglino, als Flüsschen Runa dem Stersh zueilt.

An den Stersh schliesst sich, wie schon oben erwähnt, der See Owsselug an, und an diesen reiht sich der Peno, welcher gleichfalls dem durch den Schleussenschluss bewirkten Austreten der Wasser sein Anwachsen verdankt. Beide bilden streng genommen einen einzigen See, dessen oberer Teil der Owsselug und dessen unterer Teil der Peno ist. Mitten im Owsselug liegt auf einer kleinen Insel, von Gebüsch umgeben, ein Kloster, die No-

wossilowjtzkaja Pustyn. Die Wolga bleibt immer noch unsichtbar, im Wasser ist nicht die geringste Strömung zu bemerken, dagegen ragen auf der Strecke zwischen dem Peno und Wolgo tausende von Baumstämmen und Ästen aus dem Wasser hervor, mit denen die Wasserfläche so besät ist, dass die Schifffahrt durch sie ernstlich gefährdet wird, umso mehr, da man auch viele nicht sieht, weil sie unter dem Wasser verborgen liegen. Es ist schwer, zu sagen, woher diese Unmasse von das Flussbett füllenden Stämmen kommt, denn obwohl die Ufer mit Wald bedeckt sind, so ist doch die Wolga auf der bisher zurückgelegten Strecke ihres Laufes noch kein so grosser Fluss, dass sie selbst zur Zeit des Hochwassers solche Verwüstungen im Waldbestand anrichten und die Fahrstrasse derart mit fortgeschwemmten Stämmen versperren könnte. Wahrscheinlich haben wir hier die Ergebnisse langjähriger Thätigkeit der Wolga und ihrer ersten Zuflüsse vor uns, von denen namentlich die Shukopá zur Anhäufung dieser Stämme viel beigetragen haben wird.

Wo der Owsselug und der Peno zusammenfliessen, dort hat die Wolga sich mit dem Kud (l.) vereinigt, und in den Peno selbst fallen noch etwa vier, ziemlich unbedeutende Gewässer. Ein bedeutender Zufluss ist erst die Shukopá, welche von der Grenze des Gouvernements Ssmolensk kommt und durch waldriches Gebiet etwa 80 Werst nach Norden fliesst, bevor sie sich mit der Wolga vereinigt. Schon dieser Zufluss dient als Verkehrsstrasse, denn im Frühjahr schwimmen auf ihm Flösse herab, die jedoch, sobald sie das gestaute Wolgawasser erreichen, mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, da sie häufig an den im Wasser liegenden Stämmen sich festfahren und die Mannschaft dann oft stundenlang, bis an den Gürtel im Wasser stehend, sich abmühen muss, sie wieder flott zu machen.

Weiterhin, bis zum See Wolgo, münden nur unbedeutende Bäche, aber in diesen selbst fallen vier Flösschen, deren grösstes die Wolga ist. Gewöhnlich ist der Wolgo etwa 7 Werst lang und 2 Werst breit, doch wenn die Schleusse geschlossen wird, nimmt seine Breite noch um eine Werst zu. Die Wolga

verlässt ihn an seiner Ostseite, durch die sie einschliessenden hohen Ufer ziemlich einem Kanal ähnlich. Zuweilen schiesst hier das Wasser rasch dahin, zuweilen ist wieder nicht die geringste Strömung zu bemerken, jenachdem die Schleuse, der „Bejschlot“, geöffnet oder geschlossen ist. Im ersteren Falle hört man schon von weitem das Getöse des Wassers. Eine kleine Strecke unterhalb des auf dem linken Ufer gelegenen Dorfes Chotoschino sieht man die Wolga in ein teichartiges Wasserbecken treten, und bald erblickt man am entgegengesetzten Ende der Wasserfläche die Holzbauten der Schleuse.

Von welcher grossen Wichtigkeit für die Wolgaschiffahrt diese Schleuse ist, erkennt man sofort, wenn man hört, dass vor ihrer Anlage die Barken häufig wegen Wassermangels 100 bis 150 Werst unterhalb Twer stecken blieben und von einer Schifffahrt von Twer aufwärts kaum die Rede war, während jetzt schon die teilweise Öffnung der Schleuse das Fahrwasser bis zur Mündung der Mologa, auf einer Strecke von etwa 500 Werst, so beeinflusst, dass die Wolga dort auch nach dem Sinken der Frühjahrswasser nicht bloss für Barken, sondern auch für kleine Dampfer befahrbar bleibt. Wenn die Schleuse vollständig geöffnet wird, steigt das Wasser in der Wolga bei der Mologamündung, also etwa 500 Werst vom Bejschlot entfernt, um beiläufig 65 Millimeter, bei Twer aber bereits um 260 bis 445, bei Rshew um 711 Millimeter, und bei der Mündung der Sselisharowka um mehr als einen Meter. Der an 80 Werst lange Wasserbehälter, welchen die Seen Wolgo, Peno, Owsselug und Stersh bilden, erstreckt sich über 150 □ Werst (169.7 □ Kilom.), und das beim Bejschlot über 5 Meter hoch stehende Wasser, das hier zur Speisung des fernern Laufes der Wolga verfügbar ist, wird auf mehr als 370 000 Kubikmeter geschätzt, wovon man etwa 260 000 den Schleussenanlagen verdankt. Zur Beförderung von Barken kann diese Wassermasse noch nicht benutzt werden, denn durch die geöffnete Schleuse schiesst das Wasser mit solcher Wucht hinab, dass eine durchgelassene Barke bald völlig unter den Wellenbergen verschwindet, bald wieder hoch emporgehoben wird und in den meisten Fällen zerschellt.

Selbst die Flösse, welche hier durchschwimmen, langen meist völlig aufgelöst und in einzelne Stämme zersplittert im ruhigen Fahrwasser an. Man pflegt daher Barken um den Bejschlot herum über Land zu tragen oder zu ziehen, und nur selten wagt ein Schiffer, sein Boot den Wellen anzuvertrauen und es allein durchschwimmen zu lassen.

Erst unterhalb des Bejschlot beginnt die eigentliche Schiffbarkeit der Wolga. Aus dem Seeengebiet herausgetreten, strömt sie zwischen hohen Ufern dahin und hat bereits eine stattliche Breite bei entsprechender Tiefe, da sie hier nicht mehr wie so häufig in ihrem obern Lauf ihre Wasser auf Kosten ihrer Tiefe weithin über die flachen Ufer ergiessen kann. Zehn Werst vom Bejschlot entfernt, nimmt sie rechts die von Süden kommende flössbare Pessotschnja, und bald darauf links beim Sselishárowskij Possád die Sselishárowka auf. Letztere, ein etwa 25 Werst langes Flüsschen, kommt von dem grossen Sseliger-See herab, dessen Abfluss sie bildet. Die an ihrer Mündung gelegene, nach ihr benannte Niederlassung, welche um ein vor 400 Jahren gegründetes Kloster entstand, ist mit ihren 800 Einwohnern der erste grössere Ort an der Wolga.

In südwestlicher Richtung weiter fliessend, nimmt die Wolga 20 Werst weiter rasch nach einander auf dem linken Ufer die grosse und die kleine Koscha (120 und 80 Werst lang) auf und biegt dann nach Süden ab. Obwohl die beiden neuen Zuflüsse nicht unbedeutend sind, bemerkt man doch nach der Aufnahme derselben keine Veränderung im Flussbett der Wolga, da die hohen Ufer sie hindern, sich seitwärts auszudehnen und der neue Wasserzuwachs nur eine Vermehrung ihrer Tiefe bewirkt. Trotzdem ragen noch häufig aus dem Wasser grosse Steinblöcke hervor, und viele andere liegen unter dem Wasserspiegel verborgen und erfordern eine genaue Kenntnis des Fahrwassers seitens des Steuer-manns. Sowohl oberhalb als unterhalb der Mündung der grossen Koscha befindet sich ferner eine Stelle, an der das felsige Bett sich so erhöht, dass keine Barke darüber hinwegkommen kann, der „Goryschínskij poróg“ (Stromschnelle) und der „Rog“ (Horn), neben

welchen jedoch an beiden Ufern genügender Raum zur Durchfahrt bleibt. Gefährlicher als diese beiden ist eine 20 Werst unterhalb derselben, hinter der Einmündung des rechts in die Wolga fallenden Flüsschens Ssolodownja befindliche Stromschnelle, der Benskij porog, die grösste von allen Stromschnellen der Wolga, über welche ohne die durch den Bejschlot bewirkte Erhöhung des Wasserstandes keine Barke hinwegkommen könnte. Eine kaum viel minder bedeutende Stromschnelle folgt dann noch dicht oberhalb Rshew.

Die Wolga ändert nun in rascher Folge, in vielen kurzen Windungen sich weiterschlingelnd, wiederholt ihre Richtung. Nachdem sie links die Itomlja aufgenommen, wendet sie sich nach SW, scheint hierauf einen Augenblick nach NW zurückfliessen zu wollen, biegt jedoch rasch wieder nach SW ab, um auch diese Richtung ebenso rasch zu verlassen und nach SO zu fließen. Auf diesem vielgewundenen Laufe von der Itomljamündung bis Subzow nimmt die Wolga fünf grössere Zuflüsse auf, rechts den Molodój Tud (Junger Tud), die Ssischka und Dunka, links die Kokscha und Bajnja, deren jeder eine Zeitlang ihren Lauf beeinflusst und sie in die von ihm bisher verfolgte Richtung drängt. So staut auch die bei Subzow einmündende, von Süden kommende Wasusa die Wolga zurück und veranlasst sie, mitten in der Stadt Subzow plötzlich nach N abzubiegen.

Die im Kreis Wjasmá des Gouvernements Ssmolénsk entspringende Wasusa, die auf ihrem 143 Werst langen Lauf in nordöstlicher Richtung den Gshat (r.) und die Ossuga (l.) aufnimmt, ist der erste bedeutende Nebenfluss der Wolga, während des Frühjahrshochwassers auf einer Strecke von 42 Werst für Barken schiffbar, doch nur kurze Zeit, so dass die Schiffer sich beeilen müssen den hohen Wasserstand zu benutzen, um nicht unterwegs stecken zu bleiben. Schon Peter der Grosse hatte sein Augenmerk auf die Schiffbarmachung der Wasusa gerichtet, ohne seine Absicht zu verwirklichen, und nachdem im Jahre 1799 Graf Sievers die Wasusa besichtigt und sie für zu seicht erklärt hatte, wurde der Gedanke an eine Regelung ihres Flussbettes völlig aufgegeben, so

zwar, dass der Kaufmann Lakomkin, der sich erbot, die nötigen Arbeiten auf eigene Kosten ausführen zu lassen, wenn man ihm die Erhebung eines Durchgangszolles gestatte, auf seine Eingabe gar keinen Bescheid erhielt. So beschränkt sich denn jetzt die Schifffahrt während des Hochwassers auf etwa 30 Werst auf dem Gshat, von der Stadt Gshatsk abwärts, und auf der Wasusa selbst auf die Strecke von der Mündung des Gshat bis zur Wolga. Die Zahl der Barken, welche diese beiden Flüsse (nur abwärts) befahren, vermindert sich infolge der Vernachlässigung des Flussbettes von Jahr zu Jahr, und während vor zwanzig Jahren die Barken hier noch nach hunderten zählten, beträgt ihre Zahl heute kaum mehr als 80, und von den früheren 45 Verladeplätzen werden nur noch drei benutzt.

Die Wolga verlässt die durch die Wasusa ihr aufgezwungene nordöstliche Richtung bald wieder und schlängelt sich in gleicher Weise wie zuvor weiter, bald nach O, bald nach SO, N oder W abbiegend, bis sie endlich 25 Werst lang eine nördliche Richtung beibehält. Etwa fünfzehn Werst unterhalb Subzow nimmt sie rechts die 40 Werst lange, nicht schiffbare Djersha auf, weiterhin links die Staritza und Cholocholenka, welche jedoch ebenfalls viel zu schwach sind, um die Wolga aus der nun von ihr verfolgten nordöstlichen Richtung nach rechts abzudrängen. Dies gelingt erst in geringem Masse der auch links einmündenden Tma, und vor der Einmündung der Twertza wendet die Wolga sich plötzlich ohne allen Zwang nach SO, dem Kaspi-See zu, gleich als ob sie der Einwirkung der in gleicher Richtung daherkommenden Twertza durch freiwilliges Nachgeben zuvorkommen wollte.

Die Twertza, welche mitten in der Stadt Twer (1.) in die Wolga fällt, ist eine ganz eigenartige Erscheinung, die kaum ihres gleichen haben dürfte, denn sie entspringt in der Stadt Wischnij Wolotschók aus einem andern Flusse, der Zna. Hier beginnt nämlich eines jener grossen Kanalnetze, welche Petersburg mit dem Kaspi-See verbinden, und es ist ein Werk von Menschenhand, wenn die heute in ein neues Bett geleitete Zna die Quelle der Twertza in sich schliesst. Die durch die Wasser der Zna und der



grossen Wasserbehälter, welche ihr Millionen Kubikmeter zuführen, gespeiste Twertza, erlangt auf ihrem 176 Werst langen Lauf keine namhafte Tiefe, da sie nirgends über 2 Meter tief wird, aber trotz aller Schwierigkeiten, mit denen die Schiffer auf ihr zu kämpfen haben, gehen doch jährlich tausende von Barken auf ihr aufwärts und abwärts. Von einem Abdrängen der Wolga aus ihrer bisherigen Richtung kann zwar nach dem oben gesagten nicht die Rede sein, aber unbeeinflusst bleibt die Wolga doch nicht, denn das bedeutend stärkere Gefälle der Twertza bewirkt, dass sie die einmal eingeschlagene südöstliche Richtung beibehält, welche nun so ziemlich mit der von der Twertza bisher befolgten zusammenfällt.

Ausser der in der Stadt Twer, oberhalb der Twertzamündung, in sie fallenden, 64 Werst langen Tmaka (r.) nimmt die Wolga auf ihrem fernern Lauf durch das Gouvernement Twer 18 Werst unterhalb der Gouvernementsstadt die 62 Werst lange Orscha (l.) auf, und vereinigt sich auf der kleinen Strecke, auf der sie die Grenze des Gouvernements Moskau bildet, 53 Werst unterhalb der Twertzamündung mit der aus dem Kreis Subzow kommenden, 190 (oder nur 180?) langen Schoscha. Dieselbe ist zwar nur während der letzten zwölf Werst ihres Laufes schiffbar, da weiter hinauf das Flussbett durch Mühlen versperrt ist, aber der zur Zeit des Hochwassers in seinem Unterlauf stellenweise eine Fläche von zwei bis zehn Werst überflutende Fluss ist wasserreich genug, um die Schifffahrt etwa 50 Werst aufwärts zu ermöglichen, wenn einmal hier die Wasserstrasse geregelt und von allen Hindernissen befreit würde, denn er steht der Twertza nicht nur an Wasserreichtum nicht nach, sondern ist noch mächtiger als diese. Selbstverständlich bleibt ein solcher Zufluss nicht ohne sichtbaren Einfluss auf die von der Wolga befolgte Richtung: er versucht sie aus derselben abzudrängen, und die Wolga biegt wieder nach NO ab. Die links in sie mündenden Flösschen Ssos und Medweditza vermögen diese neue Schwenkung nicht aufzuhalten, und ihr Einfluss wird gleichsam durch die von rechts in die Wolga fallenden Dubna, Chottscha und Nerl aufgehoben, welche sie in der nordöstlichen Richtung zu erhalten suchen. Die Wolga giebt zwar

dem Drängen dieser kleinen Flüsse nach, aber immer und immer wieder versucht sie, in eine andere Bahn einzulenken und die Richtung nach dem Kaspi-See einzuschlagen. So versucht sie nach der Aufnahme des Soos nach O, hinter Kortschewa nach SO abzubiegen, wendet sich aber wieder nach N, und einen abermaligen Versuch zum abbiegen nach O scheint die nach N fließende Dubna zu vereiteln. Nach Aufnahme der rechts einmündenden Chottscha wendet sie sich nach W, um jedoch sofort wieder zur nördlichen Richtung zurückzukehren, nachdem sie das nach N fließende Flösschen Puchlemka (l.) aufgenommen hat. Neun Werst weiter nimmt sie die Medwediza auf, einen 250 Werst (nach anderen Angaben 200, 222 und 325 Werst) langen, sehr breiten und bis 2 Meter tiefen Fluss, welcher, obwohl er vollkommen schiffbar ist, weder zur Schifffahrt noch zum Holzflößen benutzt wird, letzteres aus dem Grunde, weil seine Ufer bereits vollständig entwaldet sind, eine Erscheinung, der wir nun öfter begegnen werden. Immer noch den Lauf in nordöstlicher Richtung, den sie durch 275 Werst beibehält, fortsetzend, nimmt die Wolga bald darauf den Nerl (r.) auf, einen 100 (oder 117?) Werst langen, gleichfalls sehr breiten und tiefen Fluss, der jedoch gleich der Medwediza heute weder zur Schifffahrt noch zum Holzflößen mehr benutzt wird, und dessen Ufer ebenfalls vollständig abgeholzt sind. Erst nach der Aufnahme des Flösschens Kaschinka (l.) schwenkt die Wolga plötzlich wieder nach SO ab, wendet sich jedoch abermals, nachdem sie bei Kaljasin das Flösschen Shabnja aufgenommen, dem Nordosten zu, und in der Nähe von Uglitsch, etwa fünf Werst oberhalb der Mündung der kleinen Koroshitschna (l.) fließt sie geradeaus nach N, nach der Einmündung des ebenfalls unbedeutenden, nur etwa 100 Werst langen und nicht schiffbaren Juchot sogar nach NW, also völlig entgegengesetzt der Richtung, welche sie einzuschlagen hat, um den Kaspi-See zu erreichen, und erst nach der Einmündung der längere Zeit die gleiche Richtung verfolgenden kleinen Ssutka (l.) biegt sie fast in einem rechten Winkel nach NO ab.

Bei der Kreisstadt Mologa erreicht die Wolga den nördlichsten  
Roskoschny, Die Wolga.

Punkt ihres Laufes, nachdem sie in den Gouvernements Twer und Jaroslawl, in welches letztere sie nach der Einmündung der Ssotschka eintrat, bereits über 757 Werst zurückgelegt hat. Die aus Stümpfen des Kreises Beshezka im Gouvernement Twer kommende Mologa (vor ihrer Vereinigung mit dem Oltshan noch Woroshi genannt) mündet hier nach einem viel gewundenen, 520 (oder 575?) Werst langen Lauf, auf welchem sie noch nach 120 Werst ihren Quellen wieder nahe kommt und bei der Mündung ( $58^{\circ} 13'$  n. Br.) sich nur 36 Minuten von denselben ( $57^{\circ} 37'$  n. Br.) entfernt hat, in die Wolga. Sie fließt anfangs nach N und scheint in den finischen Meerbusen münden zu wollen, unermüdlich gegen die von links kommenden Zuflüsse ankämpfend, welche sie nach der Wolga hin abzudrängen suchen und sie schliesslich auch oberhalb Ustjushna zwingen, nach O abzubiegen, aber alsbald kehrt sie zu ihrer frühern Richtung zurück, bis die ihr an Stärke gleichkommende Tschagodoschtscha bei Ust-Tschagodoschtschsk in sie einmündet, worauf sie den Widerstand aufgibt und mit jener vereint nach SO zur Wolga fließt. Die vielen Windungen, in denen die Mologa dahinfließt — kaum ein anderer Zufluss der Wolga hat einen so viel gewundenen Lauf — bringen es mit sich, dass sie sehr ruhig fließt, und seltsamerweise besonders ruhig in ihrem Oberlauf, wo der Boden sehr flach und sumpfig ist und die Gewässer bei mangelndem Gefälle, wie es scheint, gar keinen Ausweg finden können. Das ist auch die Ursache, dass mehrere der letztgenannten Zuflüsse der Wolga, deren Quellen hier in demselben Sumpf dicht beisammen liegen, nach den verschiedensten Richtungen auseinanderfließen und ihre Wasser sich erst nach weiten Umwegen wieder im Wolgabette vereinen. Auf der obern Mologa soll es häufig vorkommen, dass im Frühjahr der Wind das Eis flussaufwärts zurücktreibt, dieses sich dort staut und an Ort und Stelle zergeht. Im Unterlauf dagegen hat das Flachland, durch welches die Mologa fließt, gewaltige Frühjahrsüberschwemmungen zur Folge, da sie dort bisweilen acht bis zwölf Werst weit das Land überflutet und ihre Gewässer sich erst nach zehn und mehr Tagen langsam zu verziehen beginnen. Schiffbar wird

die Mologa bei Ustjushna, von wo bis zu ihrer Mündung noch etwa 25 Werst sind, ihr Hauptzufluss aber, die 217 Werst lange Tschagodotschtscha, ist auf einer Strecke von 150 bis 160 Werst schiffbar. Sie verdankt ihre Bedeutung dem Umstand, dass einer ihrer Zuflüsse, der Gorjun, der zum Ládoga-See fließenden Tichwinka so nahe kommt, dass durch ihre Vereinigung (siehe Seite 127) das Tichwinka-Kanalnetz geschaffen werden konnte. Wir werden auf dieses an anderer Stelle noch ausführlicher zurückkommen und kehren jetzt zur Wolga zurück, welche nach der Aufnahme der Mologa nach SO fließt und nach 30 Werst durch einen neuen grossen, von NW kommenden Zufluss, die Schekssna, in dieser Richtung bestärkt wird.

Die Schekssna kommt vom Bjelo Osero herab, in welchen von O her die Kowsha eintritt, als deren Abfluss aus dem See sie erscheint. Auf ihrem 425 Werst langen Lauf bildet sie viele grosse Stromschnellen, eine Menge kleine Seen und Stümpfe liegen auf ihrem linken Ufer, und im Frühjahr überschwemmt sie weithin das Land, während häufig das an engen Stellen festgekeilte Eis unbeweglich steht und langsam unter dem Wasserspiegel zertaut. Mit dem stürmischen Bjelo Osero hat die Schekssna die Erschwerung der Schifffahrt, aber auch den Fischreichtum gemein, und in den grossen Waldungen an ihren Ufern findet der Holzfäller noch reiche Ausbeute. Von ihren Zuflüssen ist die Puschna bemerkenswert, welche, einen Arm zur Schekssna, einen andern zur Wolga entsendend, das seltene Schauspiel einer Bifurkation bietet. Durch grosse Kanalbauten, durch welche zum teil ihre gefährlichsten Stellen umgangen wurden, ist die Schekssna ein wichtiges Bindeglied in dem dritten grossen Kanalnetz geworden, welches die Wolga mit der Ostsee verbindet. (Siehe Seite 128.)

Durch das Tichwinka und Marien-Kanalnetz, deren südliche Endpunkte nur 30 Werst von einander entfernt sind, wird zwischen Mologa und Rybinsk, bei welchem letzteren die Schekssna einmündet, das Aussehen der Wolga vollkommen verändert. Die Oberfläche des mächtig angeschwollenen Stromes ist plötzlich ungewein belebt geworden. Zahlreiche Dampfer, tausende von Barken

aller Grössen und Formen und tausende von Flössen kommen alljährlich bei Rybinsk vorbei, und auf den Landungs- und Verladestellen in und bei der Stadt herrscht das rege Treiben eines grossen Handelsplatzes. Auch abgesehen von den vielen grossen Fahrzeugen, welche sie hier bereits trägt, erkennt man die Wolga kaum wieder. Der felsige Flussgrund, welcher in ihrem Oberlaufe die gefährlichen Stromschnellen erzeugte, ist einem beweglichen sandigen gewichen, der sich durch das häufige Auftreten nicht unbedeutender Sandbänke bemerkbar macht, neben welchen allerdings früher auch noch häufig grosse, im Flussbett liegende Felsblöcke der Schifffahrt Hindernisse bereiteten. Die umfangreichen Arbeiten zur Regelung des Flussbettes der Wolga, welche in den fünfziger Jahren ausgeführt wurden, haben viele dieser Schifffahrtshindernisse beseitigt, denn damals wurden allein auf der Strecke zwischen Twer und Jaroslawl nicht weniger als 216 Felsmassen entfernt, unter denen die meisten von riesiger Grösse waren. Weniger erfolgreich ist gegen die Versandung des Flussbettes und die Bildung von Sandbänken angekämpft worden, obwohl auch von diesen viele durch Vertiefung des Flussbettes beseitigt wurden, denn wenn auch heute die Sandbänke ausgehoben wurden, so bildete doch der Fluss binnen kurzem wieder andere, und namentlich eine Stelle, etwa 125 Werst von Twer entfernt, war durch den häufigen Wechsel des Fahrwassers, in welchem tiefe Stellen in kurzer Zeit sich in seichte zu verwandeln pflegten, berüchtigt. Im Verein damit zeigt der Fluss unablässig das Bestreben, sich möglichst in die Breite auszudehnen, ohne einen entsprechend grossen Drang nach Vertiefung seines Bettes. Allmählich beginnt bereits jene Eigentümlichkeit hervorzutreten, welche die Wolga weiterhin auf einem so grossen Teil ihres Laufes kennzeichnet: der Unterschied zwischen dem hohen rechten und dem niedrigen linken, dem sogenannten Wiesen-Ufer, welcher im Oberlauf, wo die Wolga zwischen zwei hohen Ufern dahinfloss, noch nicht vorhanden war. Dieser Unterschied ist allerdings hier noch nicht so scharf ausgeprägt, wie er es später von Nishnij Nowgorod abwärts wird, denn häufig ist auch das rechte Ufer niedrig und flach, und ausserdem ist das

flache Ufer meist immer noch höher als der höchste Wasserstand der Wolga im Frühjahr, und dasselbe wird daher auch nur auf kleinen Strecken vom Hochwasser überflutet, während das Wiesenufer, welches wir unterhalb der Okamündung kennen lernen werden, nur selten über den höchsten Stand der Frühjahrsfluten erhoben ist.

Von der Aufnahme der Mologa angefangen beginnt die Wolga bereits ein stattlicher Strom zu werden, obwohl sie noch sehr weit von jenen riesigen Grössenverhältnissen entfernt ist, welche wir auf ihrem fernern Laufe kennen lernen werden. Sie wird bereits bis 11 Fuss tief, und ihre Breite steigt auf 500 Meter; bei Kinjeschma und an einigen anderen Stellen wird sie sogar bis 800 Meter breit. Landschaftliche Schönheiten, an denen die Wolga weiterhin durchaus nicht so arm ist, wie man im Auslande immer noch vielfach anzunehmen pflegt, sind hier jedoch nicht vorhanden. Bei Rybinsk sind beide Ufer flach und kahl, Wald weit und breit nicht zu erblicken, und dem einförmigen Mastenwald, der sich am Ufer entlang zieht, entsprechen am Lande selbst die nicht minder einförmigen grossen Lagerhäuser, in welche die Barken ihre Ladungen abliefern oder sie aus ihnen empfangen. Unterhalb Rybinsk liegt im Strom eine grosse Insel, der Bogojawlenskij óstrow, und von nun an treten Inseln, welche zu den kennzeichnenden Merkmalen des mittlern und untern Wolgallaufes gehören, immer häufiger auf. Unterhalb des Bogojawlenskij ostrow beginnt auch das Ufer allmählich zu steigen, und es wird immer höher, je weiter man sich von Rybinsk entfernt, zugleich aber auch male-rischer und belebter.

Die Wolga fiesst an den Städten Romanow Borissogljebk und Jaroslawl vorbei und nimmt bei der letztern von rechts den Kotorost auf. Fünf Werst weiter wird sie wieder einmal ihrer bisherigen Richtung untreu, biegt nach O ab, und wendet sich dann, bevor sie das Gouvernement Jaroslawl verlässt, plötzlich gegen N und dann gegen NO, ohne dass eine sichtbare Ursache einer so unerwarteten Abschwenkung vorhanden wäre, da auf dieser Strecke weder ein namhafter Zufluss auf sie einwirkt, noch die hier zur Rechten und zur Linken sehr niedrigen Ufer ihr

irgendwie ihre Bahn vorzeichnen. Die Wolga folgt übrigens auch der neuen Richtung nicht lange, denn nachdem sie dicht an der Grenze des Gouvernements Jaroslawl rechts noch die Nerechta aufgenommen, wendet sie sich bald nach ihrem Eintritt in das Gouvernement Kostromá, kurz oberhalb der Stadt Kostromá, nach SO, worauf wohl der bei Kostromá einmündende Fluss gleichen Namens nicht ohne Einfluss sein mag.

Die Kostromá entspringt östlich von Ssoligalitsch im Norden des Gouvernements, nimmt unweit dieser Stadt die aus dem grossen Tschuchlomskoje Osero herabkommende Wjokssa auf und mündet nach 130 Werst langem Lauf (l.) in die Wolga. Selbst sehr wasserreich, wird sie schon nach zurückgelegten 40 Werst bei Ssoligalitsch schiffbar, doch beschränkt sich dort die Schiffahrtsdauer auf die Zeit des Hochwassers, wogegen während des übrigen Teiles des Sommers von dort nur Holz herabgeschwemmt wird. Ihre eigentliche Schiffbarkeit beginnt erst unterhalb der Mündung der Wjokssa, wo sie bei ziemlich starkem Gefälle sehr breit und tief wird. Bei der Einmündung in die Wolga ist sie etwa 300 Meter breit.

Nachdem die Wolga von Kostromá an etwa 40 Werst südostwärts geflossen, weicht sie nach O ab und behält nun, obwohl unter vielen, bald nach N, bald nach S gerichteten Windungen, im allgemeinen eine ausgesprochen östliche Richtung bis zum grossen Bug bei Jurjewetz, von welchem angefangen ihr Streben nach dem Kaspi-See immer deutlicher hervortritt. Die Zuflüsse, die sie auf dieser Strecke aufnimmt — links die Pekscha, die Mera und der Elnad, rechts die Schatscha, Sunsha und der dem erstern gegenüber einmündende zweite Elnad — sind viel zu schwach, um die bereits einen mächtigen Strom bildende Wolga nach Süden oder nach Norden abzudrängen, dagegen erweist sie sich dem rasch nach einander folgenden Ansturm zweier Flüsse oberhalb und bei Jurjewetz nicht gewachsen. Dort mündet auf dem linken Ufer zuerst die von Norden kommende, etwa 480 Werst lange und auf 120 Werst schiffbare Nemda, welche zwar an und für sich der Wolga gegenüber ein schwacher Fluss ist, da sie

höchstens mit der Twertza verglichen werden kann, aber dicht hinter ihr mündet auf demselben Ufer die viel grössere Unsha durch welche der von ihr ausgeübte Druck bedeutend verstärkt wird.

Die Unsha entspringt an der Grenze des Flussgebietes der Dwina im Gouvernement Wologda. Sie soll etwa 550 Werst lang und auf einer Strecke von 500 Werst schiffbar sein. Letzteres ermöglicht die bedeutende Breite und Tiefe, die sie frühzeitig erlangt. Bald nach ihrem Eintritt in das Gouvernement Kostroma etwa 160 Meter breit, erlangt sie im Kreis Makarjew eine Breite von 400 bis 500 Meter bei einer ziemlichen Tiefe. Sie ist der erste Zufluss der Wolga, der auch von Dampfern befahren wird, und der Barkenverkehr auf ihr ist den ganzen Sommer hindurch ein sehr bedeutender.

Wenn ein solcher Fluss den Angriff der dicht neben ihm mündenden Nemda verstärkt, kann die Wirkung nicht ausbleiben. Die Wolga wendet sich, nachdem sie 120 Werst nach O geflossen, nach S, der verlängerten Unsha-Richtung entsprechend, welcher sie nun bis zur Okamündung treu bleibt. Auf dieser ganzen Strecke nimmt die Wolga keine nennenswerten Zuflüsse auf. Die bedeutendsten derselben sind noch, schon im untern Teil der Strecke, die 100 Werst lange Usola und die 90 Werst lange Linda, beide auf dem linken Ufer, rechts die Pyra.

Auf der 500 Werst langen Strecke von der Mologa- bis zur Okamündung hat die Wolga nun bereits 46 grosse und kleine Flüsse aufgenommen, davon die bedeutendsten — wie Schekssna, Kostroma, Elnat, Nemda und Unsha — auf dem linken Ufer, während auf dem rechten Ufer der längste Zufluss der Kotorost (100 Werst) war. Durch alle diese Zuflüsse ist die Wolga bereits zu einem stattlichen Strom angewachsen, aber jetzt auch bereits ein schöner Strom. Das niedrige, einförmige Flachland, durch welches die Wolga bei Twer dahinfloss, war schon unterhalb der Mologamündung geschwunden, wo abwechselnd das linke und das rechte Ufer sich allmählich zu heben begannen, doch die Gegend blieb immer noch öd und ohne landschaftliche Reize, wie dies schon bei Rybinsk hervorgehoben worden. Mit dem Eintritt der Wolga in das



Gouvernement Kostromâ änderte sich dies. Bei der Stadt Pless (r.), wo die Wolga 800 Meter breit wird, erreichen auch die Ufer eine bedeutende Höhe, und dichter, mit Gebüsch untermischter Laub- und Nadelwald bedeckt die Hügel, während die hier und da noch am Ufer liegenden grossen Felsblöcke der Landschaft stellenweise einen romantischen Anstrich verleihen. Bis zur Okamündung ist der auffallende Unterschied zwischen dem hohen rechten und dem niedrigen linken Ufer, auf den wir weiterhin noch ausführlich zurückkommen werden, nirgends zu bemerken. Bald ist das rechte, bald das linke Ufer flach, bald beide zugleich: bei Mologa ist das linke Ufer hoch, unterhalb der Stadt beide Ufer flach, dann hebt sich auf einer kleinen Strecke das rechte, worauf abermals beide Ufer flach werden, bei Rybinsk erhöht sich das rechte ein wenig, und weiterhin steigt wieder das linke u. s. w. Die Städte liegen sämtlich auf erhöhtem Ufer, doch rings um sie dehnt sich Flachland aus, das im Frühjahr überschwemmt ist. Bei der Mündung der Unsha ist das rechte Ufer hoch, das linke flach, doch wechselt dies bis Nishnij Nowgorod noch mehrmals, bevor das rechte unterhalb der Okamündung endgiltig die Vorherrschaft erlangt. Am meisten tragen aber zum freundlichem Aussehen der Gegend die vielen Inseln bei, mit welchen von der Unshamündung abwärts das Flussbett geradezu besät ist und von denen manche eine Länge von fünf bis acht Kilometern erreicht. Diese Inseln sind nicht mehr wüst und öd, sandig oder steinig, wie im Oberlauf, sondern mit frischem Grün, mit Bäumen und Büschen bedeckt. Allerdings ist jene landschaftliche Abwechslung, welche man auf allen grossen Strömen West-Europas findet, hier noch nicht vorhanden, und es ist wahrlich nicht leicht, die Wolga mit irgend einem unserer Ströme zu vergleichen, so wie man sie von der Höhe des Schlossberges in Nishnij Nowgorod durch das unabsehbare, vom Sonnenglanz überflutete, mit Feldern und Wiesen bedeckte Flachland wie ein breites Silberband sich heranschlingeln sieht. Sie ist und bleibt ein völlig eigenartiger Strom, der namentlich überall dem Menschen zum Bewusstsein bringt, dass es ihm noch nicht gelungen ist, seine Macht zu brechen und ihn zum Sklaven

des menschlichen Willens herabzudrücken, wie andere durch Dammbauten eingeengte grosse Ströme. Wie die Wolga sich im Frühjahr unaufhaltsam über hunderte von Kilometern zum teil bebauten und bewohnten Landes ergiesst und dabei schon oft ganze Dörfer vernichtet hat, so verbindet auch auf der ganzen Strecke zwischen Twer und Nishnij Nowgorod noch keine feste Brücke ihre Ufer, trotz des lebhaften Verkehrs, der an vielen Stellen zwischen beiden herrscht, und auch dort nicht, wo die Wolga mitten durch eine Stadt fliesst, wie in der Doppelstadt Romanow Borissogljebsk. Meist behilft man sich mit der Überfahrt in Kähnen, wie in Kaljasin, Uglitsch und anderen Städten. In Twer führt eine feste Brücke nur über die Tmaka, die Brücken über die Wolga und Twertza dagegen werden im Herbste abgebrochen. Hölzerne Brücken, welche gegen das Hochwasser nicht gesichert sind, trifft man ausserdem noch in Staritza, Subzow und Rshew. Den grössten Fortschritt im Verkehrswesen findet man in Jaroslawl, wo die Verbindung zwischen beiden Ufern durch Dampfer hergestellt wird.

Von der Okamündung bis zur Mündung der Ssarpa durchfliesst die Wolga, nunmehr bereits ein grosser Strom, dessen Wassermenge aber immer noch zunimmt, den wichtigsten Teil des Wolgalandes, sozusagen das Herz desselben. Grosse Städte, Nishnij Nowgorod, Kasan, Ssibirsk, Ssamara, Ssaratow, Zarizyn u. a., Handels- und Industriestädte, zum teil von hervorragender Bedeutung, und weite Strecken fruchtbaren Landes, auf denen eine dichte Bevölkerung Ackerbau und Obstbaumzucht treibt, liegen an ihren Ufern, und anstatt der kleinen Dampfer, welche auch weiter aufwärts bis Twer vordringen, begegnen wir hier Riesendampfern, wie sie die grossen Ströme Amerikas beleben. Auf dieser Strecke nimmt die Wolga auch ihre zwei grössten Zuflüsse auf, die Oka und die Kama, welche so gewaltig sind, dass sie jeder auf das Vorrecht als Hauptstrom Anspruch erheben können, welches auch vielfach für sie in Anspruch zu nehmen versucht wurde.

Nishnij Nowgorod liegt streng genommen nicht an der Wolga, sondern an der Oka, und man kann nicht einmal mit voller

Berechtigung sagen, dass es am Zusammenfluss der Wolga und Oka liege, da der grössere und wichtigste Teil der Stadt unstreitig am rechten Ufer der Oka liegt, bevor diese sich noch mit der Wolga vereinigt hat, welche durch die starke Strömung der einmündenden Oka vollständig nach der Wiesenseite zurückgedrängt wird. Die ganze Uferbildung scheint ferner darauf hinzuweisen, dass unterhalb Nishnij Nowgorod nicht die Wolga, welche die Oka aufgenommen hat, sondern die durch die Wolga verstärkte Oka weiterfliesst. Wendet man vom Schlossberge in Nishnij Nowgorod den Blick zur Linken, so sieht man die Oka längs hoher bewaldeter Berge an ihrem rechten Ufer daherkommen, und diese Berge ziehen sich auch unterhalb der Stadt noch am rechten Ufer dahin, hunderte von Werst weit, bis Zarizyn und Ssarepta. Der vereinigte Strom behält demnach das hohe rechte Ufer, welches bisher die Oka auf ihrem ganzen Laufe kennzeichnete, während die Wolga zum grossen Teil, namentlich aber vor der Vereinigungsstelle, durch Flachland floss. Im Frühjahr macht die Oka ihr Vorrecht besonders deutlich geltend. Dann drängt sie die Wolga vollständig aus deren Bette heraus und zwingt sie, über die Felder und Wiesen des linken Ufers ihren Lauf zu nehmen. An der Kraft zu einem derartigen zurückdrängen des grossen Stromes fehlt es der Oka nicht, denn sie übertrifft die Wolga in jeder Beziehung — sowohl in bezug auf die Länge ihres Laufes, als in bezug auf ihr Stromgebiet und die Zahl und Grösse ihrer Zuflüsse. Wenn man die Runa als die Quelle der Wolga annimmt, hat letztere bis zur Vereinigungsstelle 1228 Werst zurückgelegt, die Oka dagegen 1400 Werst. Ragosin berechnet das Stromgebiet der Wolga von der Quelle bis Nishnij Nowgorod auf 4210 □ Meilen, jenes der Oka dagegen beträgt 4600 □ Meilen. Die Wolga nimmt bis zur Okamündung dreizehn Flüsse auf, welche eine Länge von mindestens 100 Werst haben: die Wasusa (140), die Twertza (177), die Schoscha (120), die Dubna (165), die Medweditza (200), den Nerl (141), die Mologa (520), die Schekssna (426), die Kostroma (290), die Mera (120), den Elnat (100), die Nemda (130), die Unsha (550), die zusammen 3079 Werst lang sind. Dagegen nimmt

die Oka 21 Zuflüsse auf, welche mindestens 100 Werst lang sind: die Suscha (135), der Pogr (100), die Upa (200), die Shisdra (180), die Ugra (350), die Protwa (220), die Nara (120), die Lopassnja (etwa 100), den Ossjotr (etwa 165), die Moskwa (420), die Pronja (210), die Para (130), die Pra (130), den Guss (100), die Mokscha (575), die Zna (330), die Tescha (130), die Unsha (etwa 100), die Uschna (100), die Kljasma (575), den Luch (etwa 200), die zusammen 4570 Werst lang sind, also 1491 Werst länger als die oben angeführten Zuflüsse der Wolga. Dieses Verhältnis bleibt gleich ungünstig für die Wolga, wenn man noch alle mindestens 90 Werst langen Gewässer hinzurechnet, welche in die oben genannten grossen Zuflüsse der beiden Ströme münden. Wir erhalten einerseits zu gunsten der Wolga durch den Gshat (105), die Ssestra (109), die Zuflüsse der Mologa: Kabosha (160), Tschagodoschtscha (217), Lid (100), Pess (130) und Ssit (130), durch die Zuflüsse der Schekssna: Kowsha (100) und Kema (160), welche in das Bjelo Osero fallen, Ssuda (140), Kolp (220), Andoga (150), Ssegosha (115), Uchra (etwa 120), durch die Zuflüsse der Kostroma: Monsa (etwa 100), Obnora (120) und Mesa (etwa 100), durch die Schuja (etwa 120), einen Zufluss der Nemda, und durch die Zuflüsse der Unsha: Wiga (120), Mesha (120) und Neja (170) die Gesamtsumme von 2946 Werst — dagegen andererseits durch den Nerutsch (100) einen Zufluss der Suscha, den Wytebet (114) und die Resseta (etwa 100), Zuflüsse der Shisdra, den Bor (etwa 100) und die Schanja (etwa 100), Zuflüsse der Ugra, durch die Lusha (90), die Zuflüsse der Moskwa: Rusa (120), Istra (102), Sjewerka (etwa 100) und Pachra (120), durch die Panowa (150), die Polja (etwa 120), die Zuflüsse der Mokscha: Wad (151), Issa (100) und Atmiss (95), die Zuflüsse der Zna: Wyscha (120) und Kerta (130), durch die Sseresha (120) und durch die Zuflüsse der Kljasma: Kirshatsch (102), Pekta (110), Kolokscha (140), Grosser Nerl (234), Ssudogda (95), Uwod (160) und Tesa (160) zu gunsten der Oka eine Gesamtsumme von 3033 Werst.

Über die Wassermenge beider Flüsse fehlen genaue Angaben, und aus dem oben angeführten lässt sich nicht unbedingt folgern,

dass die Oka auch über die grössere Wassermenge verfügt. Schon aus dem Umstand, dass die Ufer der Oka und ihrer Zuflüsse viel mehr abgeholzt sind als jene der Wolga und der in sie mündenden Flüsse, und dass die Oka durch wärmere Gegenden fliesst als die Wolga, liesse sich folgern, dass die Wassermenge der letztern die grössere sei, aber sie übertrifft jene auch an Breite und Tiefe. Ausserdem sind in den grossen Wasserbehältern ihres Quellgebietes mehr als 900 Millionen Kubikmeter Wasser angesammelt, welche ihr zu einer Zeit zu gute kommen, in welcher die Oka ihre Wasserabnahme durch nichts zu ersetzen vermag. Nur bei der Vereinigungsstelle, wo die Oka über 650 Meter breit wird, dürfte die grössere Wassermenge derselben ausser Zweifel stehen.

Viktor Ragosin, der sorgfältig alles gesammelt hat, was sich als Beweis für das Vorrecht der Oka verwerten lässt, weist auch noch darauf hin, dass das Okathal sich noch unterhalb Nishnij Nowgorod fortsetze, und dass die Oka bereits in einer Zeit ihren Lauf verfolgte, in der es noch gar keine Wolga gab, und kommt dann zu dem Schluss, dass die Oka der Hauptstrom, die Wolga aber ein Zufluss desselben sei. Vor seiner scharfen Kritik vermag die Wolga ihre angemassenen Vorrechte allerdings nicht zu behaupten, aber einen praktischen Wert hat solch eine Erörterung nicht, denn im grossen und ganzen dreht es sich dabei doch nur um die Frage, ob der Riesenstrom unter dem Namen Wolga 3512, oder ob er unter dem Namen Oka 3684 Werst lang sein soll. Dem „Mütterchen Wolga“ heute noch seinen Namen zu nehmen, ist undenkbar, und auch wir werden daher im folgenden den Strom von Nishnij Nowgorod abwärts nur Wolga nennen.

Die Oka entspringt im Gouvernement Orel (sprich: Aról), dicht an der Grenze des Gouvernements Kursk, nahe den Quellen mehrerer Zuflüsse des Dnjepr und Don und der Quelle des Nerutsch, welcher, in weitem Bogen nach NO ausbiegend, erst an der Grenze der Gouvernements Orel und Tula durch die ihn aufnehmende Suscha seine Wasser mit jenen der Oka vereint, wodurch nahezu eine Insel entsteht, welche einem grossen Parallelogramm nicht unähnlich ist. Etwa drei Werst von dem Dorfe

Otschki entfernt, befindet sich im Walde ein ausgetrockneter Sumpf, der noch heute „Haupt der Oka“ (golowa Oki) heisst, obwohl die Oka jetzt nicht mehr aus ihm hervorkommt, sondern erst eine Werst tiefer als ein kleiner Bach zu Tage tritt. Gleich der Wolga kommt auch die Oka aus keiner bedeutenden Höhe herab, denn der höchste Punkt ihrer Quellengegend erreicht nicht 900'. Nach kurzem Lauf nach N vereinigt sie sich mit der von O kommenden Otschka und fliesst dann in vielen kurzen Windungen weiter nach NW. Bevor sie die Gouvernementsstadt Orel erreicht, hat sie bereits eine Menge Bäche und kleiner Flüsse aufgenommen, bei weitem die Mehrzahl auf dem linken Ufer, was überhaupt während des grössern Teiles ihres Laufes die Regel bleibt denn erst im untersten Teil desselben, im Gouvernement Rjasan, überwiegen die Zuflüsse des rechten Ufers. In Orel, wo die Oka den mit der Orlitza vereinten Orlik aufnimmt, ist sie 120 Meter breit und fliesst zwischen hohen Ufern (beim öffentlichen Garten über 30 Meter) dahin. In der Nähe des öffentlichen Gartens befinden sich grosse Schleussen, durch welche der Wasserstand des an und für sich noch nicht schiffbaren Flusses von Zeit zu Zeit so erhöht wird, dass kleine, mit den hier zusammengeströmten Erzeugnissen der Ukraine beladene Barken, von denen oft viele hundert auf die Öffnung der Schleusse warten, mit der Flutwelle abwärts schwimmen können.

Den ersten bedeutenden Zufluss empfängt die Oka unmittelbar beim Eintritt in das Gouvernement Tula in der von SO kommenden Suscha (r.), welche auf ihrem 120 bis 150 Werst langen Laufe unterhalb Nowossil den 100 Werst langen Nerutsch (l.) aufnimmt, aber erst bei Mzensk, etwa 30 Werst von der Mündung, schiffbar wird. Der Streit um das Vorrecht als Hauptfluss, wie wir ihn bei der Wolga und Runa, bei der Wolga und Oka trafen, liesse sich auch zwischen Oka, Nerutsch und Suscha anregen, denn es liesse sich auch behaupten, dass nicht der Nerutsch in die Suscha, sondern diese in ihn fällt, da er bei der Vereinigungsstelle der stärkere ist und dort auch einen längern Lauf zurückgelegt hat, was weiterhin auch in bezug auf die Oka von ihm gilt.

Verstärkt durch die Suscha und die vielen kleinen Gewässer, welche sie als Grenzfluss der Gouvernements Tula und Káluga aufnimmt, erreicht die Oka zwischen ihren hohen Ufern bereits eine Breite von etwa 80 Metern, und nimmt dann abermals auf dem rechten Ufer einen grössern Zufluss auf, die aus dem Gouvernement Tula kommende, 200 Werst lange Upa.

Die Upa ist kein schiffbarer Fluss, aber ihre Wasserkraft wird in einer Weise verwertet, welche reichlich dafür entschädigt, dass sie nicht schiffbar ist. Oberhalb Tula ist sie gestaut und bildet einen Teich, von welchem aus das Wasser in die berühmte kaiserliche Gewehrfabrik geleitet wird, wo es grosse eiserne Räder in Bewegung setzt. Das Wehr, welches den an der Gewehrfabrik vorbeigeleiteten Abfluss des Teiches versperrt, kann zur Zeit des Eisganges niedergelegt werden. Über das bedeutend tiefer liegende eigentliche Flussbett führt — eine grosse Seltenheit im Wolgagebiet — eine hübsche eiserne Hängebrücke. Die Stadt Tula durchzieht ausserdem noch ein Kanal, welcher das Don- und Wolgagebiet verbindet.

Etwa dreissig Werst unterhalb der Upamündung fällt in die Oka die Shidra, ihr erster grosser Zufluss auf dem linken Ufer. Sie entspringt im Gouvernement Kaluga unweit der Stadt gleichen Namens in einer noch vor wenigen Jahrzehnten sehr walddreichen, jetzt aber bereits stark gelichteten Gegend, ist 175 Werst lang und wird nach Aufnahme der rechtsseitigen Zuflüsse Resseta (etwa 100 Werst) und Wytebet (114 Werst) bei Koselsk schiffbar.

Der nächste grössere Zufluss ist die Ugra (l.), welche im Kalugaschen an der Grenze des Gouvernements Ssmolensk entspringt und deren etwa 450 langer Lauf zum grössern Teile dem letztern Gouvernement angehört, aus welchem auf ihr viel Holz herabgefösst wird. Schiffbar ist die Ugra, welche die Worja (l.) und die Schanja (l.), beide etwa 100 Werst lang, aufnimmt, auf einer Strecke von 100 Werst von der Stadt Juchnow abwärts.

Durch die Ugra wird die Oka, welche bisher nordwärts floss, nach O abgedrängt und wendet sich erst bei Aleksin wieder nach N. Nachdem sie die Tarussa (l.) bei der gleichnamigen

Stadt aufgenommen, vereinigt sie sich mit der 230 Werst langen, nicht schiffbaren Protwa und biegt abermals immer mehr nach O ab, namentlich nach der Einmündung der Nara (l.) oberhalb Sserpuchow. Von der Protwamündung ab bildet sie zunächst die Grenze der Gouvernements Moskau und Tula und nimmt links die Lopastnja und Kaschirka auf, dann scheidet sie nordostwärts fließend die Gouvernements Moskau und Rjasan, auf welcher Strecke sie sich mit dem Assotr (r.) und der Moskwa (l.) vereinigt. Letztere entspringt in den Waldungen des Kreises Gshatsk im Gouvernement Ssmolensk und nimmt auf ihrem 420 Werst langen Laufe links die Istra (102 Werst; nach anderen Angaben nur 100), rechts die Pachra (120 Werst) und Ssewerka (etwa 100 Werst) auf. Bei Moskau, von wo regelmässig Dampfer nach den Sperlingsbergen und Schelapicha gehen, wird sie auch für grössere Schiffe fahrbar. Weder die Moskwa, noch die kleine, nur 70 Werst lange Zna (l.) und die rechtsseitigen Zuflüsse Wosha, Raka, Istja und die 210 Werst lange, von der Einmündung der 150 Werst langen Ranowa schiffbare Pronja vermögen die Oka dauernd von der Richtung nach dem Kaspi-See abzulenken, so sehr sich auch die letzteren bemühen, sie nach N zu drängen. Auf der gewundensten Strecke ihres Laufes, von oberhalb Rjasan bis zur Mokschamündung, bewirkt erst die von der Westgrenze des Gouvernements Tambow kommende, 130 Werst lange Para (l.) ein Abweichen nach N. Vergebens versucht nun die in den Sümpfen am linken Okaufer entsprungene Pra einen Einfluss auf den Lauf der Oka auszuüben, und selbst dem Guss (l.) gelingt dies nur für kurze Zeit und zum letzten mal. Mit der Norma und Kurma vereinigt, bildet er einen grossen See, in welchen auch noch der Kolp fällt, und mündet als schiffbarer Fluss in die Oka. Einer der grössten Zuflüsse der Oka, die Mokscha-Zna, entscheidet bald darauf den Kampf zwischen SO und N, und drängt die Oka endgiltig in die letztere Richtung.

Die Frage, wer der Hauptstrom sei, könnte auch in bezug auf die Mokscha-Zna angeregt werden, denn die Zna verfolgt bis zur Mündung in die Wolga ihre ursprüngliche Richtung von S nach N, während die Mokscha bedeutend länger und wasserreicher ist. Da



wir aber bisher bei fast allen Flüssen des Wolgagebietes wahrgenommen haben, dass der Zufluss den Hauptstrom stets mehr oder minder seiner Richtung zu folgen zwingt, kann der Umstand, dass die Mokscha der Richtung der Zna folgt, hier nicht zu gunsten der letztern ausgenutzt werden. Die Zna entspringt an der Südgrenze des Gouvernements Tambow, das sie fast in seiner ganzen Ausdehnung von Süd nach Nord durchfließt, wird von Morschansk an auf einer Strecke von 204 Werst schiffbar und vereinigt sich nach 300 Werst langem Lauf mit der aus dem Gouvernement Pensa kommenden Mokscha, welche bis zur Vereinigungsstelle etwa 350 Werst zurückgelegt hat, beim Dorfe Kotschelajewo auf eine Ausdehnung von 390 Werst schiffbar wird und etwa 575 Werst lang ist.

Die Oka hat nun ihre grössten Zuflüsse bis auf einen aufgenommen, doch vor ihrer Vereinigung mit diesem letzten, der Kljasma, nimmt sie noch eine Menge kleiner auf, von denen keiner ihren Lauf wesentlich zu beeinflussen vermag: die etwa 100 Werst lange Unsha (l.), die an Arsamáfs vorbeifliessende, 130 Werst lange Tescha (r.), in welche die 120 Werst lange Sserescha (r.) fällt, die 100 Werst lange Uschna (l.) u. s. w. Als bald nach der Einmündung der Zna tritt jedoch auch eine überraschende Erscheinung zu Tage: die Oka wird der die russischen Flüsse kennzeichnenden Eigenheit, das hohe rechte Ufer zu unterwühlen und immer mehr nach rechts vorzurücken, untreu und wendet sich von dem Höhenzug des rechten Ufers nach W ab. Mancher auf dem linken Ufer gelegene Ort weiss davon zu erzählen, wie die Oka ihn immer mehr zurückgedrängt hat. So sollen die Häuser von Murom sich einst bis zur Mitte des jetzigen Flussbettes erstreckt haben, und auch jetzt noch reisst die hier plötzlich nach NW abbiegende Oka, wenn zur Zeit des Hochwassers ihre Fluten gegen die ihnen den Weg versperrenden Höhen von Murom anstürmen, alljährlich ein Stück Uferland hinweg. Die aus Sand und Lehm bestehende untere Uferschicht wird unterwühlt, die ober ihr lagernde stürzt mit Häusern, Bäumen, Gärten, mit allem, was sich auf ihr befindet, in den Fluss, der das Erdreich entweder weiter

unterhalb ans rechte Ufer schwemmt oder es in seinem Bett aufhäuft, wodurch hier die Schifffahrt sehr hemmende Sandbänke entstehen. Trotzdem die Oka beständig ein mächtiger Fluss bleibt und ihre Breite von Rjasan abwärts sich nicht wesentlich ändert, so kann man doch schon, nachdem man an Jelátma vorbeigefahren ist, die Wahrnehmung machen, dass auf dem Dampfer die Lotstange, mit der die Tiefe des Fahrwassers untersucht wird, sich weit mehr in Bewegung befindet als auf der obern Strecke, trotzdem auch dort durch die wiederholte Teilung des Flusses in zwei Arme und die Bildung grosser Inseln das Fahrwasser häufig schwierig wird. Landeinwärts sind auf dem rechten Ufer auf einer langen Strecke deutliche Anzeichen vorhanden, dass das Bett des Flusses sich einst viel östlicher befand als jetzt. Man bemerkt zwischen dem rechten Ufer und dem landeinwärts zurückgetretenen Höhenzug eine Menge kleiner Seen, welche bisweilen mehrere Kilometer lang und bis über 80 Meter breit sind und in denen wir zweifellos Überbleibsel des ehemaligen Okabettes vor uns haben. Die Höhen, welche schon von oberhalb Kassimow, welches gleich Jelatma auf bedeutend hohem und schroff abfallendem Ufer liegt, dem Fluss ausnahmsweise zur Linken folgten, ziehen sich unterhalb Murom nach N, während die Oka eine Schwenkung nach O macht und bei der Unschamündung dem rechten Höhenzug sich wieder nähert, um dann ununterbrochen dicht an seinem Fusse dahin bis Nishnij zu fliessen.

Unterhalb des Industriedorfes Páwlowo (r.) beginnt die schönste, allerdings nur wenige Kilometer lange Strecke der Okafahrt, auf welcher der Fluss durch die hohen, mit dichtem dunkeln Wald bedeckten Ufer, an denen zwischen dem Grün hier und da kahle rote Mergelwände, untermischt mit Alabasterblöcken hervortreten, landschaftliche Reize gewinnt, wie sie die ganze Strecke von Rjasan abwärts nicht geboten hat, auf welcher zwar häufig vom hohen Ufer, nie aber vom Flusse aus schöne Landschaftsbilder sichtbar waren. Nochmals biegt die Oka von der Richtung nach der Vereinigungsstelle mit der Wolga ab, gleich als ob die unbedeutende Worsmá (weiter aufwärts Kischmá genannt), welche auf

einer Strecke von etwa 80 Kilometer in geringer Entfernung von ihr fast parallel ihrem Laufe bis unterhalb des Industriedorfes gleichen Namens folgte, sie der von W daherkommenden Kljasma entgegendrängen würde.

Die Kljasma entspringt in Sümpfen des Gouvernements Moskau, südöstlich von Bogoródsck, tritt nach 190 Werst langem Lauf in südöstlicher Richtung in das Gouvernement Wladimir, und durchfließt dieses alte russische Stammgebiet, das ehemalige Grossfürstentum Wladimir in einer Ausdehnung von nahezu 400 Werst. Bei Wladimir wird sie für kleine Barken, bei Kowrów für die grössten Schiffe während der ganzen Schifffahrtsdauer befahrbar, und zur Zeit des Hochwassers ist sie schon bei Pokrów, bald nach ihrem Eintritt in das Gouvernement Wladimir schiffbar. Sie nimmt auf: links den Kirshatsch (102 Werst), die Pekscha (110 Werst), die Kolokscha (140 Werst), den Nerl (234 Werst nach Ragosin; nach Ssemenow mehr als 350), den Uwod (160 Werst), die Tesa (160 Werst) und den Luch (etwa 200 Werst) — rechts die 95 Werst lange Ssudogda. Der durch prächtiges Wiesenland fließende, doch nur in seinem Unterlauf schiffbare Nerl entspringt in geringer Entfernung von dem Wolgazfluss gleichen Namens (siehe Seite 256), aber obwohl dieser nur 100 Werst lang ist, heisst er doch seltsamerweise der Grosse Nerl, während der viel grössere Zufluss der Kljasma Kleiner Nerl genannt wird. Die Tesa, der zweitgrösste Zufluss der Kljasma, war vor Jahrhunderten eine wichtige Handelsstrasse, auf welcher viele Barken in die Kljasma und dann weiter in die Oka und Wolga hinabfuhren, doch jetzt hat sie viel von ihrer Bedeutung verloren. Die schonungslose Waldausrodung hat sie versandet, und obwohl man in neuerer Zeit durch Anlage von Schleussen die Schifffahrt wieder zu heben suchte, setzen ihr doch die stets aufs Neue sich bildenden Sandbänke grosse Hindernisse entgegen, und ein abermaliger Aufschwung der Warenverfrachtung auf dem Wasserwege ist völlig unmöglich geworden durch die als Mitbewerberin aufgetretene Eisenbahn, welche von Wladimir fast in gleicher Richtung mit der Kljasma zur Oka führt. Die Gegend, durch welche die Tesa und

der Luch herabkommen, ist ein weites Sumpfsgebiet, das sich bis zur Wolga und auch längs des linken Okaufers aufwärts erstreckt und bei Nishnij mit dem sumpfigen linken Wolgaufer in Verbindung tritt. Dass auch die Kljasma einst durch ein anderes Bett floss, verraten in gleicher Weise, wie dies bei der Oka der Fall ist, die vielen längs ihres linken Ufers zerstreuten langen Seen. Ihrer ganzen ursprünglichen Richtung nach zu einem Zufluss der Wolga bestimmt, wird die Kljasma plötzlich durch die Tesa in einem scharfen Knie nach SO zur Oka abgedrängt; dass sie aber einst ihren Lauf in mehr östlicher Richtung als heute fortsetzte, beweisen die unterhalb der Tesamündung vorkommenden Namen Stáraja Kljasma (Alte Kljasma), das Flüsschen und der See Stáritza (die Alte), auch der See Gluschítza (d. i. stehendes Wasser) und andere Spuren, welche die Kljasma am Orte ihres frühern Bettes zurückgelassen hat.

Auch die Kljasma veranlasst die Oka, eine Zeitlang ihrer Richtung, nach SO zu folgen, durch deren weiteres Beibehalten sie etwa bei Ssimbirsk in die Wolga fallen und dadurch zwar einige hundert Werst an Längenausdehnung gewinnen würde, aber an der Vereinigungsstelle mit der Wolga im Vergleich mit dieser viel unbedeutender wäre, da dann die Wolga bereits durch die Aufnahme der Ssura, Wetluga und Kama unbestreitbar den Vorrang erlangt hätte. Die ihr entgegentretenden Berge hindern jedoch die Oka, weiter nach SO zu fließen, und schreiben ihr die Richtung nach Nishnij vor, wo sie sich mit der Wolga vereint.

Von der Oka bis zur Kama zeigen sich nun bedeutende Veränderungen im ganzen Wesen der Wolga. Das Zusammentreffen der beiden grossen Flüsse hat zunächst eine Ablagerung der von ihnen mitgeführten Erd- und Sandmassen zur Folge. In der Oka selbst lagert eine fast zwei Kilometer lange Sandinsel, die sogenannten Pesski, vor der Jahrmarktsseite von Nishnij Nowgorod, und unterhalb der Stadt bildet die Wolga auf einer Strecke von etwa 20 Werst eine fast ununterbrochene Reihe von Inseln: vor dem Dorfe Bor (1.) den Borowskij óstrow (Bor-Insel) — gegenüber

dem Dorfe Petschóri (r.) eine vor etwa 20 Jahren in früher tiefem Fahrwasser plötzlich entstandene grosse Sandinsel, welche bald mit dem südlich von ihr gelegenen Petschórskij óstrow zusammenwachsen wird — weiter unterhalb, wo Wolga und Oka bereits völlig in einander aufgegangen sind, den fast 6 Werst langen und mehr als eine halbe Werst breiten Kósij (Ziegen-) oder Podnówskej óstrow (so benannt nach dem nahen Dorfe Podnówje [r.]), welcher etwa 300 ha gross und mit Bäumen und dichten Gebüsch bedeckt ist, zwischen denen die Bauern von Podnówje Felder angelegt haben — und weiterhin noch ausser zwei kleinen Inseln, deren obere nur aus Sand besteht, den grossen Ssawin ostrow, dessen Vereinigung mit dem Ufer nur eine Frage kurzer Zeit ist.

Alle solchen Inseln nähern sich allmählich immer mehr dem einen oder dem andern Ufer, das Fahrwasser wird immer mehr eingeengt, und entweder schwemmt die Wolga im Frühjahr die Insel wieder fort, um ihre Erdmassen anderswo abzulagern, oder sie bahnt sich ein neues Bett, und die Insel erscheint, nachdem das Hochwasser vorüber ist, mit dem Ufer verwachsen. An den frühern Zustand erinnern dann nur noch kleine Buchten, durch einen schmalen Landstreifen vom Flusse getrennte Uferseen und nach der Überschwemmung zurückgebliebene stehende Gewässer (salýw, satón, martzó genannt), die zuweilen durch enge Kanäle noch mit dem Flusse in Verbindung sind und natürliche Winterhäfen bilden, in denen die Wolgaschiffe vor dem Eisgang geborgen sind. An der Stelle einer Sandbank oder Insel entsteht jedoch häufig auch in einem einzigen Frühjahr plötzlich tiefes Fahrwasser. So wusch in den vierziger Jahren das Hochwasser eine zeit Jahrhunderten vor dem sibirischen Landungsplatz (ssbírskaja prístáñ) in Nishnij lagernde Insel vollständig hinweg, und an ihrer Stelle wurde das Wasser sechs bis zehn Meter tief. Der Andrang der Wolga gegen das Jahrmarktsufer steigerte sich in den folgenden Jahren so sehr, dass man gezwungen war, an künstliche Befestigung des Ufers zu denken, um die Anlagen auf demselben vor dem Untergang zu retten. Andererseits zeigen unmittelbar bei Nishnij, wie die Pesskí vor der Jahrmarktsseite und

die grosse Insel bei Petscheri beweisen, Wolga und Oka eine Neigung zum versanden, welche es nicht unmöglich erscheinen lässt, dass die Wolga über kurz oder lang sich ein neues Bett suchen und vollständig von Nishnij abbiegen wird. Heute bereits befindet sich bei der Stadt das Fahrwasser auf der Wiesenseite, und erst unterhalb Podnówje folgt es wieder dem rechten Ufer. Wie sehr die Wolga unterhalb Nishnij bereits von rechts nach links abgewichen ist, zeigen die dort auf dem rechten Ufer zwischen dem Fluss und dem Fusse der Berge sich ausdehnenden, 12 Werst langen und bis 4 Werst breiten Artemjewschen Wiesen, welche aus allmählich mit dem Ufer verwachsenen Inseln entstanden sind. Im Frühjahr wird hier die Wolga, da auch das linke Ufer niedriger als der höchste Wasserstand ist, zu einem 15 Werst breiten See, unter dessen Fläche sie unbemerkt ihre Wühlarbeit fortsetzen und neue Überraschungen vorbereiten kann. Die ganze Strecke von Nishnij bis Kasan ist besät mit Inseln und Sandbänken, und nur selten, wie zwischen den Mündungen der Swijäga und Kasánka, bleibt das Flussbett längere Zeit frei von Inseln.

Die ersten Zuflüsse, welche die Wolga hier aufnimmt, sind die Nushenka und Wátoma auf dem linken, die Kudmá auf dem rechten Ufer. Im Laufe der Zeit ist die Kudma, welche viel Sand mit sich führte, den sie vor ihrer Mündung ablagerte, von ihrer ursprünglichen Richtung, zum teil durch die Strömung der Wolga beeinflusst, weit abgedrängt worden und mündet jetzt bereits etwa 20 Werst tiefer. Deutlich lässt es sich verfolgen, wie sie das rechte Ufer immer mehr unterwühlt und ihr Bett weiter nach rechts verschoben hat. Durch Inselbildungen vor ihrer Mündung, welche mit der Zeit mit dem rechten Ufer zusammenwachsen, hat sie die Wolga wiederholt gezwungen, sich weiter nach links zu wenden, bis endlich die Kudma in der jetzigen Richtung sich mit der Wolga vereinigte. Der Winkel, unter dem sie jetzt zusammen treffen, ist so klein, dass das Wasser der Kudma an der Mündungsstelle fast gar keinen Widerstand des Wolgawassers zu überwinden hat, infolge dessen auch kaum mehr zu erwarten ist, dass

es abermals Sand vor der Mündung ablagern und eine neue Insel bilden werde.

Bei der Mündung der Njushma (l.) begegnen wir einer auf der Wolga von jetzt an immer häufiger auftretenden Erscheinung. Zur Zeit des Hochwassers wühlt sich die Wolga häufig ein neues Bett, welches nachher, wenn es Fluss behält, Woloshka, kleine Wolga, genannt wird. Eine solche Woloshka, welche im Frühjahr von den Barken benutzt wird, die Borkowskaja Woloshka, so genannt nach dem Dorfe Borok, befindet sich hinter dem, gegenüber dem Dorfe Tatinetz gelegenen Tatinskij óstrow, den die Njushma gebildet hat.

Der nächste bedeutende Zufluss der Wolga ist der Kershenetz (l.). Nachdem die Wolga 10 Werst ohne Inselbildungen zurückgelegt, abgesehen von einer Sandbank vor der Mündung des Flüsschens Kitmera (l.), erblickt man plötzlich wieder eine grosse Insel vor der Mündung eines ausgetrockneten Flusses. Es ist das alte Flussbett des Kershenetz, welcher jetzt weiter abwärts sich mit der Wolga vereint. Der Kershenetz kommt aus dem Kreise Makarjew des Gouvernements Kostromá und fällt in die Wolga im Kreise Makarjew des Gouvernements Nishegorod. Er ist 175 (oder 200) Werst lang, stellenweise bis zwei Meter tief, führt gleich der Kudma viel Sand und ist, wie diese nach rechts, durch die starke Strömung der Wolga bedeutend nach links abgedrängt worden, denn ein altes Lied, in welchem seiner Erwähnung geschieht, verlegt seine Mündung noch höher als das jetzt noch sichtbare alte Bett. Von den vielen Sandbänken, die hier im Flusse liegen, und unter denen die „Kershentzi“ genannte die bedeutendste ist, hat dieser Teil der Wolga den Namen sheltije (sprich: sholtije) wody, gelbe Wasser, erhalten.

Einst war diese Gegend für den Handel Russlands von grosser Wichtigkeit, denn bis in dieses Jahrhundert fand hier auf dem rechten Ufer die berühmte Makarjew-Messe statt, welche später nach Nishnij Nowgorod verlegt wurde. Schon bei der Vorbeifahrt, vom Flusse aus, kann man erkennen, dass das Makariuskloster kein für eine Messe günstig gelegener Ort war, denn im

Frühjahr ist die ganze Stadt unter Wasser, auch wenn die Wolga nicht besonders hoch steigt. Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, an dem die Wolga diese erinnerungsreiche Stätte vollständig in ihre Fluten hinabziehen wird. Die Dampfer legen etwas unterhalb Makarjew am entgegengesetzten Ufer beim Dorfe Issad an, am Ausgang des Lyskowskij saton, welchen der hier einmündende, 60 Werst lange, 20 bis 60 Meter breite Ssundowik (r.) gebildet hat und durch den die Wolga, welche einst bei dem Dorfe Lysskowo vorbeifloss, zwei bis drei Werst von demselben abgedrängt worden ist.

Die Wolga schlägt nun bis Kossmodémjansk eine vorherrschend nördöstliche Richtung ein, nimmt auf dieser Strecke die Kleine oder Schwarze Masa (15 Werst) und die Grosse Masa (etwa 38 Werst), die Komaricha, die Ssura, die Chmeljowka (r.), die Ssumka (r.) die Wetluga, sowie die unbedeutenden Flüsschen Grosse und Kleine Junga, Arda, Ssundyrka und die 245 bis 250 Werst lange, nur im Frühjahr von Flößen und kleinen Barken befahrene Kutka auf. Beachtung verdienen von allen diesen Zuflüssen nur die Ssura und die Wetluga.

Die Ssura entspringt unweit des Dorfes Ssurka im südwestlichen Teil des Gouvernements Ssimbirsk in sumpfiger Waldgegend, fließt in westlicher Richtung längs der Nordgrenze des Gouvernements Ssaradow dahin, wendet sich dann nach N, durchschneidet den östlichen Teil des Gouvernements Pensa, tritt abermals in das Gouvernement Ssimbirsk ein und fließt durch dasselbe erst in westlicher, dann in nördlicher Richtung bis zu ihrem Eintritt in das Gouvernement Kasan, in dem sie in die Wolga fällt. Nach ihrer Vereinigung mit dem etwa 60 Werst langen Trujew (r.) und der etwa 130 Werst langen Usa (r.) wird sie für kleine Fahrzeuge befahrbar, doch beginnt zur Zeit des Hochwassers ihre eigentliche Schiffbarkeit erst mit ihrem Eintritt in das Gouvernement Pensa, nachdem sie bei der Stadt gleichen Namens das etwa 60 Werst lange Flüsschen Pensa aufgenommen hat. In demselben Gouvernement vereinigt sie sich dann noch mit der Schukscha (r.) und Ajwa (r.), deren jede etwa 80 Werst lang ist, sowie



mit einer Menge kleinerer, unbedeutender Flüsschen. Im Gouvernement Ssimbirsck nimmt sie etwa 60 grössere und kleinere Zuflüsse auf: die Grosse Ssara (55 Werst), die Mjedjana (l., 60 Werst), die Kirja (r., 70 Werst), die Insa (115 Werst), den Barysch (170 bis 180), den Alatyr (l., 280) und die Pjana (l., mehr als 300 Werst), welche bis 50 Meter breit und stellenweise 4 bis 14 Meter tief wird. Im Frühjahr schwellen die Wasser der Ssura zwar gewaltig an und sie steigt bisweilen 10 bis 15 Meter über ihren gewöhnlichen Stand, doch dieser Wasserreichtum ist nicht von langer Dauer, bald stellen sich wieder Sandbänke ein, und tiefer gehende Barken, welche flussabwärts wollen, müssen sich beeilen, dass sie nicht von dem Sinken des Wassers überrascht werden und noch weit von ihrem Ziele liegen bleiben. Daher wird denn auch die Ssura, obwohl sie im ganzen 216 Tage eisfrei ist, doch den weit-aus grössern Teil dieser Zeit hindurch nur von Fahrzeugen mit sehr geringem Tiefgang befahren, namentlich im Hochsommer, während im Herbst der Wasserstand wieder zuzunehmen pflegt. Auch bei der Ssura ist das rechte Ufer höher als das linke. Sie fliesst zwischen den Ufern ziemlich rasch dahin und zeigt gleichfalls das auffallende Bestreben, nach rechts, auf der bergigen Uferseite vorzudringen, trotzdem das Flachland zur Linken sie eher dorthin ablenken müsste. Die vielen Seen, welche längs ihres linken Ufers zerstreut sind, und unter denen sich manche befinden, die bis 8 Werst lang sind, bezeugen das beständige Abweichen der Ssura, mit der sie sich zur Zeit des Hochwassers immer noch zu vereinigen pflegen. Die Stadt Wassil Ssursk, bei der die Ssura in die Wolga mündet, wird seit ihrer Gründung im Jahre 1523 (siehe Seite 59) immer weiter zurückgedrängt, denn die Ssura hat schon wiederholt ganze Häuserreihen in ihre Fluten hinabgerissen, und Ende der dreissiger Jahre ist ihr auch der Basar zum Opfer gefallen.

Die Wetluga entspringt im Gouvernement Wjatka, wo sie durch die Vereinigung der Bystraja und Worona (oder Borowa?) entsteht, fliesst eine kleine Strecke durch Wologda längs dessen südlicher Grenze von O nach W, durchschneidet dann von N

nach S Kostroma und bildet, in südöstlicher Richtung durch Nishegorod weiterfliessend, den Grenzfluss zwischen diesem und Kasan, als welcher sie oberhalb Kosmodemjansk in die Wolga fällt. Inbezug auf sie liegt eine Reihe widersprechender Angaben vor. Sie ist nicht schiffbar, schrieb Bogoljubow (1862)<sup>152</sup>); nur zur Zeit des Hochwassers fahren Barken und Flösse auf ihr in die Wolga hinab. Ragosin erklärt sie aber trotz der vielen Sandbänke, welche in beständiger Bewegung sind und das Fahrwasser häufig ändern, für schiffbar, und thatsächlich verkehren gegenwärtig auf ihr sogar Dampfer von der Mündung bis zur Stadt Wetluga. Nach Ragosin befinden sich auf der 550 Werst langen schiffbaren Strecke ihres Laufes 40 Landungsplätze, und sie nimmt unter den schiffbaren Zuflüssen der Wolga die dreizehnte Stelle ein. Die Angaben über ihre Länge schwanken zwischen 600 und 706 Werst, wobi die letztere der Wahrheit am nächsten kommen dürfte, und ebenso unsicher sind die Angaben über die Länge ihrer Zuflüsse. Von der Ljunda wird behauptet, es wäre möglich, sie mit Barken zu befahren, und andererseits heisst es doch von ihr, dass sie durch angeschwemmte Baumstämme gesperrt sei. An der Wetluga befinden sich riesige Waldungen, deren Holz den Hauptgegenstand des auf ihr betriebenen Handels bildet. Sie fiesst zwischen niedrigen Ufern — das rechte ist nur mässig erhöht — langsam dahin, in zahllosen Windungen, auf welche mehr als zwei Drittel ihres Laufes entfallen, da in der Luftlinie ihre Quelle von der Mündung nur 220 Werst entfernt ist. Auf ihren Zuflüssen Wochma und Usta wird viel Holz herabgefösst; dasselbe scheint auf der Ljunda der Fall zu sein.

Unterhalb Kosmodemjansk erreicht die Wolga nach der Aufnahme der Rutka die höchste Stelle des von ihr verfolgten Laufes in nordöstlicher Richtung und fällt nun bis Kasan stufenweise nach SO ab. Wie unterhalb des Buges, den die Wolga bei Nishnij Nowgorod beschreibt, die längs des Bergufers abgelagerten Sandmassen die Artemjewschen Wiesen gebildet haben, so entstehen unterhalb der Rutkamündung durch die vielen Sandbänke die vor dem rechten Ufer lagernden sogenannten Turitschi, durch

welche das Fahrwasser sehr eingeengt, die Schifffahrt ungemein erschwert wird.

Die Zuflüsse der Wolga zwischen Kosmodemjansk und Kasan sind: die Arda (l.), die Ssundyrka (r.), der Parat (l.), die Scheschkarka, Kinjarka und Tschebokssarka (r.), sämtlich unbedeutende Flösschen — der 65 bis 70 Werst lange Zywil (r.), der nur zur Zeit des Hochwassers, wenn er sich über eine Fläche von  $2\frac{1}{2}$  Werst ausdehnt, einige Tage schiffbar wird und durch grosse Sandbänke vor seiner Mündung das Fahrwasser der Wolga sehr einengt — die Ssundyrka (r.) bei der Stadt Ssundyr — die 200 Werst (nach anderen 400!) lange Grosse oder Obere Kokschaga (l.), welche im Gouvernement Wjatka entspringt und auf etwa 100 Werst für kleine Barken schiffbar ist — die Kleine Kokschaga (l.) mit ihren vielen linksseitigen Zuflüssen, 150 Werst (oder 300?) lang und ebenfalls schiffbar — der Ilet (l.), etwa 165 bis 185 Werst lang (nach anderen 240 bis 300), wegen der vielen das Fahrwasser sperrenden Baumstämme nicht schiffbar und nur im Frühjahr, wenn er bis drei Werst breit wird, zum Holzflößen benutzt — der ihm gegenüber mündende Anisch (r.), 50 Werst (nach anderen 100) lang, nicht schiffbar und auch nicht im Frühjahr zum Holzflößen benutzt, da er durch sehr entwaldetes Gebiet fliesst — die Ssekerka (r.), Ssumka (l.) und die Sswijaga (r.).

Die letztere entspringt im Gouvernement Ssimbirsk unweit der Quellen der Ssura, nähert sich bei Ssimbirsk bis auf etwa 1400 Meter der Wolga, der sie durch waldarmes Gebiet nach N entgegenfliesst, und nimmt auf ihrem Laufe bis zur Mündung, 17 Werst oberhalb Kasan, eine Menge Zuflüsse auf, die bedeutendsten auf dem linken Ufer. Ihr grösster Zufluss ist die etwa 120 Werst lange Kubnja (l.). Ihre eigene Länge wird sehr verschieden berechnet — die niedrigste Angabe ist 53, die höchste 380 Werst! — wovon die letztere der Wahrheit noch am nächsten kommen dürfte.

Trotz ihrer vielen Zuflüsse und ihrer geringen Breite wird die Sswijaga doch erst beim Dorfe Ssoboljewsk, etwa 14 Werst oberhalb der Mündung schiffbar. Links von ihrer Mündung ist

die Wolga wieder durch Inseln gesperrt, welche sich bis oberhalb der Mündung der Ssekerka erstrecken. Da weder diese, noch die weiter unterhalb mündende Ssumka solche Inseln zu erzeugen im stande war, haben wir hier abermals die schon wiederholt beobachtete Erscheinung vor uns, dass die Wolga einen ihrer rechtsseitigen Zuflüsse von W nach O abgedrängt hat. Alle diese Inseln sind zweifellos Schöpfungen der Sswijaga, welche einst viel weiter westlich mündete als jetzt.

Der nächste Zufluss der Wolga ist die an Kasan vorbeifliessende Kasanka (L), welche etwa 5 Werst von dieser Stadt entfernt in die Wolga fällt. Sie ist 150 Werst lang und nicht schiffbar. Wenn berichtet wird, dass sie zur Zeit des Hochwassers sogar von Dampfern befahren werde, so bezieht sich dies nur darauf, dass dann die ganze, von der grossen Damba (Damm) durchschnittene Fläche vor Kasan von der Wolga überflutet ist und die Wolgadampfer, anstatt bei ihrer gewöhnlichen Landungsstelle anzulegen, auf der in der ausgetretenen Wolga aufgegangenen Kasanka näher an Kasan herangelangen können. Die Wolga biegt unterhalb der Mündung der Kasanka scharf nach S ab, und die Folge dieses Buges ist wieder eine ähnliche Uferbildung wie bei den Artemjewschen Wiesen und den Turintschi: den Strom versperrende Inseln, welche an der Bergseite mit dem Ufer zusammenwachsen. Auf der nun folgenden, etwa 70 Werst langen Strecke bis zur Kamamündung nimmt die Wolga nur Bäche oder höchst unbedeutende Flösschen auf. Während das Fahrwasser dem rechten hohen Ufer folgt, ziehen sich längs des flachen linken zahlreiche Sandbänke, Inseln und Satóny hin, und erst während der letzten zehn Werst wird die Wolga völlig frei und kann sich zu stattlicher Breite entfalten, um ihrer grossen Nebenbuhlerin, der Kama, würdig zu begegnen.

Fünf Werst unterhalb des Dorfes Bogoródsk vereinigt sich die Wolga mit der von links kommenden Kama, ihrem bedeutendsten Zufluss und nächst ihr dem wichtigsten Strom des europäischen Russlands. Wie man der Wolga den Vorrang zu gunsten der Oka streitig zu machen sucht, so geschieht dies auch zu

gunsten der Kama, und nach der Meinung der Anhänger der letztern mündet nicht die Wolga, sondern die Kama in den Kaspischee. Unbestreitbar ist nun, dass unterhalb des Dorfes Bogoródsk (am rechten Wolgaufer) in der Wolga eine gewaltige Veränderung sich vollzieht: die Farbe des Wolgawassers gleicht jener der Kama; die Sandbänke, welche bisher der Schifffahrt auf der Wolga so grosse Schwierigkeiten bereiteten, sind verschwunden; der Strom schwillt zu majestätischer Breite an. Aller Wasserreichtum der Wolga auf der Strecke von Bogoródsk bis Astrachán hängt jedoch von der Kama ab: wenn das Wasser in der Kama fällt, ist auch die untere Wolga wasserarm, gleichviel ob dann der Wasserstand bei Rybinsk ein hoher oder niedriger ist. Ausser dieser Abhängigkeit der Wolgaschifffahrt vom Wasserstand der Kama wird ferner zu gunsten der letztern auch noch geltend gemacht, dass sie von den Quellen bis zur Mündung 1650 Werst lang ist und 574 Zuflüsse aufnimmt, deren Wasserlauf eine Länge von fast 36 000 Werst erreicht, so dass sowohl ihre Länge als die Grösse des durch sie entwässerten Gebietes jenen der Wolga von der Quelle bis zur Vereinigungsstelle ziemlich gleichkommt. Die Kama verdankt ihren grossen Wasserreichtum, wegen dessen sie vom Volke „Mnogowódnaja“, die Wasserreiche, genannt wird, dem Umstand, dass die Art des Holzfällers an ihren Ufern noch nicht so mit dem Waldbestand aufgeräumt hat, wie an den Ufern der obern Wolga. Einer der Hauptzuflüsse der Kama, die Belaja, ist zwar schon ziemlich entwaldet, und alljährlich schwimmen tausende von Baumstämmen die Kama abwärts, aber der nördliche und nordöstliche Teil des Gouvernements Perm bildet noch mit seinen riesigen Waldungen ein überreiches Wasserbecken, welches auch der in Russland üblichen heillosen Waldverwüstung noch lange zu widerstehen im stande ist.

Die Kama entspringt in den Sümpfen des Kreises Glasów im Gouvernement Wjátka. Anfangs nach Norden fliessend, wendet sie sich bei dem Städtchen Kai nach Osten und überschreitet in nordöstlicher Richtung die Grenze des Gouvernements Perm. Nach der Einmündung der Wessljana fliesst sie wieder nach Osten bis

zum Dorfe Bondjushkoje, von dort in vielen Windungen südwärts bis Perm. Bei Perm wendet sie sich westwärts, biegt oberhalb Ochánsk abermals nach Süden ab und schlägt bei der Stadt Ossa (sprich: Assá) eine südwestliche Richtung ein, in welcher sie die Grenze des Gouvernements Wjátka erreicht. Auf ihrem fernern Lauf in südöstlicher Richtung bildet sie die Grenze der Gouvernements Perm und Wjátka, dann nach Südwest abbiegend die Grenze der Gouvernements Wjátka und Ufá, weiterhin Wjátka und Kasan, tritt bei der Einmündung der Wjátka in das Gouvernement Kasan ein und vereinigt sich in diesem mit der Wolga.

Die Mehrzahl ihrer zahlreichen Zuflüsse, und darunter die wichtigsten, befindet sich auf dem linken Ufer. Viele derselben entspringen in öder Wildnis und fließen durch solche bis zur Kama. Aus sumpfigen Waldungen des Gouvernements Wologda kommen die Wessljana (l.), an deren Ufern sich nur vereinzelte Niederlassungen befinden — die Lunja (l.), die auf ihrem 140 Werst langen Lauf nur an vier von Holzflössern bewohnten Dörfern vorbeifliesst — der etwa 150 Werst lange Leman (l.), in welchen der Lel einmündet — die 200 Werst lange Südliche Keltma\*) (l.) mit ihrem gleichlangen fischreichen Nebenfluss Timschor — und die über 100 Werst lange, 10 Werst oberhalb Bondjushkoje einmündende Pilwa (l.). Auf dem rechten Ufer nimmt die Kama bis zum Dorfe Bondjushkoje ausser unbedeutenden Zuflüssen nur die Kossa auf, welche im Kreise Sslobodsk des Gouvernements Wjátka entspringt. Dieselbe durchfließt auf ihrem 150 Werst langen Lauf anfangs bergiges, später flaches, zum teil sumpfiges Land und empfängt rechts den Jum, die Lopwa, den Lopan, Lolym und die Ssija, links die Nylwa, Kess--Ssija und den Lolog. Nachdem die Kama sich südwärts gewendet, nimmt sie auf dem rechten Ufer die im Kreise Ssolikamsk entspringende Urolka auf, deren Länge etwa 100 Werst beträgt.

---

\*) So genannt zum Unterschied von der unweit ihrer Quellen entspringenden Nördlichen Keltma, einem Zufluss der Witschegda. Die Nördliche und Südliche Keltma sind durch einen Kanal verbunden.

Der erste grosse Nebenfluss der Kama ist die Wischera, welche im Norden des Kreises Tscherdyn entspringt und 450 Werst lang ist. Auch sie fliesst 250 Werst durch Urwald, in welchen nur dann und wann Jäger eindringen, um dem in Massen vorhandenen Wild nachzustellen. Einst bildete die Wischera mit ihrem 50 Werst langen Nebenfluss Ulssuj eine wichtige Verbindungsstrasse zwischen Sibirien und dem europäischen Russland, jetzt aber wird von den oberen Ufern, von der äussersten Niederlassung Ust-Uls an der Mündung des Ulssuj, nur Holz herabgeschwemmt. Von Mitte Oktober bis Mitte April mit Eis bedeckt, erlangt die obere Wischera zwischen ihren hohen felsigen Ufern zur Zeit der Frühjahrshochwasser eine Tiefe von  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Meter, ist aber ungemein reissend. Erst in der Nähe der Mündung der Kolwa wird das linke Ufer flach, das Flussbett erweitert sich, und die Wischera fliesst ruhiger dahin. Die durch die Jasswa und Kolwa ihr zugeführten Wassermengen ermöglichen die Schifffahrt auf ihr bis zu ihrer Vereinigung mit der Kolwa, die Holzflösserei findet ihre Grenze oberhalb Ust-Uls. Weiter aufwärts können nur noch kleine Boote durch die Stromschnellen und zahlreichen kleinen Wasserfälle mühsam sich durchwinden.

Die Zuflüsse der Wischera sind: auf dem linken Ufer der Wjelssuj, Ulssuj, die Wischaicha und Jaswa — auf dem rechten Ufer die Pissanka, Goworucha und Kolwa. Die letztere, der bedeutendste Nebenfluss der Wischera, etwa 300 Werst lang und im Frühjahr 10 bis 16 Fuss tief, nimmt rechts die Bisessja, Wischerka, und Wischaicha, links die vom Ural kommende Berósowka und die Niswa auf. Die Jaswa ist der zweitgrösste Zufluss der Wischera. Am Nordabhang des Kwarkusch im westlichen Ural entspringend, fliesst auch sie anfangs durch unbewohntes Land und bildet bei starkem Gefäll zahlreiche Stromschnellen. Ihre grösseren Zuflüsse sind der gleichfalls am Kwarkusch entspringende Molmas und die aus dem Kreise Ssolikamsk kommende Gluchaja Wilma.

Die durch die Wasser der Wischera bereits für kleine Dampferschiffbar gewordene Kama nimmt auf ihrem fernern Lauf zunächst bei der Station Ust Borowskoje die 50 Werst lange Borowjanka

(r.) auf, dann die an Ssolikamsk vorbeifliessende Ussolka (l.), auf welcher nur im Frühjahr kleinen Frachtschiffen die Fahrt bis Ssolikamsk möglich ist, und die aus dem Kreise Tscherdyn kommende, 60 Werst lange Lysswa (r.). Unterhalb Dedjuchin, gegenüber dem Dorfe Orel Gorodok, mündet die 275 Werst lange Jaiwa. Dieselbe kommt von den Abhängen des Urals und durchfliesst waldige, zum teil sumpfige Gegenden des Kreises Ssolikamsk. Sie ist im Sommer sehr seicht und stellenweise zu durchwaten, im Frühjahr aber schwillt sie gewaltig an, und dann werden auf ihr Holz und die Erzeugnisse der an ihren Zuflüssen gelegenen Werke herabgefösst. Links nimmt sie die 70 Werst lange, zwischen waldigen, bergigen Ufern rasch dahinfließende Wilwa mit den Zuflüssen Kysel und Lytwa auf. Beim Dorfe Orel Gorodok fällt in die Kama der Kondass (r.), der durch die Vereinigung des Nördlichen und Südlichen Kondass entsteht, von denen der letztere wieder den Mittleren Kondass und die Unwa aufgenommen hat. Er fließt 60 Werst lang zwischen niedrigen bewaldeten Ufern und dient im Frühjahr zum Holzflößen. Weiterhin folgen auf dem rechten Ufer die 32 (oder 35?) Werst lange Poshwa, im Frühjahr vom Fabrikteich des Poshewskij Sawod bis zur Mündung für kleine Boote schiffbar, und die 227 Werst lange Jnwa, welche nur vom Nikitinskij Sawod bis zur Mündung schiffbar ist, da weiter aufwärts die Dämme des Werkes und Sandbänke die Schifffahrt unmöglich machen. Sie nimmt rechts die Jusswa, links die Kura auf. Auf dem linken Ufer mündet in die Kama die Kosswa, vom Westabhang des Urals kommend, 300 Werst lang. Sie nimmt zahlreiche kleine Zuflüsse auf, die bedeutendsten auf dem rechten Ufer, fließt sehr rasch zwischen bewaldeten, bergigen Ufern über steinigen Grund dahin und wird im Frühjahr zum Transport von Holz, Metallen und Mühlsteinen benutzt. Es folgen auf dem rechten Ufer die Mündungen: des 80 Werst langen Tschermoss, der aus der Vereinigung des Grossen und Kleinen Tschermoss entsteht, und der 243 (oder 200?) Werst langen Obwa, die auf einem grossen Teil ihres Laufes schiffbar ist. Von ihrer Mündung ab nimmt die Wolga lange Zeit, bis zu ihrem Eintritt in das



Gouvernement Wjatka, auf dem rechten Ufer keinen grösseren Zufluss auf, dagegen mündet nun bald auf dem linken Ufer die Tschussowaja, einer ihrer wichtigsten Zuflüsse.

Die Tschussowaja entspringt im Kreis Jekaterinbúrg, ist 666 Werst lang und nimmt 16 grössere Zuflüsse auf, deren bedeutendste sind: auf dem rechten Ufer die ca. 290 Werst lange Usswa mit der kurz vor der Mündung mit ihr sich vereinigenden, 147 Werst langen Wilwa, erstere im Frühjahr zum Holzflössen benutzt, letztere von Barken befahren — auf dem linken Ufer die Ssylwa, 552 Werst lang\*), im Frühjahr von der Einmündung der Molebka abwärts schiffbar. Von den kleineren Zuflüssen der Tschussowaja verdienen noch hervorgehoben zu werden: die 124 Werst lange Sserebrjanka (r.), die 83 Werst lange Meshewaja Utka (r.), die Koiwa (r.), 82 Werst lang, und die 60 Werst lange Rewda (l.). Von den Flüssen, welche die Ssylwa aufnimmt, ermöglichen auf dem rechten Ufer die Barda (158 Werst) und die Schakwa (c. 80 Werst), auf dem linken Ufer der Iren (136 Werst) im Frühjahr das Holzflössen, dagegen ist der linksseitige Zufluss Babka (106 Werst) trotz der Länge seines Laufes in keiner Weise schiffbar.

Zwischen Perm und Ossá nimmt die Kama an beiden Ufern nur unbedeutende Gewässer auf, von denen jedoch viele zum Betrieb von an ihren Ufern entstandenen Werken und Fabriken dienen. Vier Werst oberhalb Ossá mündet die von Süden kommende Tulwa (l.), beim Eintritt der Kama in das Gouvernement Wjatka die während des grösseren Teiles ihres 165 Werst langen Laufes die Grenze der beiden Gouvernements Wjatka und Perm bildende Siwa (r.), welche nach ihrer Vereinigung mit der Wotka (20 Werst weit) schiffbar wird. Der linksseitige Zufluss der Kama Buj, welcher 138 Werst lang ist, bildet während der untern Hälfte seines Laufes die Grenze der Gouvernements Perm und Ufá, und ist nach Aufnahme der Kambarka (r.) einige Werst weit bis zur

---

\*) Verlässliche, genaue Messungen fehlen auch hier wie bei den meisten Zuflüssen der Kama. Die Angaben schwanken zwischen 300 und 450 Werst, doch dürfte die obige Berechnung die richtigste sein.

Mündung schiffbar. Sein grösster Zufluss ist der Pys (r.), der aus dem Grossen und Kleinen Pys entsteht.

Etwa 70 Werst unterhalb Ssarápul nimmt die Wolga auf dem linken Ufer die Belaja auf, welche im Ural zwischen dem Jremel und Awaljak etwa unter 54° 54' n. Br. entspringt, anfangs über 200 Werst nach Süden fliesst, hierauf sich westwärts wendet, beim Dorfe Bugultschan plötzlich nach Norden abbiegt und diese Richtung bis zur Einmündung des Ssim beibehält, von wo sie nordwestwärts der Vereinigungsstelle mit der Kama zueilt. Die Strecke von den Quellen bis Bugultschan bezeichnet man als den obern, von dort bis zur Ssim-Mündung als den mittlern, und von dieser bis zur Einmündung in die Kama als den untern Lauf. In ihrem obern Lauf bahnt sich die Belaja anfangs zwischen bewaldeten Felsen als reissender Fluss einen engen Weg, wird schon 70 Werst von den Quellen, beim Beloserskij Sawod flössbar, doch erst im mittlern Lauf wird sie allmählich ruhiger, das Flussbett erweitert sich, und auch die Tiefe nimmt mehr zu. Ständig schiffbar wird sie erst nach der Aufnahme des Ssim, und von der Mündung bis Ufa fahren auch kleine Dampfer, obwohl dieselben zuweilen, namentlich gegen das Ende der Navigationszeit, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Hier und noch mehr bei den Zuflüssen der Belaja lässt sich beobachten, welche üblen Folgen die Waldverwüstung nach sich zieht. Mancher Fluss, welcher früher flössbar oder schiffbar war, ist seit der Entwaldung seiner Ufer als Wasserstrasse nicht mehr zu benutzen. So ist z. B. der fünf Werst unter Ufa auf dem linken Ufer einmündende Djoma oder Dim trotz seiner bedeutenden Länge (452 Werst) nicht einmal flössbar, was zweifellos seinen von Wald fast ganz entblössten Ufern zuzuschreiben ist. Die bedeutendsten Zuflüsse der Belaja sind: im obern Lauf die vom Westabhang des Urals kommende, 75 Werst lange Kana (l.), früher für Barken schiffbar, jetzt wie es scheint nicht mehr, im mittleren Lauf auf dem rechten Ufer der im Gouvernement Orenburg entspringende Nugusch, 195 Werst lang, schiffbar von der Mündung des Tor ab, welcher selbst auf einer kurzen Strecke von den Barken der an ihm liegen-

den Werke befahren wird, und der Ssim (baschkirisch Essjum), etwa 200 Werst lang, aber wegen Wassermangels und vieler Felsen im Flussbett nur zum flössen, und nur im Frühjahr verwendbar, auf dem linken Ufer der Aschkadar, der aus dem Obschtschij Ssyrt kommt, 155 Werst lang, aber auch nur zur Zeit der Hochwasser zum Holzflössen zu verwenden, die Sterlja (60 Werst) und der Kuganak (81 Werst), die beide sehr wasserarm sind, endlich im untern Lauf rechts die Ufä, der Bir (tatarisch Bir-Su, Wolfsfluss), der aus Sümpfen im Kreise Birsk entspringt, 97 (oder 120?) Werst lang, und der 200 Werst lange Urschak, die schon oben erwähnte Djoma, 452 Werst lang und nicht flössbar, der Tschermassan (143 Werst) und der Ssjun (200 Werst).

Als Kuriosum mag hier noch der Inser hervorgehoben werden, welchen Semenow (sprich: Ssemjonow) als Zufluss des Ssim bezeichnet, während er auf den Karten als rechter Zufluss der Belaja erscheint, in Wirklichkeit etwa 275, nach Semenow 200 Werst lang. Die Zuflüsse der mittlern und obern Belaja gehören eben zu den vielen, noch wenig durchforschten Gegenden des europäischen Russlands, was schon die widersprechenden Angaben über die Länge der einzelnen Flüsse beweisen, welche oft um 100 und mehr Werst differieren.

Der bedeutendste Zufluss der Belaja ist die Ufä. Sie entspringt aus einem See im Kreis Jekaterinbúrg des Gouvernements Perm, fließt nordwestwärts bis Krassnoufímsk und von dort erst in südlicher, dann in südwestlicher Richtung nach Ufä, wo sie sich vor der Einmündung in zwei Arme spaltet und eine grosse Insel bildet. Nach neueren Messungen ist sie 795 Werst lang (nach früheren 600), erlangt stellenweise eine stattliche Breite und ist im Frühjahr, zur Zeit der Hochwasser, schon vom Ufalejskij Sawod im Kreis Jekaterinbúrg schiffbar.

Nach ihrer Vereinigung mit der Belája unweit des Dorfes Pjannij Bor nimmt die Kama den in Sümpfen des Kreises Ssarápul entspringenden, 179 Werst langen und auf einer Strecke von 50 Werst flössbaren Ish (r.), den im Kreis Belebej entspringenden, 435 (nach anderen Angaben 350) Werst langen Ik (l.), der noch

im vorigen Jahrhundert von Barken befahren wurde, und bei Jelábuga die Tojma (r.) und weiter unterhalb den aus dem Kreis Bugulminsk kommenden, 195 Werst langen Sai (l.) auf, welcher nicht schiffbar und wahrscheinlich auch nicht flossbar ist. Dann folgt die Mündung des grössten Zuflusses der Kama, der Wjatka.

Nach älteren Angaben soll die Länge der Wjatka 900 bis 1000 Werst betragen, Babst berechnet sie gar auf 2000, und in Wirklichkeit beträgt sie 1077. Sie entspringt in denselben Sümpfen des Kreises Glasów, aus denen die Kama kommt, und ihre Quelle ist nur 50 Werst von jener der Kama entfernt. Anfangs fliessen beide parallel nach Nordwest, dann wendet sich die eine nach Nordost, die andere nach Südwest, und erst nachdem die Kama einen weiten Bogen beschrieben hat, nähern sie sich wieder. Dichter Urwald umgibt den Oberlauf der Wjatka, und infolge dessen ist auch die Wassermenge, welche ihr zuströmt, eine bedeutende. Noch im Kreis Glasow wird sie beim Pudjenskij Sawod im Frühjahr zum flössen verwendbar, schiffbar dagegen nach einem Lauf von 400 Werst bei der Stadt Sslobódsk. Durch grosse Zuflüsse verstärkt, erlangt sie nun eine stattliche Breite, noch mehr nach der Vereinigung mit der Wala, und stellenweise eine Tiefe, welche sogar die Wolga vor der Vereinigung mit der Kama nirgends erreicht.

Ihre bedeutendsten Zuflüsse sind: die aus dichten Wäldern kommende wasserreiche Cholunitza (l.), für Barken schiffbar; die zwischen Sslobódsk und Wjátka einmündende Tschepza (l.), welche das eigentliche Wotjakenland durchfliesst, sozusagen die Pulsader des ganzen zwischen der Wjatka und Kama gelegenen Gebietes, schon bei Glasow schiffbar und 400 Werst lang (P. Michailow schätzt allein den schiffbaren Teil auf 650 Werst!); die im Gouvernement Wólogda auf dem sogenannten Kai-Wolok entspringende Maloma (r.), welche nach 315 (oder 350?) Werst langem Lauf bei der Stadt Kotelnitsch in die Wjatka fällt, nur zum holzflössen verwendet, obwohl sie den Überlieferungen nach in alter Zeit eine belebte Handelsstrasse war und auch heute noch von der Mündung der Kobra abwärts befahren werden könnte; die aus

dem Kreis Wetluga im Gouvernement Kostromá kommende, 203 Werst lange Pishma (r.), auf der im Frühjahr Holz herabgeschwemmt wird und die auch auf einer kleinen Strecke ihres untern Laufes schiffbar ist; die 124 (oder 80?) Werst lange Woja (l.), bereits sehr entwaldet und infolge dessen nur noch auf einer kleinen Strecke des untern Laufes schiffbar, und der 182 Werst lange, schiffbare Kilmes (l.) oder Kilmess, der die 130 Werst lange flössbare Wala (l.) aufnimmt. Kleinere Zuflüsse sind: die Belaja (r.), für kleine Barken befahrbar (60 Werst), der Buj (r.), auf dem Flösse verkehren sollen (82 Werst), und die Ludjana (l.), die früher von Barken befahren wurde, auf der aber jetzt nur im Frühjahr Holz geschwemmt wird (60 Werst).

Nach der Vereinigung mit der Wjatka nimmt die Kama noch auf: die aus dem Gouvernement Ssamára kommende, 234 Werst lange Schemscha (l.), welche den Kutschui (r.) aufgenommen hat und weder schiffbar, noch flössbar ist, und ausser vielen kleinen Zuflüssen kurz vor ihrer Mündung die Mjoscha (r.). In diesem letzten Teil ihres Laufes durch das Gouvernement Kasan in gerader Richtung von O nach W schwillt die Kama immer noch mehr an und nimmt auch beträchtlich an Tiefe zu. Bei der Mündung der Wjatka war sie 800 Meter breit, aber nachher verengerte sich das Flussbett wieder, und bei Tschístopol hatte sie nur 500 Meter Breite. Nun schwillt sie bei Lájschew schon wieder auf 700 Meter an und erlangt bei der Mündung etwa 1000 Meter. Die Tiefe schwankt zwischen 8 und 22 Meter. Dieser grosse Wasserreichtum, der die Kama auszeichnet, ermöglicht denn auch die Schifffahrt bis tief in den Herbst hinein selbst den grössten Fahrzeugen. Zwischen Nishnij Nowgorod und Perm, so wie umgekehrt, verkehren täglich Dampfer mehrerer Gesellschaften, welche die Fahrt stromaufwärts in 4 bis 5 Tagen zurücklegen. Zwischen Perm, Ussolje und Tscherdyñ verkehrt einmal wöchentlich ein kleiner Dampfer, und ausserdem gehen täglich Dampfer auf der obern Kama, der Wyschera und Kolwa sowohl aufwärts als abwärts.

Dicht vor der Mündung, wenn vom Dampfer aus bereits die

Wolga sichtbar ist, teilt sich die Kama in zwei Arme; der breite Hauptstrom mit tiefem Wasser fliesst in derselben Richtung weiter, während die sogenannte Alte Kama das ebenfalls breite, aber im Sommer seichte alte Bett, links abbiegt und, eine grosse Delta-Insel bildend, erst weiter Wolga abwärts mit dieser sich vereint.

Von der Kamamündung bis zur Ssarpa folgt die Wolga, abgesehen von der durch den Höhenzug im Bogen von Ssamara veranlassten grossen Abweichung, im allgemeinen einer südöstlichen Richtung, gleich als ob sie sich mit dem bei Zarizyn ihr sehr nahe kommenden Don vereinen und ihre Wasser mit ihm dem Asowschen Meer zuführen wollte. Durch die gewaltigen Wassermassen, welche die Kama ihr bringt, schwillt die Wolga unterhalb Bogoródsk zur majestätischen Breite von 1500 Metern an, doch nun scheint aber auch wenigstens die Wasserkraft des hohen, steilen rechten Ufers vollständig erschöpft zu sein. Nur eine Menge tiefer Regenklüfte verrätet da, dass auch von dieser Seite die Wolga noch zuweilen einen Wasserzuwachs erhält. Hinter dem Höhenzug zur Rechten fliesst der Wolga entgegengesetzt die Swijäga, welche aber durch das hohe Ufer der Wolga bei Ssimbirsk gezwungen wird, sich nach N zu wenden, und sie nimmt fast alles auf, was die Höhen noch an Gewässern abzugeben vermögen. Auch weiterhin erweisen sich die Uferberge wiederholt als mächtiger Damm gegen die Annäherung rechtsseitiger Zuflüsse, welche bisweilen grosse Strecken der Wolga parallel fliessen müssen, bevor es ihnen gelingt, eine Stelle zu finden, an welcher ihnen der Durchbruch möglich wird. Einen bedeutenden Zufluss erhält die Wolga überhaupt vom rechten Ufer nicht mehr, dagegen stellen sich bis zum Bogen von Ssamara mehrere in ziemlich rascher Aufeinanderfolge auf dem linken Ufer ein, die zum teil den Wasserüberfluss der Vorberge des Urals der Wolga zuführen: die Bjesdna, die Maina, der Ureñ mit dem Tichar, der Tscheremschan, der Ssok, die Ssamara und die Mokscha, während mitten zwischen den letzteren von rechts her nur die Ussa in Bogen von Ssamara in die Wolga fällt, ein kleiner Fluss, der jedoch in früherer Zeit, als noch das Räuberunwesen auf der untern Wolga in Blüte stand,

eine wichtige Rolle bei den Überfällen der Barken gespielt hat, und durch den die Landzunge, welche die Wolga bildet, fast zu einer Insel wird. Nur ein schmaler Landstreifen trennt die längere Zeit der Wolga parallel, aber ihr entgegen fließende Ussa von dem Hauptstrom, und dieser Landstreifen war der Wolók, auf dem die Flussräuber ihre Schiffe aus der Wolga in die Ussa zu ziehen pflegten, um, auf dieser in die Wolga hinabsegelnd, die Vorbeifahrt bei dem befestigten Ssamara zu vermeiden (siehe Seite 131). Die Ussa entspringt im Kreis Ssengilei, ist 110 Werst lang, jetzt nicht schiffbar und mündet gegenüber Stawrópol in die Wolga.

Wasserreicher als das rechte ist das linke Ufer. Bald nach ihrer Vereinigung mit der Kama nimmt die Wolga beim Sspasskij saton die Bjesdna auf, weiterhin die aus Sümpfen des Gouvernements Kasan kommende Maina, welche etwa 8 Werst oberhalb der Mündung beim Dorfe Staraja Maina (Alt-Maina) schiffbar wird und an deren Mündung sich eine Dampfer-Haltestelle befindet. Der bedeutendste Zufluss der Maina ist die Utká (r.), welche anfangs von SO nach SW fließt, gleich als ob sie gegenüber Tetjuschi sich mit der Wolga vereinigen wollte, dann sich plötzlich in der Nähe von Nikolskoje nach S wendet und in gleicher Richtung mit der Wolga der Maina zufließt, mit der sie sich kurz vor ihrer Mündung vereint. Eine kleine Strecke unterhalb der Maina fällt in die Wolga der Ureñ. Die nun folgenden linksseitigen Zuflüsse Tscheremschan, Ssok und Ssamara haben einst, wie wir früher gesehen, in den unruhigen Tagen des untern Wolgalandes eine wichtige Rolle gespielt. Längs des Tscheremschan zog sich die befestigte Vorpostenlinie hin, welche das von russischen Ansiedlern eingenommene Gebiet nördlich von demselben gegen Überfälle der Nomaden schützen sollte (siehe Seite 98). Der Tscheremschan entsteht durch die Vereinigung des Grossen und des Kleinen Tscheremschan, von denen der letztere im Gouvernement Kasan, der erstere im nördlichen Teile des Gouvernements Ssamara entspringt. Auf seinem reissenden, etwa 150 Werst langen Lauf durchzieht er eine waldreiche Niederung,

durch welche fast bis zu seiner Mündung längs seines linken Ufers die niedrigen Höhen sich ziehen, welche dem Grossen Tscheremschan von seiner Quelle ab folgen. Sein Wasser zeichnet sich durch grosse Klarheit aus. Nachdem dann die Wolga unterhalb der Mündung des Tscheremschan noch das unbedeutende Flüsschen Ssuskan aufgenommen, welches wenige Werst von ihrem Ufer entspringt, anfangs ihr nach N entgegenfliesst und dann in kurzem Bogen sich nach S wendet, fällt in sie an der Stelle des Bogens von Ssamara, wo sie die südliche Richtung einschlägt, vorbei an dem berühmten Kalksteinfelsen Zärew Kurgán, der Ssok, auch nur ein kleiner Fluss, der durch buschige Niederungen aus dem nordöstlichen Teil des Gouvernements Ssamara herabkommt. Der erste bedeutende Fluss nach der Einmündung der Kama ist die Ssamara. Sie entspringt in den Steppen des Obschtschij Ssyrt, nahe den Quellen des Urals, von dem sie nur ein 18 Werst breiter Woloek trennt, und nimmt auf ihrem etwa 400 Werst langen Lauf den Obern und Untern Tschuran (r.), bei Busuluk den gleichfalls vom Obschtschij Ssyrt kommenden Busuluk (l.) und den Tok (r.), weiterhin die Borowka (r.), die Sjeschaja (l.) und den Kinel (r.) auf. Letzterer entspringt als Kineltschik im Gouvernement Ssamara an der orenburgischen Grenze, vereinigt sich bei Buguruslan mit dem Motschagai (r.), nimmt weiterhin noch den Kutuluk (l.) auf und mündet bei Alexejewsk in die Ssamara. Letztere selbst, trotz ihrer Grösse im Sommer ein sehr seichter Fluss, fällt bei der Stadt gleichen Namens in einer flachen, aber fruchtbaren Gegend in die Wolga. Bei ihrer Einmündung wendet sich die Wolga, welche von der Ssokmündung an nach S floss, nach W und vollendet damit den grossen Bogen, bald darauf noch die kleine, ebenfalls vom Obschtschij Ssyrt kommende Motscha aufnehmend.

Nach der Aufnahme der Kama waren, wie schon oben erwähnt, die vielen, die Wolga kennzeichnenden Sandbänke verschwunden, aber der Inselbildung hatte sie doch nicht entsagt, und ihrer eigenen Grösse entsprechend, werden jetzt auch die durch sie gebildeten Inseln grösser als früher, und auch die vielen Satóny



gewinnen an Grösse. Etwa eine Stunde unterhalb Bogorodsk befindet sich der grosse Sspasskij satón, ein natürlicher Winterhafen, in dem ein Teil der Dampfer der Gesellschaft Kawkas i Merkurij geborgen wird, etwa 14 Werst von der landeinwärts gelegenen Stadt Sspassk entfernt. Man hat hier mit grossen Kosten die nötigen Hafenanlagen und Werkstätten errichtet, aber der Erfolg soll der aufgewandten Mühe nicht entsprechen, da die hier einmündende Bjesdna vor ihrer Mündung viel Sand ablagert und den Zugang zu dem Winterhafen immer wieder mit einer Sandbarre versperrt. Etwa 80 Werst unterhalb Bogoródsk liegen im Strom wieder grosse Inseln, alle hübsch bewaldet: der Malij (kleine) óstrow, der Rejn, der Orchowski, Ssergijewskij und Sumar óstrow. Unterhalb der die Grenze zwischen Kasan und Ssimbirsk bildenden Maina beschreibt die Wolga einen grossen Bogen, indem sie sich plötzlich nach W wendet, aber bald wieder durch die dicht herantretenden Höhen des rechten Ufers gezwungen wird, südwärts zu fliessen. Wie wir dies schon weiter aufwärts wiederholt zu beobachten Gelegenheit fanden, hat die Wolga auch hier, wo sie westwärts fliesst, am Fusse der rechtsseitigen Uferhöhen eine breite Erdschicht vorgelagert, die noch nicht überall mit dem Bergufer verwachsen, sondern von Woloshki und Satony durchschnitten ist, und dieselbe Erscheinung wiederholt sich am Fusse der Höhen, auf denen die Stadt Ssimbirsk liegt. Von Ssimbirsk abwärts nimmt die Tiefe der Wolga beständig zu, und die Schifffahrt erfreut sich eines völlig sichern Flussbettes, wie es die Wolga auf ihrem ganzen bisherigen Laufe noch nicht geboten hat, obwohl zwischen Ssimbirsk und Ssengilei häufig Inseln im Flusse liegen. Unterhalb der Tscheremschanmündung entstehen besonders grosse Inseln durch wiederholte Woloshkibildungen, welche 15 und mehr Kilometer Länge erreichen. Am Ssamarabogen bemerken wir abermals die bei der Mainamündung und bei Ssimbirsk erwähnten Erdablagerungen, am rechten Ufer. Eine fast 10 Kilometer weite Fläche, auf welcher mehrere Dörfer liegen, breitet sich zwischen den Bergen des rechten Ufers und der Wolga aus, die hier gegen ihren alten Lauf weit nach O abgedrängt ist. Eine am Beginn

der Ssokolije gory (Falkenberge) entstandene Insel wird wohl mit der Zeit noch ein weiteres abweichen bewirken.

Während die Wolga durch den Ssamarabogen floss, war der Unterschied zwischen dem hohen und dem niedrigen Ufer völlig geschwunden. Auch Ssamara (L) liegt noch auf erhöhtem Ufer, aber wie die Wolga den Bogen zurückgelegt hat, tritt der Unterschied zwischen den beiden Ufern sofort wieder zu Tage. Wie erfüllt von übermütigem Bewusstsein ihrer Kraft, beginnt nun die Wolga, sich unablässig ein neues Bett zu bahnen, und immer häufiger sieht man mehr oder minder stehende Flussarme, stáritza (alter Fluss) genannt und tiefe Satóny (Uferbusen). Und da ist mit einem mal die alte Wolga wieder, wie wir sie kennen lernten, bevor Oka und Kama ihr das Vorrecht streitig machten — jene Wolga, welche durch die bald hier, bald dort auftauchenden Sandbänke zur Qual der Schiffer wird. Viele Inseln, aber auch viele Sandbänke erheben sich über die Wasserfläche, die durch den Druck der Kama verwischten Eigentümlichkeiten der Wolga treten wieder deutlich hervor. Unterhalb Ssamara verschwinden auch mit dem letzten Ausläufer der Shegulewskije gory die bewaldeten Berge, welche die Wolga im Ssamarabogen begleiteten, und ein waldloses, 40 bis 50 Meter hohes Ufer zieht sich zur Rechten hin.

Etwa 20 Werst oberhalb Ssysran führt die Riesenbrücke der Orenburger Bahn über den Strom, eine der grössten Brücken der Welt, von deren Höhe gesehen der Strom, namentlich im Frühjahr, wie ein weiter See erscheint, einen unheimlichen Eindruck hervorrufend, der noch durch die langsame, vorsichtige Fortbewegung des Eisenbahnzuges gesteigert wird. Da die gerade Linie, welche sich hier über die Wolga zieht, den besten Maßstab zur Beurteilung der Riesengrösse derselben bietet, wollen wir ein wenig bei derselben verweilen. In Kürze erwähnen wir die gewaltigen Schwierigkeiten, welche bei diesem Bau zu überwinden waren, da nicht bloß die Eisenbestandteile der Brücke, sondern überhaupt alles, was zum Bau nötig war, von weither zugeführt werden musste, so der Zement, der Granit (aus Finland) zu den Brückenpfeilern u. s. w., alles in allem etwa 60 Millionen Kilo-

gramm Fracht. Die Kosten des von A. J. Struve begonnenen von Michailowskij vollendeten Baues betragen 4 630 000 Silber-rubel (nach dem damaligen Geldwert etwa  $6\frac{1}{2}$  Millionen Papier-rubel), fast doppelt so viel als ursprünglich veranschlagt worden (2 913 390 Rubel Silber). Die Brücke ist 1482 Meter lang, die Wolga selbst bei niedrigem Wasserstand etwa 1450 Meter breit, zur Zeit des Hochwassers aber erlangt sie eine Breite von mehr als 7 Werst. Ihre mittlere Tiefe beträgt 12 Meter bei niedrigem, über 24 Meter bei hohem Wasserstand, die Schnelligkeit der Strömung 1 Meter in der Sekunde. Erst Ende Juni, wenn das Wasser bis auf 4 Meter Tiefe sinkt, vermindert sich die Heftigkeit der Strömung. An der Stelle, an welcher die Brücke über sie geführt wurde, bildet den Grund harter Kalkstein, über welchem etwa 8 Meter hoch Sand lagert. Viel grössere Schwierigkeiten als alles dieses bereitete jedoch beim Brückenbau der Eisgang, der hier riesige Eismassen bis fünf Meter hoch auftürmt und reichlich zwei Wochen dauert. Da schon im Oktober Treibeis daherkommt und Anfang November der Winter mit grimmiger Kälte sich einstellt, blieben für den Brückenbau nur vier Monate des Jahres verwendbar, und alle Wasserbauten, welche am Anfang des Oktobers nicht vollendet waren, zerstörte der Eisgang.<sup>154)</sup>

Bei Ssysran verlässt die Wolga die seit Ssamara befolgte Richtung von O nach W und biegt wieder nach S ab. Alte Leute wissen noch zu erzählen, dass die Wolga einst dicht an Ssysran vorbeifloss, während die Stadt jetzt abseits vom Hauptstrom an einer Woloshka liegt, welche während des Sommers sehr seicht ist und nur im Frühjahr schiffbar wird. Der grössere Teil der Stadt liegt übrigens an dem hier in die Wolga fallenden Fluss Ssysran und dem (l.) in ihn einmündenden Flüsschen Krymsa.

Etwa 7 Werst unterhalb Ssysran mündet auf dem rechten Ufer das Flüsschen Tschernawka. Das Dorf Fedorowka (r.) war in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni der Schauplatz einer durch die Wolga angerichteten grossen Zerstörung. Die Einwohner wurden durch ein furchtbares Getöse aus dem Schlafe erweckt, und als sie aus ihren Häusern ins Freie eilten, entdeckten

sie, dass eine weite Strecke des hohen Ufers in die Wolga hinabgestürzt war. Etwa 70 Häuser wurden damals teils ganz zerstört, teils stark beschädigt, und die Spuren des Bergsturzes waren auf einer Fläche von  $1\frac{1}{2}$  Werst Länge und  $\frac{1}{2}$  Werst Breite bemerkbar. Grosse Risse und Spalten durchzogen den Boden, die sich mit Wasser füllten, und es vergingen drei Wochen, bevor der unablässig rutschende und in Bewegung befindliche Boden sich wieder beruhigte. Die Wolga war hier sehr eingeengt gewesen; durch den Druck, den ihre Wassermassen auf das ihr entgegengesetzte rechte Ufer ausgeübt hatten, wurde dasselbe unterwaschen, die Schneewasser im Frühling durchwühlten gleichfalls den Boden, und das lockere Erdreich rutschte eines Tages in den Strom hinab.

Unweit Fedorowka fliesst die Tereschka, welche im Kreise Chwalynsk unweit des Dorfes Ssuchaja Tereschka entspringt und anfangs in südöstlicher Richtung fliesst, gleich als ob sie bei Fedorowka einmünden wollte, durch die Höhen des rechten Wolgaufers aber nach S abgedrängt wird und noch etwa 400 Werst weit in geringer Entfernung von der Wolga die gleiche Richtung mit dieser verfolgt, bevor sie unterhalb Jekaterinenstadt, wo wir ihr wieder begegnen werden, endlich eine Durchbruchstelle findet. Etwas Ähnliches sehen wir auf dem linken Ufer. Dort mündet der Irzis-Jelan, auch Gagra genannt, der im Kreis Nikolajew des Gouvernements Ssamara entspringt und etwa 120 Werst lang ist. Im letzten Teil seiner Laufes verfolgt er dieselbe Richtung wie die Wolga und kommt ihr auf einer Strecke von etwa 90 Werst so nahe, dass im Frühjahr seine Wasser mit jenen der Wolga zusammenfliessen.

Etwa 30 Werst weiter flussabwärts mündet auf dem linken Ufer der Kleine Irgis, der von den nordwestlichen Abhängen des Obschtschij Ssyrt herabkommt, etwa 150 Werst lang, aber nur im Frühjahr zur Zeit des Hochwassers schiffbar ist, und kurz oberhalb Wolgsk nimmt die Wolga auf demselben Ufer den Grossen Irgis auf, den grössten Zufluss, den der Obschtschij Ssyrt ihr sendet. Auf seinem vielgewundenen, etwa 300 Werst langen Lauf

nimmt derselbe auf dem linken Ufer den mit der Tschelykla (l.) vereinigten Kamelik, sowie mehrere kleinere Zuflüsse auf, ist aber wegen der vielen Sandbänke, welche sein Bett füllen, nicht schiffbar. Nur im Frühjahr ermöglicht das Hochwasser die Schifffahrt auf einer Strecke von etwa 50 Werst von der Mündung aufwärts, und dann gelangen bisweilen auch Barken bis zur Stadt Nikolajew, an der er vorbeifliesst.

Unterhalb Wolgsk beginnt, anfangs auf dem linken, weiterhin an beiden Ufern, das Gebiet der deutschen Niederlassungen, dessen Hauptort Jekaterinenstadt oder, wie die Deutschen es nennen, Baronsk ist, ein freundliches Städtchen von etwa 1500 Einwohnern. Den von deutschen Ansiedlern bewohnten Landstrich durchfließt der Grosse Karaman, trotz seines stolzen Namens nur ein unbedeutendes Flüsschen, das jedoch gut zur Bewässerung der angrenzenden Felder ausgenutzt wird, und etwas unterhalb seiner Mündung findet am entgegengesetzten Ufer die Tereschka endlich die lang vergeblich gesuchte Durchbruchstelle. Auf ihrem etwa 500 Werst langen Lauf, auf dem sie die Kreise Chwalynsk, Wolgsk und Ssarátow durchschneidet, wird ihr Wasser zwar vielfach zum treiben von Mühlen benutzt, aber schiffbar wird sie auch im Frühjahr nicht.

Unterhalb der Mündung des grossen Karaman hat die Wolga, welche von Ssysran abwärts nach S floss, aber allmählich immer mehr nach SW abbog, die Richtung von W nach O eingeschlagen, doch unterhalb der Mündung der Tereschka wendet sie sich wieder nach SW. Bei Ssarátow, wo schon die grosse Beklemischew-Insel den Strom einengt, lagert die Wolga grosse Sandmassen auf dem rechten Ufer ab und das Fahrwasser rückt immer weiter von der Stadt fort, zum grossen Nachteil für dieselbe, welche infolge der Erschwerung des Schiffsverkehrs aus der hier mündenden Eisenbahnlinie Koslow-Tambow-Ssarátow bei weitem nicht jene Vorteile gezogen hat, die man erwartete. Jahre lang hat man hin und her beratschlagt, wie dem Übel abzuhelfen sei. Bald wollte man einen 40 Meter breiten und 2 Meter tiefen Kanal bauen, bald die Wolga in das versandete alte Bett zurückleiten, was jahrelange

Arbeiten und einen Aufwand von etwa 8 Millionen Rubel erfordert hätte, und dann erwog man die Verlegung des Landungsplatzes aus eine 5 Werst südlicher gelegene Stelle, welche mit der Stadt durch eine Eisenbahn verbunden werden sollte. Trotz der schweren Bedenken der Duma (Stadtvertretung), welche dadurch die Bedeutung Ssaratows als Handelsplatz bedroht sah, hat sich die Regierung schliesslich für den letztern Vorschlag und die Anlage eines neuen Landungsplatzes im sogenannten Ilinskij saton entschieden.

Unterhalb Ssaratow breitet sich die Wolga wieder gewaltig aus und erlangt bei Hochwasser eine Breite von 20 Werst. Sie nähert sich nun rasch den Steppen ihres Unterlaufes, und der Wasserzuwachs von rechts und links wird immer geringer. Die Gewässer des rechten Ufers zieht die Medweditza an sich, ein Zufluss des Don, der im Gouvernement Ssaratow in einer Entfernung von 80 bis 90 Werst von der Wolga die gleiche Richtung verfolgt, und das linksseitige Ufer entwässert zum grossen Teil der in südöstlicher Richtung in die Steppe fliessende Useñ. Die Reihe der Wolgazufüsse beschliesst auf dem linken Ufer der im Kreis Nowo-Usensk entspringende Jerusslan, der nicht schiffbar ist. Der Jerusslan (von den Kalmyken Ulustan genannt) fliesst durch eine wüste, an Quellen brackigen Wassers reiche Sandgegend in flacher Wiesenniederung. Er ist 200 (oder 120) Werst lang, 1 bis 3 Ellen tief und wird bis 15 Klafter breit.

Die Wolga, die von Ssaratow abwärts unablässig viele Nebenarme abgezweigt hat, durch welche sie eine Breite von vier und mehr Werst erlangt, giebt kurz oberhalb der Mündung des Jerusslan das Bestreben, bald nach W, bald nach O abzubiegen, auf und fliesst nun in stetig südwestlicher Richtung als 5 bis 6 Werst breiter Strom bis zum Knie bei Ssarepta.

Die bei Kamyschn mündende Kamyschínka (r.) ist heute nur noch ein Bach, aber noch im vorigen Jahrhundert war sie ein schiffbares Flösschen, auf dem die Kasaken auf ihren Raubzügen, nachdem sie den Don und die Ilowla hinaufgefahren waren und ihre Boote über den Wolok gezogen hatten, in die Wolga ge-

langten. Ihre jetzige Wasserarmut ist die Folge der Abholzung ihrer Ufer, und angesichts ihres heutigen Zustandes klingt es wie Hohn, wenn das Volkslied sie die „sslawnaja matuschka Kamyschinka reká“ (das berühmte Mütterchen Kamischynka-Fluss) nennt.

Eine Verbindung der einander hier so nahen Flüsse Don und Wolga war bereits durch Sultan Selim geplant worden, welcher 1550 Dewlet Girei veranlasste, einen Kanal graben zu lassen, um vom Asowschen Meere durch den Kaspi-See gegen Persien vordringen zu können. Die Arbeiten zur Verbindung der Kamyschinka mit der Ilowla begannen etwa 20 Werst oberhalb Kamyschin, garieten jedoch bald ins stocken. Im Jahre 1697 nahm Peter der Grosse den Gedanken wieder auf und liess nach der Einnahme Asows 1697 etwa 400 Meter unterhalb des unvollendeten einen Kanal graben, aber auch dieser wurde nicht vollendet, das Unternehmen schon 1700 aufgegeben. Eine Wiederaufnahme des Gedankens der Verbindung von Don und Wolga, wenn auch vielleicht nicht an dieser Stelle, ist nicht unwahrscheinlich, da die fortschreitende Abnahme des Kaspi-Sees bereits zu dem Vorschlag geführt hat, den Don in den Kaspi-See zu leiten.

Unterhalb des Städtchens Dubowka, von welchem aus schon in alter Zeit ein lebhafter Handelsverkehr über den WoloK nach dem Dongebiet stattfand, mündet das Flösschen Pitschuga, bei dem Dorf gleichen Namens, und 26 Werst tiefer spaltet sich die Wolga und entsendet nach links den grossen Achtuba-Arm, welcher fortan auf einer Strecke von 300 Werst durch die Kreise Zarewsk und Krassnojarsk in geringer Entfernung von dem Hauptstrom und in gleicher Richtung mit demselben fliesst. Bei der Abzweigung ist die Achtuba etwa so breit wie die Elbe bei Dresden, weiterhin schwankt ihre Breite zwischen 100 und 300 Metern. Anfangs seicht, nimmt sie, je weiter sie fliesst, desto mehr an Tiefe zu und ist schiffbar, jedoch nur im Frühjahr, wenn ihr Wasser mit jenem der Wolga zusammenfliesst, und während des ersten Teiles des Sommers. Während des letztern ist ihr Boden schlammig und auf weiten Strecken mit Wasserpflanzen bedeckt.<sup>155)</sup>

Wir nähern uns nun der Stelle, an welcher der Don seinen östlichsten Punkt erreicht, der Wolga am nächsten kommt und ausserdem durch einen grossen Teil des Jahres schiffbar wird. Eine solche Stelle musste zur Niederlassung einladen, umso mehr, da die hier einmündende Záritza (r.) eine tiefe, breite Schlucht bildet, welche als natürlicher Schutzwall gegen feindliche Einfälle von S her zu verwenden war. So ist die Stadt Zarizyn entstanden und zur Blüte gelangt, und heute noch dient die Zaritzamündung als geräumiger Hafen, in welchem die Schiffe zur Zeit des Hochwassers einen sichern Ankerplatz finden. Da hier keine Sandbänke die Anfahrt verhindern, können die Barken, auch wenn das Hochwasser vortüber ist, dicht am Ufer anlegen und ihre Ladung löschen.

Bei Zarizyn, etwa 17 Kilometer unterhalb der Abzweigung der Achtuba verlässt der Strom plötzlich die südwestliche Richtung, welcher er seit dem Ssamarabogen überwiegend gefolgt ist, und biegt im rechten Winkel nach SO ab, das berühmte Wolgaknie bildend. Durch diesen Bug nach SO, der allen Gewohnheiten der süd-russischen Ströme widerspricht, entscheidet sich die Frage, ob die Wolga in das asowsche Meer oder in den Kaspi-See münden soll, zu gunsten des letztern. Sie fiesst nun zunächst eine Strecke nach O, und setzt dann wieder südostwärts ihren Lauf bis Astrachan fort.

Die Wolga hört nun auf, ein tiefer Strom zu sein, und nimmt wieder alle schlechten Eigenschaften an, die sie beim Beginn ihrer Schiffbarkeit kennzeichneten. Sofort unterhalb Zarizyn beginnen die Untiefen. Die lange Stange, mit welcher ein am Bug des Dampfers stehender Matrose die Tiefe des Wassers misst und seine Beobachtungen durch lauten Zuruf dem Steuermann mitteilt, ist unablässig in Bewegung, und der Dampfer muss bald nach rechts, bald nach links abbiegen, jenachdem das Fahrwasser dem einen oder dem andern Ufer sich nähert. Immer noch zeigt die Wolga das Bestreben, ihren Lauf in südwestlicher Richtung fortzusetzen, und jedenfalls sind an dieser Stelle im Laufe der Zeit noch bedeutende Veränderungen zu erwarten. Die Wolga hat sich, eine grosse Insel



bildend, gespalten, aber ihr linker, der Achtuba näherer Arm, die sogenannte alte Wolga, versandet und ist heute nicht mehr befahrbar. Das Fahrwasser befindet sich jetzt längs des steilen, kahlen rechten Ufers, das der Strom ununterbrochen ebenso durchwühlt, wie die sein Bett füllenden Inseln. Man kann die vielen Windungen des Fahrwassers am besten beobachten, wenn der Dampfer sich nach anderthalbstündiger Fahrt Ssarepta nähert. Nachdem wir zwischen der Grossen Insel, von welcher die Wolga immer mehr hinwegreißt, und der Kleinen Insel hindurchgefahren sind, erblicken wir bereits das landeinwärts gelegene Ssarepta, doch es entschwindet schnell wieder unseren Blicken, denn der Dampfer muss zur Landungsstelle einen weiten Bogen beschreiben, um nicht auf Untiefen zu geraten. Hier mündet die Ssarpa, das kleine Flüsschen, dessen Wasser die Pflanzungen der Brüdergemeinde in Ssarepta ihr Gedeihen verdanken, der letzte nennenswerte Zufluss der Wolga auf dem rechten Ufer.

Von Zarizyn bis Astrachan fliesst die Wolga durch die weiten Steppen der Kirgisen und Kalmyken. Der Höhenzug, der bisherige treue Begleiter ihres rechten Ufers, zieht sich in seinem äussersten Ausläufer, den Ergenibergen, nach S, während die Wolga sich bei Ssarepta nach O wendet. Zur Rechten und zur Linken befindet sich nun eine wasserarme, überwiegend mit Sand und Salzflächen bedeckte Steppe mit spärlichem Graswuchs, in deren Einförmigkeit nur die Wolga durch ihre mannigfaltigen Spaltungen und das Gewirr ihrer Seitenarme einige Abwechslung bringt. Nach Humboldts Ansicht sind die zahllosen Salzseen dieses Steppengebietes Überbleibsel der Wasser des Kaspi-Sees, der sich einst bis zu den südwestlichen Vorbergen des Urals, dem Obschtschij Ssyrt und den Ergenibergen erstreckt habe.

Das tiefere, flache linke Ufer bietet dem Ausbreitungsdrang der Wolga keinen Widerstand, und unablässig zweigen sich kleine Flüsschen von ihr ab, welche teils schmale Kanäle zwischen ihr und der Achtuba bilden, teils nach kurzem Lauf sich wieder mit dem Hauptstrom vereinigen. Jedes Jahr ändert sich das Aussehen dieses Wassernetzes. Die kleinen Kanäle (Jorik genannt)

erweitern sich bisweilen und werden zu breiten Flussarmen, andere wiederum versanden an einem Ende und hören auf zu fließen, wodurch ein sogenannter Ilmen entsteht, ihr Bett verengert sich immer mehr, und schliesslich versperren Sand und Schilf auch das andere Ende des Kanals. Im Frühjahr aber verwischen die von Norden herabkommenden Wassermassen, welche den Stand der Wolga im Unterlauf um 5 bis 6 Meter erhöhen, jede Spur dieses Netzes, und all die Seitenarme, Kanäle und Ilmens fließen zusammen in eine unübersehbare 30 bis 40 Werst breite Wasserfläche. Die Herrlichkeit ist jedoch nicht von langer Dauer, denn schon im Juni folgt der gewaltigen Wasserfülle des Mai der Wassermangel. Dann gewinnt es den Anschein, als wollte die Wolga, bevor der Kaspi-See sie aufnimmt, noch einmal allen jenen Launen die Zügel schiessen lassen; durch die sie zwischen Twer und Nishnij den Schiffern das Dasein verbittert hat. Der erfahrenste Lotse vermag nicht zu verbürgen, dass er trotz der grössten Aufmerksamkeit das Schiff nicht auf eine Sandbank führt denn das Hochwasser hat die früher tiefsten Stellen in Untiefen und Sandbänke verwandelt, während über manche Strecke, welche früher völlig unbefahrbar war, jetzt die grössten Schiffe anstandslos hinweggelangen. Im Zickzack müssen die Schiffe sich zwischen den Untiefen und den vielen Inseln hindurchwinden, welche jetzt das Flussbett füllen und mit denen die Wolga dasselbe Spiel treibt wie mit den Sandbänken. Wenn im Juni ihr Wasser fällt, sucht man manche grosse Insel, welche die Wolga durch jahrelange Sandablagerungen gebildet, vergebens: sie ist weggewaschen worden, spurlos verschwunden. Nicht besser ergeht es den Ufern, namentlich dem linken, von welchem die Wolga ein Stück nach dem andern wegreisst. Die Teilung in die vielen Arme, welche ihr weites Delta bilden, beginnt. Etwa 134 Werst unterhalb Jenotájewsk zweigt sich der Busol ab, der in den Kaspi-See fällt, etwa 20 Werst weiter der Boltschuk, der sich bald mit dem Buso vereinigt. Bei Astrachan trennt sich von ihr der in neuerer Zeit immer breiter werdende Balda-Arm (Baldínskij rukáw). Das Bett des Hauptstromes, die alte Wolga, versandet hier immer mehr,

denn im Frühjahr werden die riesigen Wassermassen durch das erhöhte rechte Ufer aufgehalten und stürzen sich dann mit aller Macht auf das linke, es unterwühlend, Stücke wegreisend und neue, mitunter recht tiefe Betten grabend, was zur Folge hat, dass von Jahr zu Jahr mehr Wasser der alten Wolga entzogen und den neuen Woloshki zugeführt wird. Infolgedessen ziehen auch häufig die Schiffe die Fahrt durch Woloshki jener durch die versandende alte Wolga vor.

Bis Astrachan wahrt übrigens die Wolga noch so ziemlich ihr Ansehen und bleibt genügend tief auch für grosse Fahrzeuge. Bei der Stadt selbst scheint sie sich noch einmal in aller Macht und Grösse zeigen zu wollen, und breitet sich so gewaltig aus, dass sie einem See gleich wird, aus dessen Fluten unterhalb der Balda-Abzweigung die auf mehreren Hügeln erbaute Stadt Astrachan emporsteigt — ein russisches Venedig oder noch besser gesagt: ein an die Wolga versetztes Stück Holland. Wie das ganze Deltaland der Wolga liegt nämlich die Stadt Astrachan nicht blos etwa 1 Meter unter dem Meeresspiegel, sondern auch mit Ausnahme ihres höchsten Punktes, des Sajatschij bugor (Hasenhügel), auf welchem der Kreml erbaut ist, unter dem höchsten Stand der Frühlingswasser. Ohne Schutz-Vorrichtungen könnte Astrachan nicht bestehen, es würde über kurz oder lang ebenso von den Hochwasserfluten zerstört werden, wie dieselben bereits eine etwa 2 Werst lange Insel, welche der Stadt gegenüberlag, mit allen auf ihr befindlichen Gebäuden nach und nach weggerissen und an der Stelle der Insel tiefes Wasser gebildet haben. Astrachan ist daher auch von allen Seiten von einem weiten Gürtel von Wällen und Dämmen umgeben, welche zusammen eine 28 Werst lange Verteidigungslinie bilden und an denen sich die Wut des entfesselten Stromes bricht.

Trotz der Gefahr, welche Astrachan durch die Wolga beständig droht und die ihm ohne seine Schutzbauten den sichern Untergang bringen würde, wird doch der Strom von Jahr zu Jahr seichter. Es ist, als wäre die Wolga den grossen Handelsstädten, welche an ihren Ufern entstanden sind, nicht hold: bei Nishnij

zeigt sie, wie wir oben hervorgehoben (siehe Seite 277), Neigung, nach der Wiesenseite abzubiegen und die Stadt buchstäblich „ans Trockene zu setzen“, und bei Ssaratow hat sie soviel Sand vor dem Landungsplatz aufgehäuft, dass derselbe unbrauchbar wurde und flussabwärts verlegt werden musste (siehe Seite 300). Ähnliches tritt in Astrachan zu Tage. Noch vor 150 Jahren floss die Wolga dicht am Astrachanschen Kreml vorbei. Dann wandte sie sich plötzlich von ihm fort und hinterliess vor ihm eine Sandfläche, durch welche sich längs der nordwestlichen Kremlmauern der Arm Kutumowka schlängelte, der sich etwa 2 Werst unterhalb des jetzigen Zollhauses wieder mit dem Hauptstrom vereinigte. In den fünfziger Jahren begann die Kutumowka auszutrocknen, und heute ist von ihr nur ein kurzer, schwacher Wasserlauf übrig; die Sandbank aber, welche die zurückgetretene Wolga gebildet hatte, ist völlig mit dem Ufer zusammengewachsen und bildet jetzt einen der belebtesten Teile der Stadt.

Ein Beweis für die rasch fortschreitende Versandung der Wolga bei und unterhalb Astrachan ist auch die Verlegung des Hafens der Kaspi-See-Flotte. Peter der Grosse hatte 1722 die Stelle am Zusammenfluss des Kutum mit der Wolga zur Anlage eines Hafens bestimmt, aber vier Jahre später wurde er dort angelegt, wo sich jetzt der Landungsplatz der Dampfer des „Kawkass i Merkurij“ befindet, und 1867 wurde Baku zum Standort der Flotte bestimmt, weil sogar kleinere Kriegsschiffe nicht mehr bis Astrachan gelangen konnten.

Astrachan ist nach allen Richtungen von Flussarmen und einem grossen Kanal durchzogen, und der Hauptarm der Wolga, sowie die Balda umspannen die Deltainsel, auf welcher es liegt. Der Warwazjew-Kanal wurde 1714 zur Regelung des Stromwassers und zum Schutze der Stadt vor den Überschwemmungen, unter denen sie damals noch alljährlich viel zu leiden hatte, angelegt, doch später wurde er zugeschüttet und trocknete aus. Da man allerlei Unrat in ihm abgelagerte, wurde der Kanal durch die ihm entstehenden üblen Ausdünstungen mit der Zeit ein wahrer Seuchenherd. Da erbot sich 1817 der reiche Kaufmann Warwazij, den

Kanal auf eigene Kosten wieder herstellen zu lassen, und er führte das Unternehmen mit einem Aufwand von etwa 600 000 Rubel Papiergeld glücklich durch. Der Kanal wurde genügend vertieft, mit hölzernen Kais eingefasst, Brücken wurden über ihn geschlagen, und heute bildet er eine der bedeutendsten Wasseradern in dem Netz von Flussläufen. Durch ihn wird der Kreml von der einen Seite, durch den Kutum (nicht zu verwechseln mit der Kutumowka) von der andern Seite von den übrigen Stadtteilen getrennt, und in gleicher Weise sind auch die letzteren durch Flussarme begrenzt, von dem Kutum, der Zarewa, Kriwuscha u. s. w.

Mit der gewaltigen Entfaltung in die Breite oberhalb Astrachan hat die Wolga ihre Kraft erschöpft. Sie ist nun eine Greisin, der es schwer fällt, Lasten zu tragen, und wer blos nach den endlosen Schwierigkeiten, mit denen die Schiffahrt im Wolgadelta zu kämpfen hat, urteilen würde, ohne die gewaltigen Wassermassen zu sehen, welche ihn dort umgeben, der würde gewiss in der Wolga nicht den Riesenstrom vermuten, dem wir von seiner Quelle bis hierher zur Mündung gefolgt sind. Astrachan ist von derselben noch ziemlich weit entfernt, obwohl sich bis in die allerjüngste Zeit sogar in geographischen Lehrbüchern die Angabe erhalten hatte, die Stadt liege am Kaspi-See an der Wolgamündung. Eine langwierige, einförmige Fahrt ist noch zurückzulegen, bevor man den Kaspi-See erreicht, denn selbst die nächste Mündung ist immer noch 120 Werst von Astrachan entfernt. Je weiter die Wolga fließt, desto mehr versandet sie. Die schon seit längerer Zeit beobachtete Versandung des nördlichen Teiles des Kaspi-Sees, infolge deren der Boden des Sees sich hebt, ist unbedingt nicht ohne Einfluss auf das Wolgadelta, wo sich nun dasselbe vollzieht, was von vielen anderen Flüssen festgestellt ist, die einst in den Kaspi-See mündeten und heute mehr oder minder fern von demselben spurlos im Sande verschwinden. Wie der Arm des Amudarja, der einst in den Kaspi mündete, vertrocknet ist, wie eine Menge Flüsschen verschwand, welche einst durch die Kalmyken- und Kirgisensteppen dem Kaspi-See zueilten, und wie die Mündung

des Urals vertrocknet, so kann dereinst auch die Wolga trotz ihrer Riesengrösse und ihrer gewaltigen Wassermenge ein Opfer der Austrocknung des Kaspi-Sees werden. Die vielen Spaltungen, welche das weite Delta bilden, beschleunigen die Versandung. Je weiter sie sich von Astrachan entfernt, desto mehr spaltet sie sich; ihre Deltaarme erreichen schliesslich, wenn auch nicht die von alten Reisenden erwähnte Zahl siebzig, so doch etwa fünfzig.

Wie grosse Umwälzungen sich im Laufe der Zeit auch hier vollzogen haben, zeigt ein Blick in die Berichte der Reisenden, welche in den letzten Jahrhunderten das Wolgadelta besucht haben. Jenkinson benutzte zur Einfahrt in den Kaspi-See noch die östlichste Mündung, das sogenannte Uwarinskoje Ustje welches schon am Anfang des 18. Jahrhunderts nicht mehr benutzt wurde, da damals das Jarkowskoje Ustje als das bequemste und sicherste Fahrwasser galt. Am Anfang unseres Jahrhunderts bildete die „alte Wolga“ die beste Fahrstrasse, aber nach wenigen Jahrzehnten war auch sie so versandet, dass sie an manchen Stellen kaum vier Fuss tief war, während nun wieder der Bachtimir, der westlichste Arm, das beste Fahrwasser hatte. Heute sind die Zeiten unwiderbringlich dahin, in denen grosse Seedampfer bis Astrachan hinauffahren konnten. Die auf der Wolga verkehrenden Dampfer und Barken finden jetzt in Astrachan die Grenze ihres Vordringens nach Süden, und die Frachten werden dort auf kleine, flach gehende Fahrzeuge übergeladen, die allein noch im stande sind, über die seichten Stellen des Deltas hinwegzukommen und den Landungsplatz am See zu erreichen. Überall bereitet der Triebsand der Schifffahrt unüberwindlichen Widerstand. Es sind jetzt hauptsächlich vier Stellen mit Sandanhäufungen — sogenannte Rosísypi — welche die Schiffer scheuen: die knjashaja (fürstliche; nach einer dem Fürsten Dolgorukij gehörigen Ansiedlung so genannt), die Schalinskaja, die Rakuschinskaja und die Jusinskaja. Sie bilden eine Art Strand, in dem sich die Wolga schliesslich verliert, nachdem sie sich förmlich zersplittert hat. Die Mehrzahl der Mündungsarme bildet nur Schilfmündungen. Das Innere des Deltas ist mit einer Unmasse Inseln ausgefüllt, von denen viele

mit Wieser bedeckt sind. Ihre Form sowie ihre Zahl ändert sich ständig, da der angeschwemmte Sand und Schlamm bald hier eine neue Insel bildet oder eine bereits bestehende vergrössert, bald dort das Hochwasser eine alte Insel hinwegspült.

Noch tief unten im Delta, auf den äussersten Inseln, trifft man Watagi und auch grössere Niederlassungen, ärmliche niedrige Hütten, welche, da hier Holz eine seltene Kostbarkeit ist, aus Flechtwerk errichtet und mit Schilf gedeckt sind. Sie dienen nicht blos im Sommer den mit dem Fischfang beschäftigten Arbeitern zum Aufenthalt, sondern bergen auch eine ständige Bevölkerung, welche in dieser traurigen Öde auch den Winter verbringt. Ssemirublewoje (Sieben-Rubel-Dorf) heisst das Eine, weil dort ein Mensch wegen sieben Rubeln erschlagen wurde — ein die Gegend kennzeichnender Name.

Der Landungsplatz, an welchem die kleinen Wolgaschiffe ihre Fracht an grössere abgeben, ist eine verankerte Barke mitten im Meer. Fast eine Stunde braucht von dort die Ruderbarke, um die nächste Niederlassung auf dem „Festland“ zu erreichen, doch auch sie gelangt nicht unmittelbar ans Ufer: eine Telega kommt ins Wasser entgegengefahren und nimmt die Reisenden und die Waren auf, welche ans Ufer befördert werden sollen. Dort liegt auf einer Landzunge zwischen der Wolga und dem Meer, der Birjutschja kossa, eine Art Faktorei in der Einöde. Ringsum ist nur Sand und Wasser. Die Landzunge verengert sich an einigen Stellen so, dass nur wenige Meter Sandboden die Wolga vom Meere trennen. Erst wenn man eine gute Strecke landeinwärts geschritten ist, trifft man am Flussufer stellenweise spärlichen Graswuchs, und weiterhin werden auch vereinzelt verkrüppelte Sandweiden sichtbar.<sup>155)</sup>

So kläglich endet der grosse Strom, der die Riesendampfer getragen und in übermütiger Entfaltung seiner Wasserfülle nirgends eine Grenze finden zu können schien! Wenn man an der Mündung seine Vergangenheit mit der Gegenwart vergleicht, fühlt man sich unwillkürlich an den Koloss mit thönernen Füßen erinnert. Die Überzeugung drängt sich auf, dass es unmöglich so weiter gehen

kann, dass etwas geschehen muss, die völlige Versandung und Absperrung einer so grossen Wasserstrasse zu verhindern, deren Vorhandensein für Millionen von der grössten Wichtigkeit ist. Etwas muss geschehen, die Fahrbahn frei zu erhalten, und bald muss es geschehen — aber was? An Vorschlägen fehlt es nicht. Der zweckentsprechendste dürfte jener sein, einen Kanal nach dem etwa 190 Werst südwestwärts gelegenen Landungsplatze Sserebrakowskaja anzulegen, doch die Kosten eines solchen Unternehmens sind nicht gering. Eile thut trotzdem Not, denn unaufhaltsam setzt der Sand sein Vernichtungswerk, das er am Ostufer des Kaspi-Sees bereits siegreich durchgeführt hat, auch am Nordufer fort.

Wir erwähnten bereits oben, welch übersichtliches Bild der Aufeinanderfolge der grossen Erdbildungen das Wolgaland bietet. Wer dem Strom von den Waldaihöhen bis zum Kaspi-See folgt, der findet reichlich Gelegenheit, alle die Umwälzungen zu beobachten, welche sich in der Zeit des Werdens und Entstehens auf der Erdoberfläche vollzogen haben, und ihre Spuren zu verfolgen. Die Neigung der grossen russischen Ebene von N nach S, welche zweifellos schon vorhanden war, als sie noch den Meeresboden bildete, hat zur Folge gehabt, dass in derselben Richtung von N nach S die einzelnen Formationen von den silurischen Gesteinsbildungen bis zu den tertiären einander in der Reihenfolge ihres Entstehens folgen, jenachdem das sich nach S zurückziehende Wasser das Material zur Bildung derselben abgelagert hatte. Der Norden des Wolgagebietes umfasst daher die ältesten Gesteinsbildungen, während die jüngeren und jüngsten dem Süden angehören. Als die Waldaihöhen am Ende der devonischen Formation aus dem Wasser hervortraten, zeigten sie sich bedeckt mit Gebilden derselben; ein weiteres Zurückweichen des Wassers brachte im Quellengebiet der Wolga, in ihrem obern und einem Teil ihres mittlern Laufes, in den Gouvernements Twer, Moskau, Wladimir, Rjasan, Tula, Kaluga und dem östlichen Ssmolensk Gebilde der Kohlenformation zu Tage, welche in dem grossen Mos-



kauer Kohlenbecken ihren Mittelpunkt finden. Nochmaliges Zurückweichen des Wassers liess dann gleichzeitig mit Ausnahme der tiefer gelegenen Stellen den grössern Teil des russischen Nordens und Nordostens hervortreten, der sich mit Gebilden der Permischen Formation, dem Zechstein, dem „roten Totliegenden“ bedeckt zeigte. Dieser nun hervorgetretene Teil des russischen Bodens umfasste die Gouvernements Jaroslawl, Kostromá, Nishnij Nowgorod, Kasan, Wjatka, Wologda, Perm, Ufa und Orenburg, reichte also ostwärts bis zur Ostgrenze des Gouvernements Twer, südwärts bis in die Gegend von Ssimbirsk, auf welcher Strecke des Wolgalaufes wir an beiden Ufern Gebilden der permischen Formation begegnen. An diese riesige Masse der permischen Formation reihen sich als Erzeugnis abermaligen Zurückweichens des Wassers und abermaliger Ablagerungen die Gebilde der Juraformation, mit denen sich sowohl die bisher noch vom Wasser überflutet gebliebenen Stellen inmitten der permischen Formation als auch der Südrand derselben bedeckt zeigten und die dem rechten Wolgaufer von Ssimbirsk bis Ssarátow folgen. An sie reiht sich südwärts die Kreide, der wir von Ssarátow bis Kamyschin auf dem rechten Ufer begegnen. Schliesslich legte das vollständige Zurückweichen des Meereswassers in den Kaspi-See die Gebilde der tertiären Formation bloss, welche wir von Ssimbirsk bis Ssarátow auf dem rechten, von Ssarátow bis Kamyschin auf dem linken, von Kamyschin bis zur Mündung an beiden Wolgaufern vorfinden, während sich rechts an die von Ssimbirsk bis Ssarátow ziehende Juraformation die Kreide reiht, welche bis Kamyschin reicht. Das linke Ufer von Kamyschin bis Ssarepta enthält jüngere, das rechte ältere tertiäre Gebilde, und von dort ziehen sich die letzteren über die Gouvernements Pensa und Tambow westwärts nach Tschernigow und Minsk. Als dann am Ende der tertiären Zeit von Norden her die gewaltige Hochwasserflut sich über Europa ergoss, wurde auch in das Wolgagebiet eine Menge nordischen Gesteins, Granit-, Porphy-, Gneis- und Grünsteinblöcke herabgeschwemmt, zugleich mit ihnen jene Unmassen von Sand, Kies und Lehm, welche auf weiten Strecken im Wolgabette so hoch lagern, dass

man zu dem unter ihnen liegenden Gestein kaum durchzudringen vermag.

Zwischen den geschlossenen Massen der einzelnen Formationen finden sich, sie gleich Adern durchziehend, an vielen Stellen anderen Formationen angehörige Strecken eingestreut. So tritt Jura vereinzelt im Gouvernement Kostroma auf, und ein Streifen derselben lässt sich durch die Gouvernements Moskau, Wladimir, Nishnij Nowgorod und längs des Bergufers der Wolga südwärts und weiterhin auch noch in der Kirgisensteppe verfolgen, während sich von den Waldaihöhen südostwärts ein schmaler Streifen devonischer Formation bis zum Kreidegebiet von Woronesh hinabzieht. Beide Formationen, die devonische sowohl als die Jura, sind jedoch nur in sehr geringem Masse an der Oberfläche des Bodens vertreten.

Spuren der in der Eiszeit thätig gewesenen Kräfte begegnen wir im Quellengebiet der Wolga, in den Kreisen Ostaschkow und Wyschnjewolozk. Man nimmt an, dass damals die ganze Umgebung der Waldaihöhen ein grosses Süßwasserbecken bildete. Jahrtausende hindurch lagerten dort die vom Norden herabgeschobenen Eisberge in ihren zerfliessenden Eismassen das mitgeführte Gestein und Geröll ab, und von ihnen stammen die riesigen erratischen Blöcke, meist Granit, doch auch Gneis und Syenit, welche an den Ufern des Wolgabaches lagern. Überreste der Eiszeit sind ferner noch die vielen kleinen Seen des obern Wolgabietes mit allen Abstufungen der Austrocknung bis zu dem moosbedeckten Sumpfboden zwischen Wolgo Werchowje und dem Werchit.

Das Verbreitungsgebiet der erratischen Blöcke ist jedoch nicht auf die Quellen der Wolga beschränkt. Ihre Spuren lassen sich längs der Wolgaufer ostwärts bis oberhalb der Einmündung der Pjanna verfolgen, an den rechten Zuflüssen der Wolga sogar bis zur Wetluga, und von dort zieht sich ihre Grenze an der Stadt Kotelnitsch vorbei über die in die Wjatka mündenden Flüsse Moloma und Lutka, sowie über die Wjatka selbst zu den Quellen derselben und zu jenen der Kama. Wie weit sich die Grenze der

erratischen Blöcke von der Pjannamündung nach Süden erstreckt, kann noch nicht mit voller Gewissheit angegeben werden, da die Gouvernements Pensa, Tambow, Ssimbirsk noch nicht genügend durchforscht sind, doch steht soviel fest, dass die nördlichen Geschiebebildungen über das Gouvernement Nishegorod hinaus nirgends mehr das rechte Wolgaufer erreichen. Sie finden dort allem Anschein nach ihre Ostgrenze auf einer Linie, welche von den Quellen der Mokscha über Mokschan, Ssaransk und Ardatow zur Ssura führt.<sup>156)</sup>

Bei der Bemessung der Grenze der erratischen Blöcke bedarf es grosser Vorsicht, da ihre Verwechslung mit Rollsteinen und gewaschenen Felsstücken an Ort und Stelle vorhandener Gesteine sehr nahe liegt, welche an der Wolga oft weite Strecken bedecken. So sind auch die Ufer der Wolga bis Subzow wie besät mit grossen Blöcken, welche längs derselben eine ununterbrochene Kette bilden, aber es sind meist Sand- und harte Kalksteine, sämtlich bedeutend kleiner als die erratischen Blöcke, meist nicht einmal halb so gross wie die kleinen unter diesen. Seltsamerweise liegen die grössten erratischen Blöcke, unter denen sich bisweilen solche von mehr als  $1\frac{1}{2}$  Meter Höhe finden, sämtlich im Bette der Wolga, nie am Ufer derselben. Das sind die sogenannten Odintzi (die Einzelnen), die entweder als kleine Klippen über das Wasser emporragen oder unter demselben verborgen liegen und dann ihre Gegenwart meist durch das Aufschäumen der über sie hinweggleitenden Wellen verraten. Unterhalb Bensk liegt mitten in der Wolga ein solcher Block, welcher nur etwa 220 mm hoch aus dem Wasser emporragt, aber vom Bett an gemessen reichlich  $1\frac{1}{2}$  Meter hoch ist. Sand ist hier weder im Flusse, noch an den Ufern desselben vorhanden; nur im Oberlauf, vor dem Eintritt der Wolga in den Werchit, findet man auf dem Grunde des seichten Gewässers zerriebenen Granit, Feldspath oder Quarz, während weiterhin ausschliesslich Gestein die Ufer und das Flussbett füllt. So wie die Wolga aus den devonischen Gebilden herausgetreten ist, werden ihre Uferschichten ungemein reich an den verschiedensten Versteinerungen, *Pentacrinus subangularis*,

Apiocrinus Roissyanus, Productus giganteus, Productus longispinus, Productus semireticulatus, Productus cora, Spirifer mosquensis, Lonsdalia floriformis, Sagminaria calciola, Pecten valdaicus, Nautilus, Rhodocrinus verus, Archaeocidaris rossicus, Allorisma regularis, Fenestella<sup>157</sup>) u. s. w. Während nun die Wolga nach der Aufnahme der wasserreichen Wasusa bedeutend verstärkt wird, bleibt ihr Bett und ihr Ufer ziemlich unverändert dasselbe wie bisher bis zur Einmündung der Twertza. In früherer Zeit gab es auf der Strecke von der Wasusa zur Twertza mitten im Flussbette Felsblöcke, welche Stromschnellen von nicht geringerer Gefährlichkeit als jene bei Bensk erzeugten, und auch jetzt noch ziehen sich, trotz der langen und gründlichen Arbeiten zur Säuberung des Flussbettes, häufig mitten durch das Fahrwasser Felsmassen, Reste ehemaliger Stromschnellen, und auch die Odintzi sind noch nicht völlig ausgerottet. Erst bei der Einmündung des Flüsschens Tyna erreichen die Stromschnellen ihr Ende, und nur die Odintzi sind immer noch zahlreich. Nun stellt sich aber auch alsbald der Sand im Flussbett ein. Hier, meint Ragosin, könne man eigentlich das Ende des Oberlaufes der Wolga annehmen, da sie nun jene Strecke hinter sich hat, auf welcher sie noch verhältnismässig rasch floss und wenigstens einige der Eigenschaften zeigte, welche sonst grosse Ströme in ihrem Oberlauf zu kennzeichnen pflegen; die gewöhnlich noch zum Oberlauf hinzugerechnete Strecke bis zur Mündung der Mologa dagegen bilde gleichsam eine Übergangsstufe vom obern bis zum mittlern Lauf. Obwohl nun die erratischen Blöcke aus dem Flussbett verschwunden sind, so sind doch die Ufer immer noch mit gewaltigen Granitblöcken besät, und stellenweise ist der vorweltliche Schutt in wahrhaft staunenerregenden Massen aufgehäuft. Die Ufer selbst werden immer niedriger; bei Rshew hatten sie mit etwa 30 Meter ihre grösste Höhe erreicht, jetzt erreichen sie kaum noch 15 bis 20 Meter, dagegen zeigt sich dieselbe Unbeständigkeit, welche an den Uferhöhen vom Bejschlot bis zur Wasusa zu bemerken war, auch noch auf der Strecke von der Wasusa bis zur Twertza. Bald ist das rechte, bald das linke Ufer erhöht, bald beide flach, vor einem

so scharf ausgeprägten Vorherrschen des rechten Ufers, wie es unterhalb Nishnij Nowgorod der Fall ist, noch nirgends eine Spur. Bevor noch die Wolga die Twertza erreicht, finden die Gebilde der Kohlenzeit an der Grenze der Kreise Stáritza und Twer ihr Ende, und wir nähern uns der Permischen Formation, ohne dass jedoch der Übergang aus der einen in die andere ein schroffer, scharf begrenzter ist. Das Meer, das in der Kohlenzeit diese Gegend bedeckte, hatte eine beträchtliche Tiefe, aber sein Ostrand war doch verhältnismässig so hoch, dass, nachdem er ausgetrocknet war, auch der tiefere Meeresboden gleich den höheren westlichen Teilen zur Zeit der Permischen Formation unbedeckt blieb. Als dann die nordischen Hochwasserfluten hereinbrachen, füllte sich diese Vertiefung mit so riesigen Mengen diluvialer Ablagerungen, dass der Höhenunterschied fast ausgeglichen wurde und die am Ende der Eiszeit oder nach derselben erscheinende Wolga sich nur durch solche Ablagerungen ihren Weg bahnte. Dieselben bilden nicht nur die niedrigen, nur stellenweise 20 bis 25 Meter sich erhebenden Ufer der Wolga, sondern auch ihr Bett (Ragosin). Bei Twer, welches auf erhöhtem rechten Ufer liegt, ist dieses kaum 10 Meter über den gewöhnlichen Wasserstand erhaben, und weiter flussabwärts werden die Ufer stellenweise noch niedriger, obwohl sie sich dann und wann noch bis zu 20, ja bis zu 30 Meter erheben.

Von der Twertza zur Mologa sind die Ufer gleich niedrig, mit nur zeitweiligen Erhebungen, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite, und auch die erratischen Blöcke sind noch in grosser Menge vorhanden, jedoch solche riesige Felsstücke, wie wir weiter aufwärts trafen, sind nirgends mehr zu sehen. Je weiter die Wolga fliesst, auf der ganzen Strecke von Twer bis Uglitsch, desto mehr senkt sich der ehemalige Meeresboden, und die Gebilde der Kohlenzeit weichen in immer grössere Tiefe zurück; diluviale Ablagerungen füllen die Bodensenkung, und auf ihnen lagert alluvialer Sand. Auch hier ist der Boden reich an Versteinerungen. Es wurden in ihm gefunden (nach Ragosin I. 156 u. f.): *Ammonites virgatus*, *Am. Panderianus*, *Am. bifurcatus*, ein dem fulgens

(Trautsch.) ähnlicher Am., Am. Tschefkini, Am. Lamberti, Belemnites Panderianns, Belemnites absolutus, Belemnites extensus, Cardium concinnum, Avicula semiradiata, Astarte depressa, Pecten nummularis, Pect. annulatus, Pecten soludus, Pect. soludus var. lamellosus (Traut.), Turbo Puschianus, Pholas Waldheimii, Arca, Terebratula (mehrere Arten), Trigonia, Pleurotomaria, Serpula tetragona, Pentacrinus, Echinobrissus (Nucleolites) scutatus, Ancella mosquensis, Unicardium heteroclitum u. s. w.

Erst mit dem Eintritt der Oka in das Gouvernement Kostromá ändert sich das Aussehen der Ufer. Wir haben schon oben (Seite 264) erwähnt, dass von hier ab die Höhe der Ufer bedeutend zunimmt, während die längs des Flusses zerstreuten Felsblöcke der Landschaft einen romantischen Anstrich verleihen, doch auch im Flusse selbst sieht man noch stellenweise Felsblöcke liegen. Nun wird aber die bisher eingehaltene Reihenfolge der geologischen Formationen plötzlich unterbrochen. Wie sich von den Waldaihöhen angefangen an die Gebilde der silurischen Formation jene der Devonischen, und an diese jene der Kohlenzeit anschlossen, erwartet man, nun Gebilde der Permischen Formation auftreten zu sehen, aber statt dieser tritt unterhalb Mischkin plötzlich die Juraformation auf. Dieselbe lässt sich abwärts bis Kinjeschma und Jurjewetz verfolgen, tritt aber nicht in zusammenhängender Kette, sondern nur hier und da auf, und stets mit diluvialen Ablagerungen bedeckt. Das unerwartete Auftreten der Jura zwischen der Kohlen- und Permischen Formation hat die Geologen lange Zeit beschäftigt, und die widersprechendsten Ansichten sind laut geworden, bevor alle Zweifel und Unklarheiten beseitigt waren. Heute wissen wir, dass auf der Strecke von der Mologa bis Kinjeschma zwar hier und da die Juraformation auftritt, dass aber die Ufer der Wolga auf dieser ganzen Strecke nicht der Permischen Formation, sondern der Trias angehören. Trotzdem ist auch der Anschluss der Permischen an die Kohlen-Formation vorhanden. Nachdem bereits Murchison ihr Vorhandensein von Mologa abwärts nachgewiesen, ist durch Blasius, Piktorskij u. a. festgestellt worden, dass sie bereits an der obern Kostroma bei Ssoligalitsch,

ferner an der obern Schekssna, und südlich von der Wolga im Gouvernement Wladimir in einzelnen Streifen vorkommt und sich von dort in breiter Masse durch den südlichen Teil des Gouvernements Nishegorod zur Oka zieht. Man nimmt an, dass das einst hier vorhandene Meer bei Beginn der Permischen Periode stellenweise sehr seicht war, dass sich aber neben den seichten auch noch sehr tiefe Strecken befanden, zu welchen letzteren das von der Wolga durchströmte Land gehörte. Beim Beginn der Trias bildeten daher hier die Ablagerungen des Permischen Meeres noch den Meeresboden und wurden nun mit Mergel bedeckt, unter dem sie jetzt in vielleicht sehr beträchtlicher Tiefe liegen. Das überraschende Auftreten der Jura dagegen vor den Gebilden der Trias führt zu der Vermutung, dass das zur Zeit der Kohlen- und Permischen Formation hervorgetretene Land nach der Trias abermals vom Meere bedeckt wurde. Als Ursache dieses abermaligen Vorrückens des Meeres hat man die um jene Zeit erfolgte Erhebung des Urals bezeichnet. Unbezweifelbar ist jedenfalls, dass eine abermalige Überflutung durch das Meer stattfand, die sich wahrscheinlich über eine viel grössere Fläche erstreckte als heute bekannt ist, da ein grosser Teil der Juraformation durch spätere Bildungen verdeckt sein kann und ein grosser Teil derselben auch in der Diluvialzeit vernichtet wurde, wie die in den Gebilden der letztern zahlreich vorkommenden Ammoniten und Belemniten aus dem Jura beweisen. Angesichts dessen ist aber auch das inselartige Vorkommen der Jura zwischen der Kohlen- und Permischen Formation an der Wolga erklärlich. Auf eine spätere, nochmalige Überflutung des Landes weisen schliesslich die hier immer noch vorkommenden erratischen Blöcke hin, die hier nicht mehr aus finischem Granit bestehen, sondern Diorit, Grünstein und Syenit sind und vielleicht aus dem Gouvernement Olonetz, wo derartige Gestein massenhaft vorkommt, herabgeschwemmt wurden.

Der Uferbildung auf der Strecke von der Mündung der Unsha bis zu jener der Oka ist bereits oben Erwähnung geschehen (siehe Seite 264). Bei Nishnij Nowgorod treten die Höhen an die Wolga heran, welche bisher die Oka begleiteten. Das hohe, zerklüftete

rechte Ufer besteht aus Mergel und Sandstein, die an vielen Stellen in der Stadt selbst offen zu Tage treten, so z. B. an dem Kremlberge, und noch deutlicher in der tiefen Schlucht, welche die Oberstadt fast senkrecht zum Okafer durchschneidet, sowie an dem sogenannten Pochwalinskij Sjesd, welcher von der Oberstadt zum „Nishnij basar“ und der Schiffbrücke führt. Die Mächtigkeit der Schichten soll hier nach den Angaben Mellers, der sie untersucht hat, nirgends mehr als 120 Meter betragen, womit übereinstimmen würde, dass der höchste Punkt des rechten Ufers der Oka bei Nishnij Nowgorod 135 Meter nicht völlig erreicht. Für den Geologen sind jedoch alle diese mächtigen Schichten stamm. Sie vermögen ihm nichts von den Vorgängen zu berichten, denen sie ihr Vorhandensein verdanken, denn bisher sind in ihnen nicht die geringsten Spuren tierischen oder pflanzlichen Lebens gefunden worden. So sind denn auch die Ansichten über diese Gebilde sehr verschieden und das Urteil über dieselben weit davon entfernt, ein klares zu sein. „Von allen Schichten, welche in den Gouvernements Kasan und Nishnij Nowgorod das rechte Ufer der Wolga bilden, lässt sich mit voller Gewissheit nur das Eine behaupten: dass sie nach der Steinkohlenzeit und vor der Jura entstanden sind. Nur als wahrscheinlich lässt es sich ferner bezeichnen, dass sie nicht am Beginn der Permischen Periode abgelagert wurden. Die Wahrscheinlichkeit, bez. Unwahrscheinlichkeit ist schliesslich gleich gross, sowohl in bezug auf ihre Zugehörigkeit zur Permischen Formation als wie zur Trias.“

Auf einer langen Strecke bleibt unterhalb Nishnij die Uferbildung dieselbe. Wir stossen nicht auf die geringsten paläontologischen Spuren, welche uns einen Anhalt zur Bestimmung des Alters der Mergel- und Sandsteinschichten bieten könnten — wenigstens sind solche bis jetzt noch nicht gefunden worden. Die Forschung wird hier übrigens sehr erschwert durch den dichten Wald, der die Ufer bedeckt, und in dem der nackte Boden fast nirgends offen zu Tage tritt. Erst bei Sswijashsk tritt eine Änderung ein. Der Berg, auf dem die Stadt erbaut ist, gehört zu den beachtenswertesten geologischen Erscheinungen an der Wolga.



Im Frühjahr, wenn die Wolga ausgetreten ist, scheint die rings von den Wellen umflutete Stadt Sswijashsk auf dem Wasser zu schwimmen. Wenn dann die Wolga und Sswijaga sich wieder in ihre Betten zurückgezogen haben, bemerkt man in der Ebene nördlich und westlich von der Stadt eine Menge kleiner Seen und Kanäle, welche nach dem Hochwasser zurückgeblieben sind, während ostwärts, wo die Sswijaga fließt, am rechten Ufer derselben solche Bildungen nicht zu bemerken sind. Dies sind Spuren des alten Laufes der Sswijaga, welche einst viel westlicher in die Wolga mündete und allmählich von dieser (gleich der Ssura) zu immer weiterem Ausweichen nach rechts gezwungen wurde. Damals hat sie auch die Inseln gebildet, welche jetzt hier das Bett der Wolga füllen; sie alle sind durch allmähliche Sandablagerungen entstanden. Völlig verschieden ist dagegen die Entstehungsart der Anhöhe, auf welcher die Stadt Sswijashsk liegt. Der Gedanke, dass auch dieser Inselberg durch Ablagerungen des Flusswassers entstand, erscheint schon bei einem flüchtigen Blick auf denselben als völlig ausgeschlossen. An ihm ist aber auch keine Spur von den Sand- und Schlammablagerungen zu entdecken, denen die Wolgainseln ihre Entstehung verdanken, sondern er besteht vollständig aus Kalkstein und war zur Zeit, als die Wolga sich noch nicht von ihm zurückgezogen hatte und er eine Insel derselben bildete, die einzige Wolgainsel, welche aus Muttergestein und nicht aus Anschwemmungen bestand. In diesem Kalksteinfelsen, auf dem die Stadt erbaut ist, stossen wir nun wieder auf Versteinerungen: *Clidophorus Pallasi*, *Gervillia ceratophaga*, in den tieferen Schichten *Productus cancrini*, *Avicula speluncaria* u. s. w., die sämtlich der Permischen Formation angehören. Unterhalb Sswijashsk ist das Ufer wieder mit Wald bedeckt und noch nicht genügend durchforscht, und erst vor Markwaschi finden wir plötzlich wieder zahlreiche Versteinerungen im Kalkstein: *Schizodus*, *Gervillia*, *Spirigera*, *Spirifer cristatus*, in tieferen Schichten *Clidophorus Pallasi*, *Turbo*, *Terebratula elongata*, *Avicula speluncaria* *Productus cancrini* u. s. w.

Das linke Ufer, das Wiesenufer, ist auf der ganzen Strecke

von Nishnij abwärts flach und niedrig und bildet das Überschwemmungsgebiet der Wolga. Gleich den Inseln, die im Strom liegen, besteht das linke Ufer aus Sand und Lehm, die entweder vermischt vorkommen oder schichtenweise übereinander liegen. Allem Anschein nach verdankt dieses niedrige Ufer sein Entstehen der Wolga, welche einst viel östlicher floss als heute, aber ebenso wie es jetzt noch geschieht Sandinseln bildete, die allmählich mit dem linken Ufer zusammenwuchsen und sie nach rechts abdrängten. Wo sich das ehemalige linke Ufer befand, lässt sich noch an manchen Stellen von der Wolga aus genau wahrnehmen. Ausnahmslos flach ist nämlich das linke Ufer nicht, es nähern sich ihm sowohl oberhalb als unterhalb Kasan Höhenzüge. Dicht oberhalb Kasan sind die Ausläufer der Sserwenije uwaly kaum eine halbe Werst vom Ufer entfernt, und unterhalb Kasan zieht sich auf einer Strecke von etwa 20 Werst ein Höhenzug hin, der etwa 150 Fuss hoch sein soll und mit Bestimmtheit als das ehemalige linke Ufer der Wolga bezeichnet wird. Schliesslich erstreckt sich der Höhenzug des rechten Ufers der Kama, letztere verlassend und sich westwärts wendend, bis zur Wolga, wo gegenüber dem Dorfe Antonowka das linke Ufer so bedeutend sich erhöht, dass es nicht viel niedriger zu sein scheint als das rechte. Ausser an diesen drei Stellen ist hinter dem flachen Uferrand nirgends eine bedeutende Höhe zu bemerken, doch scheint der Boden auf der ganzen Strecke in der Richtung nach N sich zu erheben. Das Hinterland des Uferrandes und namentlich die an der Wolga von links herantretenden Höhenzüge sind leider geologisch noch viel zu wenig erforscht, als dass sich über sie ein bestimmtes Urteil fällen liesse, doch lässt sich annehmen, dass auch sie, wie das rechte Wolgaufer, der Permischen Formation angehören, welche ja überdies auch auf dem rechten Ufer der Kama vorhanden ist.

Je mehr man sich der Kama nähert, desto häufiger kommen auf dem rechten Ufer Höhlen vor, welche dann später unterhalb der Kamamündung besonders zahlreich, sowie durch ihre Grösse bemerkenswert werden. Etwa fünf Werst unterhalb des Dorfes Antonowka befinden sich die sog. Antonowskije peschtschery

(Höhlen von Antonowka). Vom Dampfer aus sind sie aber nicht sichtbar, da Gebüsche den weiten Eingang verdecken. Von den hier ziemlich hohen und steilen Kalksteinfelsen hat sich eine etwa 8 Meter dicke, 20 bis 25 Meter hohe und 80 Meter lange Wand abgelöst, ist ein wenig abwärts gerutscht und dann gegen den Felsen gelehnt stehen geblieben, wodurch eine Höhle entstand. Der Absturz ist wahrscheinlich durch Unterwaschungen hervorgerufen worden, durch welche noch ein ziemlich breiter Gang geschaffen wurde, welcher von der Höhle, allmählich sich senkend, ausgeht. Ein zweiter, ähnlicher Gang soll schon vor längerer Zeit durch das Hochwasser verschüttet worden sein.

Weiter abwärts, beim Dorfe Kirelskoje, wo der Berg Ssokol an der Wolga sich erhebt, befinden sich noch zwei Höhlen, die Eishöhle (ledjanaja) und die Wasserhöhle (wodjanaja) genannt. Etwa acht Meter vom Ufer entfernt befindet sich eine Öffnung im Felsen, durch welche man in einen weiten Raum mit scheinbar von Menschenhand geglätteten Wänden gelangt. Dahinter befindet sich eine zweite Höhle mit in gleicher Weise geglätteten Wänden, aber den Boden derselben bildet ein gefrorener See. Das ist die sogenannte Eishöhle. Die Wasserhöhle unterscheidet sich von dieser bloß dadurch, dass das ihren Boden bedeckende Wasser, welches gleichzeitig mit der Wolga steigt und fällt, niemals gefriert. In demselben Felsen befinden sich noch andere Höhlen, die jedoch im Laufe der Zeit, da der Felsen als Steinbruch benützt wird, verschüttet worden sind. Noch viel schönere und grössere Höhlen trifft man etwa 20 Werst Wolga abwärts beim Dorfe Tenischewo. Durch eine einem Thorbogen ähnliche Öffnung tritt man in eine Höhle, deren Wände und Decke so regelmässig geglättet sind, dass man glaubt, man befinde sich in einem aus dem Felsen ausgehauenen Gemach. Aus dieser Höhle gelangt man in eine zweite von quadratischer Gestalt, deren Wölbung etwa neun Meter hoch ist und deren Boden Wasser bedeckt. Rechts mündet ein durch Gestein fast versperrter Gang, welcher 70 Meter lang sein soll, und ein zweiter ähnlicher Gang wird auf 140 Meter Länge geschätzt. Die Höhlen ziehen sich wahrschein-

lich noch tief in den Felsen hinein, sind jedoch nicht weiter erforscht, da der Gang bald so niedrig werden soll, dass man nur gebückt vordringen kann, und überdies in dem einen derselben die mitgenommenen Kerzen erlöschen. Schwefel- und Naphthaquellen rieseln von den Felswänden herab, und in der Nähe, beim Dorfe Ssukejew, hat ein Schweizer Art die Schwefelquellen zur Anlage einer Heilanstalt benutzt.

Unterhalb der Kamamündung haben wir bereits die Grenze der Permischen Formation an der Wolga überschritten, und die Mergelschichten sind dem Jurakalk gewichen, aus welchem die nun dem rechten Ufer folgenden Höhenzüge, die Schtschutschischen, Undarischen und Gorodischtscheschen Berge bestehen. Hinter der Kreisstadt Tetjuschi erreichen diese Berge ihre grösste Höhe im Gouvernement Kasan. Die Stadt selbst liegt auf einer etwa 150 Meter hohen, durch zwei tiefe Schluchten zerrissenen Anhöhe. Das Ufer ist anfangs mit Wald bedeckt, mit Fichten und Kiefern, auch Eichen, bei Ssimbirsk aber, welches hoch über dem Flusse, auf dem über 130 Meter sich erhebenden Berge Wjenez (Kranz) liegt, ziehen sich Obstgärten den Abhang empor bis zum Gipfel.

Unterhalb Nowodjewitsche wendet sich der Höhenzug, der von der Mündung der Kama angefangen sich nach SW zog, dann oberhalb Ssimbirsk nach S abbog und allmählich in eine südöstliche Richtung überging, bei Ssengilei wieder sich nach S wandte, abermals nach SO, bei Stawrópol aber nach O, wodurch die Wolga gezwungen wird, den Bogen von Ssamara zu beschreiben. Er folgt der östlichen Richtung etwa 60 Werst weit, biegt dann nach S ab und zieht sich von Ssamara angefangen nach W bis Ssysran. Der etwa 150 Werst lange Bogen zwischen Shegulej und dem Dorfe Perewalowka ist die Ssamarskaja luka, die Sehne des Bogens etwa 15 Werst lang. Das Volk nennt die Berge an der Ssamarskaja luka kurzweg Shegulej, ein Name, der noch an die Blütezeit des Räuberunwesens an der Wolga erinnert. Man erzählt, dass die Räuber hier ihre Gefangenen, um sie zur Auslieferung ihrer verborgenen Schätze zu zwingen, mit angezündeten Besen zu hauen pflegten (shetsch na wenikach), wovon der Name Shegulej stammen

soll. Das Dorf Ussolje, bei dem sich ein altes, schon im 16. Jahrhundert in Betrieb gewesenes Salzbergwerk befindet, bezeichnet den Beginn der Höhenzüge des Bogens von Ssamara. Dort erhebt sich der Karaulnij bugor, ein 200 Meter hoher Hügel, auf welchem die ersten Ansiedler zum Schutz gegen Überfälle der damals hier noch hausenden Nogaischen Tataren einen Wachturm errichtet hatten, und von dem aus man die Gegend bis 100 Werst im Umkreis übersehen kann. Hier beginnen die Shegulewschen Berge und hinter ihnen die Nowodjewitschi. Die Shegulewschen Berge ziehen sich nahezu 80 Werst das Ufer entlang, wild zerklüftet, mit Wald und Gebüsch bedeckt. Aus dem gleichmässig sich hinziehenden Höhenzug ragen seltsam geformte Felsen, mit Zinnen und Türmen gekrönten Burgtrümmern ähnlich, bis 150 und 200 Meter hoch empor. Gegenüber Stawropol ragt in die Wolga hinein der Molodjezkij kamen (Jünglingsstein), den eine tiefe Schlucht, die Shegulewszkaja trubá (Röhre), von den östlich angrenzenden Höhen trennt; dann folgen mehrere einzeln stehende Felsen, von denen der Djewitschij kurgan und die zwei Brüder etwa 200 Meter hoch sind, bis zum Morkwaschinskij Bujerák (Schlucht) bei Morkwaschi, und rechts von letzterem steigt die Lyssaja gorá (der kahle Felsen) empor, welche 250 Meter hoch sein soll. Die Höhen sind dicht bewaldet, und neben dem Nadelholz trifft man auf ihnen und in den Schluchten uralte Eichen und Linden, am Ufer Erlen und Weiden. Eine Spur von Leben ist nirgends zu bemerken, nirgends eine Menschenwohnung sichtbar. Nachdem man an dem Zarew Bugor vorbeigefahren ist, verengert sich plötzlich das Wolgathal, oder richtiger gesagt: die Wolga tritt in eine Engschlucht ein. Die Berge setzen plötzlich auf das linke Ufer über, und zum ersten mal fliesst die Wolga zwischen zwei hohen Ufern dahin. Dieser enge Durchgang heisst das Thor von Ssamara, Ssamarskije worota, auf dem rechten Ufer durch die Ssernaja gora gebildet, welche etwa 200 Meter hoch ist, während sich auf der linken Seite die Ausläufer der das Flüsschen Ssok begleitenden Höhen hinziehen, die sogenannten Ssokol-(Falken-)Berge. Sowie auf der Dampferfahrt Ssamara in Sicht kommt, weichen die Shegulewschen Berge

vom rechten Wolgaufer zurück und wenden sich nach SW. Dieser neue, vom Fluss zurücktretende Höhenzug führt den Namen Schelechmetskije gory und findet seinen Abschluss bei dem Dorfe Winnowka, etwa 25 Werst unterhalb Ssamara. Beim Dorfe Petscherskoje beginnt abermals ein neuer Höhenzug, der nach diesem benannt ist, die Petscherskije gory, die sich bis zum Dorfe Kostitschi erstrecken. Bald darauf wendet sich die Wolga — und mit ihr die Höhen des rechten Ufers — nach Süden und beide beenden oberhalb Ssimbirsk den grossen Bogen.

Die ganze Strecke, die wir von Ssengilei abwärts zurückgelegt haben, gehört zu den bemerkenswertesten des ganzen Wolgalaufes. Nicht nur, dass die Wolga hier alles aufzubieten scheint, um mit anderen grossen Strömen sowohl an Wassermenge, als auch in der Schönheit ihrer Ufer zu wetteifern, deren romantisches Aussehen allerdings grell gegen die bisherige Einförmigkeit derselben absticht — nicht nur, dass hier wirkliche Felsen und nicht mehr die hochgeschichteten Mergelablagerungen das Ufer umsäumen — auch das Innere der Berge enthält gar manches, was man bisher im ganzen Wolgalauf vergebens gesucht hat, denn es birgt reiche mineralische Schätze, deren Ausbeutung viele Tausende fleissiger Hände beschäftigt und dem regen Verkehr auf dem Flusse neues Leben zuführt. Die Petscherskije gory enthalten Unmassen Asphalt, dessen schwarze Schichten stellenweise grell von den sie einschliessenden weissen Kalksteinschichten abstechen. Die Gesamtmasse des in den Petscherskije gory vorhandenen Asphalts wird auf 280 Millionen Kilogramm geschätzt, wovon bisher etwa 32 Millionen sich unter bergmännischem Betrieb befinden. Nach den Asphaltlagern der Abruzzen sind dies die reichhaltigsten von ganz Europa. Die Wolga unterwäscht bei ihrem jährlichen Austreten den Fuss der Höhen und erleichtert dadurch die Gewinnung des Asphalts. Die erste Asphaltsschicht liegt durchschnittlich etwa einen Meter tief, die Höhe der zweiten Schicht erreicht die Wolga beim Frühjahrshochwasser. Die unteren Lagen sind jedoch weniger harzreich als die oberen; letztere enthalten etwa 29<sup>0</sup>/<sub>0</sub>, erstere 12 bis 18<sup>0</sup>/<sub>0</sub> Bergharz. Die Asphaltgewinnung in Ssysran nimmt jetzt

von Jahr zu Jahr einen grössern Umfang an, denn der Asphalt von Ssysran hat nicht nur den ausländischen vollständig aus dem Wolgagebiet verdrängt und überhaupt einen grossen Teil des russischen Marktes sich erobert, sondern er beginnt auch bereits stark nach dem Ausland ausgeführt zu werden. Die Shegulewschen Berge dagegen bestehen aus Kalkstein, sind aber sehr reich an Schwefel und an Salzquellen. Beide wurden frühzeitig ausgebeutet, und namentlich zwischen den Dörfern Shirjajewa und Podgornoje befand sich im vorigen Jahrhundert ein Schwefelbergwerk, welches jährlich etwa 7000 kg. Ertrag lieferte. Der hier vorkommende funkelnde Schwefelkies hat schon häufig zur Verwechslung mit Gold Veranlassung gegeben und Goldsucher zu erfolglosen Nachforschungen veranlasst.

Das Gouvernement Ssimbirsk, dem alle diese Höhenzüge angehören, ist in geologischer Beziehung eine der anziehendsten Gegenden des Wolgagebietes. Längs der Wolga herrscht im Kreis Ssimbirsk, weiter westwärts zwischen Wolga und Ssura und jenseits der letztern in den Kreisen Buinsk, Alatyrs und Ardatow, auch noch im Kreise Kurmysch, die Juraformation vor.<sup>158)</sup> Ihre grösste Entwicklung erreicht dieselbe an der Wolga zwischen Poliwna und Undor, sowie im Kreis Kurmysch, in letzterem an der Pjana, welche die aus dem südwestlichen Teil des Gouvernements Kasan herüberragende Trias von der Jura trennt. An der Wolga erreicht die Jura stellenweise eine Tiefe von 450 Fuss. Wo die Juraberge unverletzt geblieben, dort sind ihre Höhen mit Kreide bedeckt. Die Ablagerungen der Jura gehören teils der obern Lias, teils der Oxforder Gruppe an; in ersterer sind Knochen des *Ichtiosaurus* und Bruchstücke von *Gryphaea arcuata* gefunden worden, letztere aber sind sehr reich an Versteinerungen: *Belemnites magnificus*, *Ammonites biplex*, in den oberen Lagen *Ammonites Panderi*, *Astarte elegans*, *Avicula Fischeriana*, *Perna mytiloides*, *Astarte minima*, *Annularia serpuloides*, in den obersten Bruchstücke von *Gryphaea*, ferner *Belemniten* und *Ammoniten*. Unterhalb Ssimbirsk reiht sich längs der Wolga an die Jura, von ihr durch einen schmalen Pliozän-Einschnitt im Flussthal der

Sswijaga getrennt, die Kreide, die sich von Sswijaga südostwärts zur Wolga zieht, den schmalen Jurastreifen an der Wolga im Kreise Ssengilei in weitem Bogen bis zum Dorfe Klimowka umspannend. Jenseits der Sswijaga setzt sich die Kreide durch den nördlichen Teil des Kreises Ssengilei und durch die Kreise Ssimbirsk, Karsun und Ardatow in das Ssuragebiet hinein fort, und tritt ausserdem noch im südlichen Teil des Kreises Ssysran auf, im Anschluss an den dort bogenförmig von der Wolga sich nach W ziehenden schmalen Jurastreifen, von wo sie sich südwärts in das Gouvernement Ssaradow hinein erstreckt. Die untere Formation, welche etwa dem Neokom Frankreichs entspricht, ist ziemlich arm an Versteinerungen, von denen *Ancyloceras ssimbirskiensis*, *Hamites Eichwaldii* und *Ammonites Consobrinus* vorkommen, wogegen die obere oder eigentliche Kreideformation Versteinerungen in Menge enthält: *Belemnitella mucronata*, *Terebratula cornea*, *Crania parisiensis*, *Pecten versicostatus*, *Plagiostoma semisulcata*, *Inoceramus Cuvieri* u. a. In grösserer Ausdehnung als bisher tritt unterhalb Klimowka an der Wolga die Pliozänformation auf. Weiter aufwärts bildet sie im Flussthal der Sswijaga einen schmalen Einschnitt in die älteren Formationen, unterhalb Ssimbirsk zwischen der Kreide, oberhalb zwischen der Jura. Am bedeutendsten finden wir sie längs der Ssura, in den Kreisen Karsun, Alatyr und Kurmysch, ausserdem noch am Barysch und an der Ussa. Die Pliozänablagerungen nehmen überall die Niederungen ein, durch welche die Flüsse sich einen Weg gebahnt haben, die sie an den Ufern mit neuen Ablagerungen bedecken. In ihnen wurden gefunden *Equus Adamicus*, *Rhinoceros tichorhynchus*, *Elephas mamonteus*, *Cervus megaceros* u. s. w. An der obern Ussa und Sswijaga stossen wir auf Eozän, welches einen grossen Teil der Kreise Ssysran und Ssengilei, sowie Teile der Kreise Ssimbirsk und Karsun einnimmt, an die Wolga selbst aber nicht herantritt. Die Eozänablagerungen erreichen bis 400 Fuss Tiefe und bilden längs der Insha und des Barysch (Zufluss der Ssura) ziemlich hohe Berge. In den unteren Schichten, welche den Übergang zur Kreide bilden, und in den mittleren enthalten sie ausser versteinertem Holz zahl-



reiche Versteinerungen: *Nucula compacta*, Goldf. *Pholadomia costifer*, Eichw. *Pectunculus pulvinatus* u. s. w., während solche in den oberen Schichten nicht vorzukommen scheinen.

Mitten zwischen dem Pliozän unterhalb Klimowka tritt bereits die Kohle auf, und jenseits der Mündung der Ussa folgt sie der Wolga durch den ganzen Ssamarabogen und zieht sich in einem schmalen Streifen bis in die Nähe von Ssysran, während eine vom rechten Ufer der Ussamündung zum Dorfe Batrakí gezogene Linie ihre Westgrenze bezeichnet. Zu Tage tretende Kohlenformation weisen zunächst die Ussaberge (*Ussinskije gory*) auf, in denen im Kalkstein Unmassen Versteinerungen vorkommen, *Orthis Olivieriana*, *Syringopora parallela* und insbesondere *Fusulina cylindrica*, mit welcher der Kalkstein häufig völlig durchsetzt ist. Weiterhin erreichen die Ablagerungen der Kohlenformation eine Tiefe von 500 bis 600 Meter, und ihre grösste Höhe in den Shegulewschen Bergen. Die Kohlenformation folgt nun unmittelbar dem Wolgaufer bis etwa vier Werst oberhalb des Dorfes Podgornoje, von wo sie sich in den Ssamarabogen hineinzieht und erst beim sogenannten *Gluchoj saton* die Wolga wieder erreicht. Auf dieser ganzen Strecke bis Ssysran lagert unter einer Sand- und Lehmschicht Kalkstein, welcher bei Batrakí mit Ablagerungen der Jura bedeckt, von Kalkspath-Adern durchzogen und mit Versteinerungen — *Cidarites rossicus*, *Turbinolia* Fisch. — gefüllt ist. Die grossen Höhlungen, weche auf einer langen Strecke in dem Kalkstein vorhanden sind, kann man hier, obwohl ihre Öffnungen dem Flusse zugekehrt sind, doch nicht als ein Werk des letztern betrachten und nicht annehmen, dass sie durch die Frühjahrshochwasser ausgewaschen wurden; ihre unregelmässigen Wölbungen und die Brüche der Schichten weisen vielmehr auf ein Entstehen durch die Einwirkung aufsteigender Gase hin. Abgesehen von den Gasen der unter dem Kohlenkalk lagernden Steinkohle, auf deren Bildungen wir noch weiter unten zurückkommen werden, kommt hier hauptsächlich die Schwefelsäure in Betracht, welche beim durchdringen des kalkhaltigen Gesteins durch die Verbindung mit dem Kalk den Gyps schuf, in dessen Spalten und Hohlräumen sich Schwefel

ansetzte. In dem oben erwähnten, zu Peters des Grossen Zeit in Betrieb gewesenen Schwefelbergwerk beim Dorfe Podgornoje findet man noch zahlreiche Beweise für die Annahme einer solchen Entstehung der Höhlungen im Kalkstein, da dort viele Höhlen und Risse vorhanden sind, deren Wände eine Gypsschicht überzieht; auf welcher sich Schwefel abgesetzt hat. Die gleiche Erscheinung bemerken wir an den hier vorhandenen Versteinerungen, welche in Gyps verwandelt und mit einer pulverartigen Schwefelschicht überzogen sind. Ausser den Einwirkungen der Schwefelsäure sind aber in den Höhlungen auch noch jene der Gase zu bemerken, welche der unter der Kalkschicht liegenden Steinkohle entströmten. Viele Spalten und Höhlungen sind sowohl mit zerriebenem Gyps als auch mit Kohlenpulver gefüllt. Prof. Wagner weist darauf hin, wie man in vielen nicht völlig ausgefüllten Höhlungen deutlich beobachten könne, wie die emporsteigenden Kohlengase in flüssigem Zustand an den Wänden niedergingen und die Flüssigkeit sich auf dem Boden ansammelte und dann allmählich durch Sublimation der Asphalt entstand, der beim Dorfe Kostitschi in grossen Massen auftritt. Der Asphalt enthaltende Kalkstein erreicht dort eine Dicke von sechs und mehr Meter, und auf einer Strecke von fünf Werst Wolga aufwärts von Kostitschi nehmen die Asphaltlager sowohl an Zahl als an Mächtigkeit ständig zu. Der ganze, ziemlich schmale Streifen, den sie bilden, ist etwa 19 Kilometer lang. Zum grössern Teil sind die Lager von Wojekow, ihrem Entdecker, von der Krone in Pacht genommen worden.

Das um Ssamara sich ausbreitende Gebiet und die Ufergegend des gleichnamigen Flusses ist erhabener flacher Steppenboden. Sowie das Ende des Bogens erreicht ist, tritt jedoch sofort der Gegensatz zwischen dem hohen und dem flachen Ufer auf.

Am Ende der Höhenzüge des Ssamarabogens folgt bis zur Mündung des Flüsschens Ssysran das von der Ussa sich herüberziehende Pliozän, weiter abwärts auch noch zwischen der Wolga und dem parallel mit dem Ssysran laufenden, schon oben erwähnten schmalen Jurastreifen, an den sich südlich die Kreide anschliesst, die sich dann weiter in das Gouvernement Ssaradow

hineinzieht. An der Südgrenze des Gouvernements Ssimbirsk beginnen die Tschernosatonschen Berge, deren Grundlage Thonschiefer bildet, die sich bis Chwalynsk hinziehen und an die sich unterhalb Chwalynsk die Djewitschi gory (Jungfernerberge) anschliessen. Sie sollen, der Sage nach, ihren Namen nach einem Mädchen erhalten haben, das hier in einer jetzt verschütteten Höhle mit einer Räuberschar, deren Führerin sie war, hauste, wahrscheinlich aber ist es, dass sie ihren Namen der weissen Farbe des Kalksteins verdanken, aus dem sie bestehen. In dieser Gegend ist vor einigen Jahren die Menge der wertvollen Bodenschätze, über welche Russland verfügt, noch durch einen vermehrt worden, indem unweit Balakowo grosse Erdharzlager mit einem Durchschnittsgehalt von 26% entdeckt wurden. Unterhalb Wolsk reihen sich an die Djewitschi gory die Sandstein auf Thon enthaltenden Smjejewije gory (Schlangenberge) an, welche auf einer Strecke von 35 Werst dem rechten Wolgaufer folgen und in denen die Höhenzüge zwischen dem Ssamarabogen und Ssaratow ihre grösste Höhe (500) erreichen. Dann folgen oberhalb Ssaratow die Urdjumskije gory, an deren durch das Hochwasser der Wolga ausgespülten Uferwänden Eisenerz zu Tage tritt, dessen Ausbeutung jedoch die Holzarmut der Gegend hindernd entgegensteht. Bei Kamyschin folgen die drei Uschi gory genannten Berge, jedoch in ziemlicher Entfernung von der Wolga. An Höhe den das Wolgaufer begleitenden Bergen gleich, bestehen sie aus weissem Quarz und Sandstein, von denen der erstere an vielen Stellen verwittert und in Sand zerfallen ist. Bei jedem der drei Berge befinden sich tiefe Schluchten, deren Tiefe ziemlich der Höhe der Berge gleichkommt, und in den Bergen bemerkt man zahlreiche Höhlen und Risse. Gewaltige Blöcke losgerissenen Gesteins bedecken die Abhänge der Berge, darunter viele von so regelmässiger viereckiger Gestalt, als ob sie von Menschenhänden wären behauen worden. Stellenweise sind die Berge zwischen der Grenze von Ssimbirsk und Kamyschin bewaldet. Am andern Ufer der Wolga treten im Gouvernement Ssamara die Ausläufer des Obschtschij Ssyrt an die Wolga heran. An der Nordseite der Mündung des Jeruslan, zwischen

Ssaratow und Kamyschin (51° n. Br.), überschreiten sie die Wolga, worauf sie von Kamyschin abwärts noch 25 Meilen den Ufern in südlicher, bezw. südwestlicher Richtung folgen.

Das Land an beiden Ufern der Wolga in den Gouvernements Ssaratow und Ssamara gehört zu den fruchtbarsten, von der Natur gesegnetsten Landstrichen Russlands, denn es liegt noch innerhalb der Grenzlinie der sogenannten Schwarzerde (tschernosem). Der Boden ist so zeugungsfähig, dass er trotz des in vielen Gegenden betriebenen Raubbaues, bei welchem häufig 25 bis 30 Jahre lang immer und immer wieder Weizen angebaut wurde, doch nicht erschöpft worden ist und immer noch überreiche Ernten lieferte.

Bei Ssaratow beginnt das sogenannte Nisowje, die Wolganiederung, und während die Wolga bis zu einer Breite von vier Werst anschwillt, gewinnt das rechte Ufer trotz seiner kahlen Öde ein romantisches Aussehen. In langer Reihe folgen dem Flusse steil zu ihm abfallende, durch tiefe Schluchten von einander geschiedene kahle Felsen, deren Aussehen stets dasselbe bleibt und von denen fast ein jeder seinen besondern Namen hat, der meist mit irgend einem Ereignis aus den Tagen des Räuberunwesens in der Wolganiederung zusammenhängt. Die bedeutendsten sind: der Bugór (Hügel) Stenka Rasins, etwa 12 Werst unterhalb des Dampferlandungsplatzes Bannowka, eine mehr als 120 Meter hohe langgestreckte Felsmasse, welche tiefe Schluchten von den benachbarten Felsen trennen; etwa 120 Werst oberhalb Kamyschin unweit der Ansiedlung Dobrinka die Urakowa gora, nach einem Räuberhüuptling namens Urakow benannt.

Südlich von Zarizyn tritt der Höhenzug von der Wolga zurück und zieht sich südwärts noch etwa 40 Meilen in die Steppe, wo die Kalmyken ihn Ergena nennen (siehe Seite 304). Der Unterschied zwischen dem Steil- und Wiesenufer bleibt für die Wolga aber trotzdem bestehen. Das aus Flötzmassen bestehende Steppenufer zur Rechten ist höher als das linke; oberhalb Tschernij Jar, wo es aus grauem Thonschiefer besteht, bildet es gegen den Fluss hin steile Wände, welche sich bei Tschernij Jar zu einem 6 bis 8 Klafter hohen Steilufer aus Sandstein und Kalk erheben, während

landeinwärts Thonboden sich ausbreitet. Allmählich geht jedoch der Thonboden in eine Salzwüste über, welche mit unzähligen Salzseen und Pfützen bedeckt ist, deutlich den ehemaligen Meeresboden erkennen lassend.<sup>159)</sup> Während sich die Steppe unterhalb Jenotajewsk immer mehr gegen das Meer hin senkt, wird auch der Boden immer sandiger und die Flugsandhügel, zwischen denen sich eine weisse Salzrinde ausbreitet, werden zahlreicher. Mitten in der Salzwüste treffen wir nun noch zwischen Tschernij Jar und Jenotajewsk landeinwärts auf dem linken Ufer die letzten Berge an der Wolga. Unweit des Baskuntschak-Seees erhebt sich der 165 Meter hohe Berg Bogdo, aus zwei Bergrücken bestehend, deren einer nach SW, der andere nach W sich zieht, nach der Aussen-seite hin steil abfallend, während sie nach innen allmählich zur Steppe sich senken und in derselben verlaufen.<sup>160)</sup>

Der Rücken des Berges ist so geformt, dass man mit einiger Einbildungskraft in demselben ein riesiges ruhendes Ungetüm erkennen kann, dessen Kopf dem See zugekehrt ist, während der Körper sich etwa drei Werst weit in die Steppe hinein ausstreckt. Die Oberfläche des Berges ist bedeckt mit Versteinerungen von Seetieren, am Abhang sind durch Erdrutsche die rotgestreiften Thonlagen blosgelegt, und wenn man dem südwestlichen Bergrücken folgt, gelangt man zu etwa 30 Meter hohen, steil abfallenden Sandsteinfelsen, in denen sich eine Menge, wohl vom Wasser ausgewaschene Höhlungen befinden. Der ganze Berg soll am Fusse 20 Werst im Umfang messen. Südöstlich von ihm, etwa 80 Werst entfernt, erhebt sich in der nur hier und da durch Flugsandhügel unterbrochenen Einförmigkeit der Steppenlandschaft der Salzberg Tschiptschatschi oder vielmehr eine Gruppe von Hügeln, deren höchster kaum 20 Meter erreicht. In den Dolomiten, welche den südlichen Teil des Berges bilden, sind durch Prof. Barbot de Marny Versteinerungen entdeckt worden, auf Grund welcher er den Dolomit für permisch erklärt. Auch das Steinsalz, welches im Hangenden des Dolomits lagert, bezeichnet er als wahrscheinlich zum permischen System gehörig.

#### IV.

### Klima.

---

In einem so riesigen Gebiet, wie das von der Wolga durchströmte, muss es selbstverständlich bedeutende Unterschiede zwischen dem Klima der nördlichsten und der südlichsten Gegenden geben, doch gleich von vornherein müssen wir die immer noch viel verbreitete Ansicht, dass das Klima fortschreitenden Änderungen ausgesetzt sei, als eine irrige bezeichnen. Unsere Nachrichten über das Klima Russlands reichen weit ins römische und griechische Altertum zurück, und hauptsächlich auf diese ältesten Nachrichten berufen sich jene, welche eine Änderung des Klimas Russlands im Lauf der Jahrhunderte behaupten. Herodot und Ovid sind die Hauptstützen dieser Anschauung, aber beide erweisen sich bei genauerer Prüfung als sehr schwache Stützen. Herodot berichtet, dass in Skythien im Sommer viel Regen falle und dass Gewitter sehr häufig seien, während Winterregen dort viel seltener vorkommen als an den Mittelmeerküsten, aber wir dürfen nicht ausser Acht lassen, dass Herodot in seiner griechischen Heimat an regenlose Sommer gewöhnt war, und dass ihm daher die Sommerregen in Skythien auffallend erscheinen mussten, während wir wohl kaum in ihnen etwas Absonderliches, von den heutigen Zuständen Abweichendes gesehen hätten. Ebenso wenig lässt sich aus Ovids Klagen über das rauhe Klima an der Donau der Schluss ziehen, dass das Klima Südrusslands jetzt viel milder sei als zu seiner

Zeit, denn dem an das Klima Italiens gewöhnten Dichter musste selbstverständlich das Klima des russischen Südens als ein rauhes erscheinen, ohne dass es deshalb in Wirklichkeit rauher sein musste als heute. Wir besitzen vielmehr seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts genaue Angaben, welche, ganz abgesehen von kleinen Schwankungen in grösseren Zeiträumen — auf eine Gleichmässigkeit des Klimas hinweisen. Der Zeitpunkt des Gefrierens und Aufgehens der Wolga hat sich wenigstens seit dem 18. Jahrhundert nicht geändert.

Wenn daher von zeitlichen Unterschieden des Klimas im Wolgagebiet nicht die Rede sein kann, so sind doch die örtlichen Unterschiede sehr bedeutende, und besonders scharf treten sie bei der Wintertemperatur hervor. Je weiter nach Osten ein Ort liegt, desto mehr sinkt seine Wintertemperatur. Kasan, das unter  $55^{\circ} 48'$  n. B. und  $49^{\circ} 7'$  ö. L. liegt, hat nur eine unbedeutend nördlichere Lage als Moskau ( $58^{\circ} 45'$  n. Br.), befindet sich aber um mehr als  $11^{\circ}$  östlicher als letzteres ( $37^{\circ} 28'$  ö. L.), und infolge dessen ist die Winterkälte in Kasan bedeutend grösser als in Moskau, während die Sommerwärme nur geringe Unterschiede aufweist. Uglitsch liegt bedeutend südlicher als Petersburg und doch ist seine mittlere Jahrestemperatur nicht grösser als jene der nordischen Hauptstadt. Wir haben hier die Folgen der Ermattung der Einwirkung des Golfstroms deutlich vor uns, da trotz der gleichen Breite mit wärmeren Orten das Klima an den Ufern der Wolga immer rauher wird, je weiter sie nach Osten fliesst, und ganz besonders rauh an ihren östlichen Nebenflüssen, wie denn z. B. Perm an der Kama ein Jahresmaximum von  $25, 2^{\circ}$ , ein Minimum von  $- 28, 9^{\circ}$ , also einen Unterschied von  $59, 63^{\circ}$  zwischen Sommer- und Wintertemperatur aufweist.

Im grossen und ganzen herrscht auf der grossen Ebene, welche sich von den Waldaibergen bis zur Wolga bei Ssaratow durch nahezu 12 Breitengrade erstreckt, das Festlandklima vor, aber dennoch trifft man nirgends im ausserrussischen Europa so grosse Unterschiede zwischen der Sommer- und der Wintertemperatur wie hier. In Astrachan beträgt das Maximum im August

35,6°, das Minimum im Januar — 22,7°, in Kostroma stehen 28,2° im August - 30° im Januar gegenüber.

Wenn wir die mittlere Jahrestemperatur in den Gouvernements Twer, Jaroslawl, Kostroma und Nishnij Nowgorod vergleichen, bemerken wir in derselben eine auffällige, bald steigende, bald fallende Bewegung. Die mittlere Jahrestemperatur von Twer beträgt 4,0°, jene von Jaroslawl 2,58°, von Kostroma 2,54°; in Nishnij Nowgorod hebt sie sich wieder auf 3,2°, doch nur, um im weitem Lauf des Stromes sofort wieder zu fallen und in Kossmodemjansk auf 3°, in Kasan bis 2,7° zurückzugehen.

Der Vergleich der Maxima und Minima der Lufttemperatur dagegen zeigt uns, dass die Monate Mai bis September auf der ganzen Strecke von Twer bis Kasan ausnahmslos warme Monate sind und dass nur in Twer die Winterkälte sich bisweilen auch schon im September fühlbar zu machen beginnt. Wie der Oktober mit seinen teils warmen, teils kalten Tagen den Übergang zum Winter bildet, so stellt der April den Übergang zur wärmern Jahreszeit dar, mit den letzten kalten Nachwehen des Winters, worauf im Mai auf der ganzen Linie das rasche Steigen der Temperatur beginnt. November, Dezember, Januar, Februar und März sind dagegen ausschliesslich kalte Monate auf der Strecke zwischen Nishnij und Kasan; sowohl weiter flussabwärts bis Astrachan, als aufwärts bis Twer treffen wir in diesen Wintermonaten mehr oder minder warme Tage, sogar im Januar, dem kältesten Monat, im Maximum in Astrachan 4, in Stawropol und Twer 8° und nur in Ssamara ist auch noch der Januar den ausschliesslich kalten Monaten zuzuzählen.

Im obern Kamagebiet, im Gouvernement Perm, ist die mittlere Jahrestemperatur in sechs Monaten, von Oktober bis einschliesslich März, niedriger als Null, in den übrigen sechs Monaten steigt sie über Null. Die höchste mittlere Jahrestemperatur beträgt + 29,2°, die niedrigste — 33,9°, so dass der Unterschied zwischen der höchsten und der niedrigsten Temperatur mehr als 63° beträgt.

Bemerkenswert sind ferner die schroffen Temperaturwechsel



am Beginn und Ende der warmen Jahreszeit. In Astrachan betragen die Schwankungen  $23^{\circ}$ , und sie werden immer grösser je weiter wir dem Laufe des Stromes aufwärts folgen: in Ssamara betragen sie über 24, in Kostroma 25, in Moskau über  $25^{\circ}$ , und zuweilen nähert sich noch das Thermometer, wie in Kasan und Moskau, hart dem Gefrierpunkt. Diesen schroffen Temperaturwechsel veranschaulicht deutlich der folgende Fall: Der 6. Mai 1876 war in Nishnij Nowgorod ein herrlicher warmer Frühlings- tag, doch am folgenden Morgen zeigte sich der Himmel umdüstert, das Thermometer war auf  $3^{\circ}$  gesunken, und es sank Nachmittag bis  $0^{\circ}$ , während sich gleichzeitig ein heftiger Wind erhob, worauf bei raschem Sinken des Thermometers bis  $-3^{\circ}$  (in der Nacht  $-4^{\circ}$ ) Schneefall eintrat, der über Nacht eine vollkommene Winter- landschaft mit Eiszapfen an den Dächern schuf. Einen Augen- blick schien es, als wolle Thauwetter eintreten, und das Thermo- meter erhob sich auf  $+1^{\circ}$ , aber zu Mittag begann es abermals zu schneien, und die Kälte nahm so zu, dass man die Winter- kleider und Pelze wieder hervorholen musste. Auch am 10. Mai bewahrte die Stadt bei abermaligem Schneefall ihr winterliches Aussehen, und erst am 11. trat Thauwetter ein, doch erst am folgenden Tage waren die letzten Schneereste verschwunden, so dass mitten in die Herrschaft des Frühlings ein nahezu fünftägiges Zwischenreich des Winters fiel. Doch dieser Fall bleibt noch weit hinter einem andern zurück, der aus dem Jahre 1842 berichtet wird. In den letzten Maitagen dieses Jahres sank das Thermo- meter bis  $-4^{\circ}$ , und während eines heftigen Schneesturms, welcher in der Nacht zum 31. Mai eintrat, erfroren an verschiedenen Orten des Gouvernements neun Menschen!

Überhaupt gehört es nicht zu den Seltenheiten, dass noch in der Mitte des Mai ein plötzliches Sinken der Temperatur im Wolgagebiet stattfindet. Was dasselbe veranlasst, ist bis heute noch ein Rätsel, doch hat jedenfalls das Aufthauen der Wolga, das man als Grund anzuführen suchte, keinen Einfluss darauf. Man wies darauf hin, dass das auftauende Eis eine bedeutende Wärmemenge aufsauge, und dass auch das von der Eisdecke be-

freite Wolgawasser sehr kalt sei und zur Abkühlung der Luft beitrage, doch alles dies kann, genau betrachtet, nicht als Ursache eines so bedeutenden Sinkens der Temperatur angenommen werden, wie es hier beobachtet wird. Ganz abgesehen davon, dass das Eis der Wolga im Verhältnis zu den gewaltigen Schneemassen, welche Russland bedecken und im Frühjahr auftauen, so verschwindend gering ist, dass sein Einfluss auf die Temperatur im Vergleich mit jenem der Schneemassen nur ein sehr geringer sein kann, fällt ja doch der Eisgang in diesem Teil der Wolga in den Monat April, und nicht in den Mai. Hätte das Auftauen der Wolga wirklich den ihm zugeschriebenen Einfluss auf die Temperatur; so könnte es denselben doch offenbar nur im April äussern, nicht aber erst in der Mitte des folgenden Monats, nachdem die erste Hälfte desselben bereits eine Reihe warmer Tage aufgewiesen und das angeblich die Luft abkühlende Wolgawasser selbst sich so erwärmt hat, dass viele bereits in ihm zu baden begannen. Auch müsste sich diese Erscheinung noch lange Zeit an anderen Orten fortpflanzen, denn der Eisgang auf der Wolga erfordert, wie dies bei der riesigen Ausdehnung des Stromes gar nicht anders möglich ist, geraume Zeit, und der Strom ist im Oberlauf schon wochenlang eisfrei, während abwärts sich noch immer die Eischollen türmen und das schmelzende Eis die Fluten zu immer weiterer Ausbreitung über das Flachland befähigt.

Die Tabelle auf Seite 341 zeigt, zu welcher Zeit sich das Eis auf den wichtigsten Zuflüssen der Wolga in Bewegung zu setzen pflegt.<sup>101)</sup> Den Eisgang auf der Wolga auf der Strecke Twer-Kasan veranschaulicht für das Jahrzehnt 1865/74 folgende Zusammenstellung:

	1865	1866	1867	1868	1869	1870	1871	1872	1873	1874
Twer	31 M	25 M	8 A	7 A	28 M	7 A	5 A	21 M	26 M	27 M
Jarosslaw	10 A	29 M	13 A	10 A	6 A	10 A	10 A	29 M	18 A	30 M
Kostroma	12 A	29 M	13 A	11 A	5 A	11 A	12 A	29 M	6 A	2 A
Kinjeschma	12 A	1 A	14 A	16 A	15 A	13 A	14 A	2 A	19 A	4 A
Nishnij	4 A	2 A	9 A	12 A	8 A	12 A	10 A	7 A	12 A	5 A
Tschebokssary	9 A	4 A	12 A	16 A	12 A	14 A	13 A	4 A	16 A	5 A
Kasan	7 A	5 A	7 A	12 A	8 A	10 A	8 A	31 M	11 A	3 A

Roskoschny, Die Wolga.

Viel unregelmässiger erfolgt auf dieser Strecke das Zufrieren der Wolga, namentlich zwischen Nishnij und Kasan. Für denselben Zeitraum ergeben sich für diese Strecke folgende Tage:

	1865	1866	1867	1868	1869	1870	1871	1872	1873	1874
Nishnij	25 N	1 D	14 N	11 N	16 D	22 N	30 O	2 D	9 N	15 N
Kasan	24 N	23 N	14 N	11 N	29 N	21 N	28 N	15 D	8 N	3 D

Während jedoch schon nach diesen Angaben der Zeitpunkt des Zufrierens der Wolga bei Nishnij Nowgorod zwischen dem 30. Oktober und dem 16. Dezember schwankt, waren auch schon Jahre, in denen er sowohl bedeutend vor dem 30. Oktober, als auch bedeutend nach dem 16. Dezember eintrat. So gefror die Wolga bei Nishnij im Jahre 1839 am 19., 1850 am 16., und 1852 am 15. Oktober, im Jahre 1824 aber erst am 11. Januar.

Bedeutend ungünstigere klimatische Verhältnisse als an der Wolga von Twer bis Kasan finden wir an ihrem grossen östlichen Zufluss, der Kama. Während bisher an der Wolga noch fünf Monate (Mai bis September) als ausschliesslich warme zu verzeichnen waren und im April und Oktober kalte und warme Tage abwechselten, schrumpft im Gouvernement Wjatka die Zahl der Monate, welche als Sommermonate gelten können, auf zwei — Juni und Juli — zusammen, im August stellen sich schon kalte Nächte und Morgen ein, denen im weitern Verlauf des Herbstes bald auch kalte Tage folgen. Der Winter währt von Mitte Oktober bis Mitte April, dann folgt ein gleich dem Sommer kurzer Frühling, in dem sich häufig in der zweiten Maihälfte Fröste einstellen. Die mittlere Jahrestemperatur im Gouvernement Wjatka ist  $+1,5^{\circ}\text{C}$ , die höchste Temperatur der letzten Jahre betrug  $+32$ , die niedrigste  $-41,7^{\circ}$ . Anfang Juni beginnt dagegen die Temperatur rasch bis  $15, 16^{\circ}$  zu steigen, und das Ende Mai gesäte Sommergetreide und alle anderen Feldfrüchte wachsen rasch.

Noch ungünstiger gestaltet sich das Verhältnis im Gouvernement Perm. Die geographische Lage des Gouvernements, der Gebirgscharakter desselben und die hohe Lage über dem Meere, im Verein mit den vielen Wäldern und Sümpfen, sind dort für

das Klima bestimmend, aber die riesige Ausdehnung des Gouvernements hat selbstverständlich auch zur Folge, dass an den einzelnen Orten das Klima ein sehr verschiedenes ist. Im nördlichen Teil des Gouvernements verschwindet auf den Höhen des Urals, von denen die Zuflüsse der Kama herabkommen, der Schnee nur während 5 bis 6 Wochen, und dort kann man oft auf einem verhältnismässig kleinen Raum zu gleicher Zeit alle vier Jahreszeiten beobachten, da auf der dem Norden zugekehrten Höhe des Gebirges im Juni und Juli noch Schnee liegt, während auf der Südseite die Abhänge mit dem frischen Grün des Frühlings bedeckt sind und gleichzeitig Regen bringende Winde und Nebel an den Herbst erinnern. Die mittlere Jahrestemperatur des Gouvernements beträgt  $+0,85^{\circ}$ . Heftige Gewitter, welche mehrere Stunden andauern, kennzeichnen die Zeit von Mitte Mai bis September, und heftige Sturmwinde, auch mit Schneegestöber verbunden, sind ihre Vorboten. Nebel treten namentlich in den nördlicheren Teilen des Gouvernements sehr häufig auf, doch ihr schädlicher Einfluss auf die Gesundheit ist bei weitem nicht so gross wie jener der kalten Nächte, die sich bereits Ende Juli oder Anfang August einstellen.

Ein ganz eigenartiges Klima treffen wir südlich von der Kama-mündung in Ssamara. Der schon oben erwähnte grosse Unterschied zwischen der Sommer- und Wintertemperatur des Wolgabietes tritt hier besonders scharf hervor. Das unter  $53^{\circ} 13'$  n. Br. gelegene Ssamara hat so warme Sommer, wie man sie erst viel weiter südlich, erst unter  $48^{\circ}$  n. Br., etwa im Gouvernement Jekaterinosslaw vorfindet, und eine Winterkälte, welche jener des Gouvernements Wologda entspricht. Während die Sommer in Ssamara bedeutend wärmer sind als jene von St. Petersburg ( $16,3^{\circ}$  gegen  $12,7^{\circ}$ ), übertrifft auch die Winterkälte von Ssamara jene der viel nördlicher gelegenen Hauptstadt ( $-9,4^{\circ}$  gegen  $-6,1^{\circ}$ ). Man kann die Sommer von Ssamara nicht regenarm nennen, trotzdem die Westwinde ihre Wasservorräte bereits zum grossen Teil abgegeben haben bevor sie Ssamara erreichen, aber die Regenmenge ist doch eine ungenügende. Die  $15''$ , welche durchschnittlich fallen, wären nur dann imstande, die infolge anhaltender

Dürre eintretenden Missernten hintanzuhalten, wenn sie stets zur rechten Zeit fallen würden und nicht so ungleichmässig verteilt wären. Jetzt kann es als Regel gelten, dass der Regen ausbleibt, wenn der Landmann seiner für die junge Saat am meisten bedarf, und dass er sich einstellt, wenn jener während der Ernte auf einige schöne, regenlose Tage hofft.

Inbezug auf die Auf- und Zugangszeiten der Wolga sind unterhalb der Kamamündung noch lange keine wesentlichen Unterschiede gegen jene im Oberlauf zu bemerken. Die mittlere Aufgangszeit schwankt in den Orten zwischen Twer und Ssaratow zwischen dem 11. und 17. April (Nishnij 20. April), und nur die mittlere Zugangszeit, welche bei Twer und Nishnij noch in den November (23.—30.) fiel, fällt von Kasan abwärts bereits in den Dezember (Kasan 7., Ssimbirsk und Ssamara 13., Ssaratow 18. Dezember). In Zarizyn findet der früheste Frühjahrseisgang am 30. März, der späteste am 14. April statt, die Wolga gefriert zwischen dem 8. Dezember und 4. Januar. Bei Astrachan liegt die Zeit des Aufgangs zwischen dem 16. Februar und 27. März, die des Zugs zwischen dem 2. Dezember und 11. Januar. Die mittlere Aufgangszeit ist für Astrachan der 17. März (für die Mündung der 16.), die mittlere Zugangszeit der 17. Dezember (für die Mündung der 16.).

Diese Zahlen zeigen bereits, dass der riesigen Ausdehnung des Stromes eine Dauer des Frühjahrs- und Herbsteisganges entspricht, wie sie kein anderer europäischer Strom aufzuweisen vermag. Der Zugang dauert einen vollen Monat, da der Herbsteisgang am 20. November beginnt und erst am 19. Dezember sein Ende findet; der Frühjahrseisgang, der an der Mündung am 16. März beginnt, während zwischen Tschebokssary und Jaroslawl das Eis sich erst am 26. April in Bewegung setzt, nimmt 41 Tage in Anspruch, so dass die mittlere Dauer des gesamten Eisganges 71 Tage beträgt. Rechnet man zu diesen 71 Tagen oder etwa  $2\frac{1}{3}$  Monaten jene Zeit hinzu, während welcher der Strom eine feste Eisdecke trägt, so bleiben nur 7 Monate, während welcher er eisfrei ist.

Diese eigenartigen klimatischen Verhältnissen konnten nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung des Wolgagebietes bleiben. Wie dieser sich seit Jahrhunderten bemerkbar gemacht hat, gedenke ich in der Darstellung der Wolga als Handelsstrasse zu schildern, wo sich noch reichlich Gelegenheit bieten wird, auf das Klima zurückzukommen.

**Aufgangs- und Zugangszeiten der grösseren Wolgazufüsse.**

Beobachtungsort der Flüsse		Auftauen			Gefrieren			Schiffahrts- Tage		
		Mittleres	Frühestes	Spätestes	Mittleres	Frühestes	Spätestes	Mittlere	Kürzeste	Längste
Wassusa	bei Subzow	10 A	18 Mä	1 Ma	25 N	31 O	18 D	229	183	275
Twerza	„ Torshok	14 A	4 A	5 Ma	23 N	30 O	22 D	223	178	262
„	„ Mednoje	14 A	5 A	5 Ma	23 N	30 O	20 D	223	178	259
„	„ Twer	14 A	2 A	2 Ma	24 N	27 O	19 D	224	178	257
Mologa	„ Wessjegonsk	26 A	18 A	10 Ma	20 N	28 O	16 D	208	171	242
„	„ Mologa	23 A	6 A	13 Ma	19 N	21 O	18 D	210	171	244
Scheksna	„ Nilowez	20 A	10 A	4 Ma	17 N	28 O	9 D	211	183	241
„	„ Tscherepowez	24 A	12 A	9 Ma	16 N	22 O	8 D	206	166	239
„	„ Rybinsk	24 A	12 A	8 Ma	21 N	25 O	27 D	208	172	258
Kostroma	„ Kostroma	23 A	14 A	10 Ma	15 N	23 O	9 D	206	166	236
Nemda	„ Patschinskij	27 A	17 A	10 Ma	17 N	26 O	8 D	204	169	235
Unsha	„ Kologriwo	27 A	17 A	10 Ma	18 N	26 O	13 D	205	169	240
Oka	„ Orel	30 Mä	16 Mä	10 A	3 D	18 N	27 D	248	239	274
„	„ Belew	3 A	22 Mä	12 A	4 D	16 N	27 D	245	228	271
„	„ Kaluga	5 A	24 Mä	12 A	29 N	14 N	19 D	238	227	262
„	„ Rjasan	14 A	1 A	29 A	27 N	9 N	21 D	227	206	261
„	„ Murom	16 A	7 A	1 Ma	2 D	20 N	21 D	230	202	258
„	„ Nishnij N.	18 A	6 A	29 A	3 D	18 N	26 D	229	210	262
Ssura	„ Pensa	11 A	1 A	16 A	26 N	21 N	17 D	229	220	256
„	„ Promsin	13 A	31 Mä	23 A	22 N	31 O	17 D	223	204	254
„	„ Wassilssursk	16 A	5 A	28 A	18 N	27 O	9 D	216	189	248
Wetluga	„ Ssutyrej	22 A	13 A	6 Ma	20 N	30 O	12 D	212	182	244
Kasanka	„ Kasan	10 A	30 Mä	21 A	21 N	25 O	16 D	225	204	256
Swajaga	„ Swijashsk	11 A	30 Mä	21 A	20 D	27 O	12 D	223	196	251
Kama	„ Mündung	25 A	17 A	4 Ma	22 N	4 N	18 D	211	184	229
„	„ Laischew	25 A	17 A	4 Ma	23 N	4 N	11 D	212	184	237
„	„ Tschistopol	24 A	13 A	7 Ma	25 N	4 N	18 D	215	185	239
„	„ Perm	28 A	20 A	10 Ma	18 N	30 O	5 D	204	180	228
Tscheremschan	„ Chrja-									
schtschwenka	„	17 A	8 A	28 A	1 D	9 N	28 D	228	203	260
Ssamara	„ Ssamara	15 A	8 A	25 A	27 N	8 N	28 D	226	202	251

## Anmerkungen.

1) Eine Zusammenstellung der wichtigsten Ansichten über die Richtung des Zuges des Darius enthält: F. Brun, Tschernomorje. Odessa, 1880, 2. Band: Opyt ssoglaschenija protiwupoloshnych mnjenij o Gerodotowoj Skithii i smeshnych s nej semljach, S. 1 u. folg. — und: O popytkach objasnit Gerodotowy iswestija otnositjelno pochoda Darija Gistaspa protiw Skithow.

2) Siehe Näheres darüber in A. F. Mannert, die Geographie der Griechen und Römer, Leipzig, 1820.

3) S. auch Plinius, Historia naturalis, VI.

4) Es ist dieselbe Wurzel, dér wir in vielen anderen Sprachen begegnen, in Rhein, Rhodanus, Reka (slavisch: Fluss), Reha u. s. w., und die auf „rinnen“, „fliessen“ hinzudeuten scheint.

5) Siehe: Karl Friedrich Naumann, die Völker des südlichen Russlands in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Eine von dem k. Institut von Frankreich gekrönte Preisschrift. Leipzig, 1847, Seite 13 u. f.

6) Maçoudi, Prairies d'or, II.

7) Journal asiatique, Juni 1849, französische Übersetzung des Textes von Deffrémery, Seite 679 - 471.

8) Harkavy ist der Meinung, dass Al Bekri nach einer jüdisch-spanischen Quelle erzählte, „und nur als Muhamedaner den Schluss zufügte, um den Islam nicht durch eine Niederlage in der Kontroverse beim Tatarenchan zu kompromittieren.“ (Mitteilungen über die Chasaren von Dr. A. Harkavy. Russische Revue, 10. Band, Seite 316.) Als die Quelle bezeichnet er das in Spanien verfasste „Chasarenbuch“ (Lieber Cosri) des Jehuda-ha-Levi (1140 n. Chr.).

9) Abgedruckt in A. J. Harkavy, Skasanija jewreiskich pisatelei o Chasarach i chasarskom zarstwe, Petersburg, 1847, Seite 84 u. f.

10) Eine deutsche Übersetzung desselben enthält die Russische Revue, 6. Band, Seite 71 u. f.: Der Briefwechsel zwischen Cordova und Astrachan zur Zeit Swjatoslaws. Von Dr. A. Harkavy.

11) In Spanien waren die Briefe zweifellos schon früher bekannt, sind jedoch während der Judenverfolgungen verloren gegangen, bis sie Akrisch im 16. Jahrhundert wieder auffand. Abraham Ibn Daud aus Toledo, der um 1160 lebte, erwähnt ausdrücklich den Brief des Chasarenkönigs.

12) Frähn, de Chasaris. Mémoires de l'Académie de sciences, St. Petersburg, 1822, 8. Band. — D'Ohsson, Des peuples du Caucase au X<sup>e</sup> siècle, Paris, 1828.

13) Trotzdem ist in der jüngsten Zeit die Echtheit dieses Briefes auch seitens russischer Gelehrten (Dobryjakow und Ilowaiskij) angezweifelt worden, nachdem sie bereits Schafarik, Lelewel, Bilbassow u. a. anerkannt hatten. Der Grund davon war, dass den betr. russischen Gelehrten die ausländische Literatur über diesen Brief völlig unbekannt geblieben war.

14) D'Ohsson, l. c., Seite 66.

15) Das letztere nimmt Harkavy an: Skasanija jewreiskich pisatelei o Chasarach, Petersburg, 1874, Seite 137, Anm. 1. Dagegen ist Gottwald (Ottschet

o trinadzatom prissushdenij nagrad grafa Uwarowa. Petersburg, 1872, Seite 375). der Ansicht, dass Ischa mit dem hebräischen Worte für „Mann“ *ישא* (isch) identisch sei. Obwohl diese Deutung nicht stichhaltig ist, so spricht doch Ibn Dusteh von dem Ischa in einer Weise, dass die Annahme, Ischa sei ein Titel, nicht kurzweg zurückgewiesen werden kann. So stellt er auch den König, welcher Ischa heisse, dem Grosskönig, dem Chasar-Chakan gegenüber.

16) Ibn Haukal, 190.

17) Siehe Frähn, *Veteres memoriae Chasanorum. Mémoires de l'Académie*, 1822, Seite 585, 591, 691.

18) Nestor II. 213; Schlözer.

19) Nestor, III. 74; Schlözer.

20) Nestor V. 120, 126; Schlözer.

21) Lehrberg, *Untersuchungen über die nordischen Völker*, Seite 385 u. f.

22) Nestor I. 90; Schlözer.

23) Dies ist die richtige Lesart; Bertassy ist unrichtig.

24) Massudi, Ibn Dusteh und el Balchi berichten übereinstimmend, dass die Burtas zwischen Bulgaren und Chasaren wohnen.

25) *Géographie d'Edrisi*. Paris, 1840, 2. Band, Seite 404: „Es sind bei ihnen zwei Städte, Bertas und Sawan.“ Diese beiden Städte sind zweifellos nichts anderes als die von El Balchi erwähnten Bulgarenstädte Bulgar und Siwar.

26) Mo'adschem el-buldan d. i. das Alphabet der Länder, ein geographisches Wörterbuch.

27) D. J. Ilowaiskij, *Posiskiwanija o natschale Russi*. Moskau, 1876, Seite 408.

28) D. J. Ilowaiskij, *Istorija Rossii*. 1. Band, Seite 45, 46, 296.

29) Tatiachtschew, *Istorija ruskoi zerkwi*. 1853, 1. Band, Seite 22.

30) Siehe Artemjew, *Spisok nasselenych mest kasanskoi gubernii*. Vorwort, Seite XXX.

31) S. M. Schpilewskij, *Drewnije goroda i drugije bulgaro-tatarskije pamjatniki kasanskoi gubernii*. Kasan, 1877, Seite 164.

32) Die tatarische Handschrift von Fux führt an: Aidar, dessen Schwiegersohn Chandsal, dessen Sohn Machmed Amin, Buradsch, Seid, Emir Chan (Ir Chan bei Frähn), Iglam und dessen Sohn Abdulla. — Schichabeddin nennt: Dschafer, dessen Sohn Achmed, dessen Sohn Talib, Talibs Bruder Mumin, Emir Schimun, Emir Cheider, dessen Sohn Mohamed, dessen Bruder Seid, Emir Baradsch, Emir Ibrahim, Emir Selim, dessen Sohn Ilgam, Emir Pulad Temir, Emir Abdulla, Emir Hussein, dessen Bruder Mahmud, Emir Abdulla.

33) So verpflanzte Jaropolk Wladimirowitsch in die von ihm (1116) gegründete Stadt Schelej die Einwohner der von ihm im vorhergegangenen Jahre eroberten Stadt Druzsk; Glib, der Fürst von Minsk, schleppte die Bevölkerung der Stadt Slutsk fort und siedelte sie auf seinem Gebiete an.

34) A. S. Gaziskij, *Nishegorodka*. Nishnij Nowgorod, 1876, Seite 5 u. folg.

35) Krementschug, oder richtiger Kermantschuk, d. i. Festung.

36) Seine Reisebeschreibung ist enthalten in Richard Hakluyts *Collection*, 1. Band, Seite 24 u. folg. — Siehe über dieselbe ferner Sprengels *Geschichte der geographischen Entdeckungen*, Seite 278 u. folg.



37) Joh. Reinh. Forster, Geschichte der Entdeckungen im Norden, Seite 127 u. folg. — Sprengel, Geschichte der geographischen Entdeckungen, Seite 288 u. folg.

38) So viel wie: „Die Steppe des verdorrten Baumes“.

39) J. R. Forster, Geschichte der Entdeckungen, Seite 151 u. folg. — Eine deutsche Übersetzung des Reisewerkes Marco Polos erschien 1802 in Leipzig: Marco Polos Reise in den Orient während der Jahre 1272 bis 1295. Ins Deutsche übertragen nach den besten Ausgaben des Originals und mit einem Commentare begleitet von Felix Peregrin.

40) Richter, Geschichte der Medizin in Russland, 1. Seite 204. — Karamsin, Geschichte des russischen Reiches, 5. Band.

41) Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, das ist der Mongolen in Russland. Pest, 1840, Seite 304.

42) Der Fluss soll nach der allgemeinen Trunkenheit, die im russischen Heere herrschte, seinen Namen erhalten haben (pjanij = trunken), doch hat man dies wohl erst später, an den Gleichklang der Wörter anknüpfend, erfunden. Siehe Ragosin, Wolga, 2. Band, Seite 181.

43) Hammer Purgstall. l. c. 348 u. folg.

44) Philipp Strahl, Geschichte des russischen Staates, Hamburg, 1839, 2. Band, Seite 226.

45) Hammer-Purgstall, l. c., Seite 362.

46) Hammer-Purgstall l. c.

47) In einem Vertrag mit Wassilij zu Ssmolensk wurden (1396) die Grenzen beider Reiche festgesetzt. Fast das ganze ehemalige Wjatitschengebiet (das jetzige Gouvernement Orel nebst einem Teil von Tula und Kaluga) und viele Städte der tschernigowschen Fürsten waren damals Lithauen unterthan. Karamsin, l. c., 5. Band, 126.

48) Die Krönung erfolgte erst, nachdem der Thronstreit zwischen Wassilij und seinem Oheim Jurij durch einen Machtspruch des Chans in der Horde, wohin sie sich begeben hatten, war entschieden worden.

49) Versuch einer Historie von Kasan alter und mittler Zeiten. Verfasst von Peter Ryttschkow. Aus dem Russischen übersetzt von J. Rodde. Riga, 1772, Seite 63 u. folg.

50) Materialy dlja geographij i statistiki Rossii, sobrannije ofizerami generalnawo shtaba. Permskaja gubernija. Sostawil Ch. Mosel. Petersburg, 1864, 1. Band, Seite 6.

51) Nikolai Kostomarow, Ssewerorusskije narodoprawstwa wo wremena udjelno-wetschewawo uklada. Petersburg, 1863, 1. Band, Seite 249 u. folg.

52) Näheres über seine Reise siehe in Beckmanns Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, 1. Band, Seite 193 u. folg.

53) Siehe über Popels und Thurms Reise Hormayrs Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, Wien 1819, Nr. 47.

54) Karamsin, l. c., 7. Band, Anm. 228.

55) Die erste, sehr seltene Ausgabe erschien 1549, die erste deutsche Übersetzung, von Herberssein selbst besorgt und ebenfalls sehr selten, 1557 in Wien. Sechs Jahre später gab Heinrich Pantaleon in Basel eine Übersetzung heraus: Moscouiter wunderbare Historien etc., wovon 1567 eine zweite unveränderte Auflage erschien. Nachher ist das Werk noch wiederholt herausgegeben

und übersetzt worden. Siehe Friedrich von Adelung, Kritisch-literarische Übersicht der Reisenden in Russland bis 1700, deren Berichte bekannt sind. Petersburg und Leipzig, 1846, 1. Band, Seite 165 u. folg.

56) *Rerum Moscovitarum Commentarii*, Sigismundo Libero Barone in Herberstein, Neuperger & Gutenhag autore, 1600.

57) Pauli Jovii de legatione Basilii Magni Principis Moscoviae liber, in quo Moscovitarum religio, mores etc. describuntur. Basileae, 1537. — Ausser andern Ausgaben auch abgedruckt in den *Rerum Moscovitarum Scriptores*, Basileae, 1600.

58) Es ist in einer von Prof. Th. Fischer bei Ongania in Venedig herausgegebenen Sammlung enthalten unter der Aufschrift: Facsimile delle Carte nautiche di Battista Agnese, illustrate da Teobaldo Fischer. Venezia, Ongania, 1881.

59) Dr. H. Michow, die ältesten Karten von Russland, ein Beitrag zur historischen Geographie. Hamburg, 1884.

60) Karamsin, l. c., 8. Band, Seite 158 u. folg.

61) Ediger liess sich im folgenden Jahre in Moskau taufen und erhielt den Namen Simeon. Als er dann einige Monate später die Tochter des zarischen Beamten Andrei Kutusow heiratete, schenkte ihm Iwan die Stadt Russa als erbliches Lehen und gestattete ihm die Weiterführung des Zarentitels. Karamsin, l. c., 8. Band, Anm. 368.

62) Die Anregung zu dem Unternehmen war von Sebastian Cabot ausgegangen. Portugiesen und Spanier waren den Engländern bei den grossen Entdeckungen am Ende des 15. Jahrhunderts zuvorgekommen, und Vasco de Gama und Columbus nebst deren Nachfolgern verdankten diese Länder unermessliche Reichtümer, welche in Lissabon, Cadix und Sevilla zusammenströmten. Englands Handel war im Vergleich damit ein unbedeutender, und Cabots Plan, eine nördliche Durchfahrt nach Indien zu suchen, welche England den Mitbewerb bei Ausbeutung der Schätze Asiens ermöglichen könnte, fand daher bei den Londoner Kaufleuten, welche überseeischen Handel trieben (Marchant Adventurers) freundliche Aufnahme. Es wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, The Mystery, Company and Fellowship of Marchant Adventurers for the discovery of unknown lands etc., und diese rüstete (1553) mehrere Schiffe aus, welche die vermutete Durchfahrt suchen sollten: Bona Esperanza (120 Tonnen), Edward Bonaventure (160 Tonnen) und Bona Confidentia (90 Tonnen). Die beiden ersten befahlte Sir Willoughby. Sie blieben an der lappländischen Küste im Eise stecken, und erst 1554 entdeckten Fischer in der Nokujewschener Bucht die beiden Schiffe mit den Leichen der erfrorbenen Mannschaft. Das dritte Schiff unter Chancellors Leitung war am 30. Juli 1553 durch einen heftigen Sturm von den anderen getrennt worden und erwartete sie nachher eine Woche lang in Bardöhus, das zum Sammelpunkt bestimmt worden. Als sie nicht kamen, segelte Chancellor allein weiter und erreichte glücklich die Dwina. — J. Hamel, *Anglitschane w Rossii w XVI. i XVII. stoletjach*. Petersburg 1865, Seite 3 u. folg.

63) Unter dem Namen The Russia Company besteht die ehemalige Moscovie Compagnie heute noch, allerdings ohne die Vorrechte, welche sie einst genoss.

64) Eine Übersetzung seiner Reisebeschreibung enthält: Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, oder Sammlung aller Reisebeschreibungen.

welche bis itzo in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden etc. Leipzig, 1747—1774, 7. Band, Seite 320. Die von ihm entworfene Karte befindet sich in Ortelii Thesaurus Orbis Terrarum.

65) Karamsin, I. c., 1826, 8. Band, Seite 114.

66) Siehe Beiträge zur Kenntnis Russlands und seiner Geschichte von G. Ewers und M. von Engelhardt, Dorpat, 1818, Seite 228: „Zar Iwan der Grausame, Sendschreiben an Gotthard Kettler, Herzog zu Kurland und Semgallen, 1472“ von Johann Taube und Elert Kruse.

67) Kniga bolschemu tscherteshu. — Die älteste Ausgabe desselben dürfte jene Nowikows in Drennaja Rossijskaja Idrografia (1763) sein.

68) Siehe Lamanskijs Aufsatz Starinnaja Rasskaja Kartografia im Westnik Imp. geografitscheskawa obschtschestwa, XXVII, Seite 11 u. folg. — Einen Bericht über die Thätigkeit der kais. geogr. Ges. in bezug auf den bolschoi tschertesh enthält: A. J. Artemjew, Obosrenije trudow Imp. Russk. geografitscheskawa obschtschestwa, Petersburg, 1873, Seite 45 u. folg.

69) Die Zeit, in welcher Massa, über dessen Abstammung wir nichts Näheres wissen, in Russland weilte, lässt sich nicht genau bestimmen. Vielleicht weilte er dort unter Michail Fedorowitsch und war selbst an der Abfassung der Erläuterung zum bolschoi tschertesh beteiligt, vielleicht fällt jedoch sein Aufenthalt erst in spätere Zeit, und er hatte in diesem Falle blos Gelegenheit, den bolschoi tschertesh kennen zu lernen und zu kopieren.

70) Etwa 12 Werst unterhalb des jetzigen Ssimbirsk befand sich schon früher eine Niederlassung, jedoch auf dem linken Ufer. Olearius berichtet zwar, dass die auf dem rechten Wolgaufer gelegene Simberska Gora ihren Namen nach einer von Tamerlan zerstörten Stadt, welche einst hier stand, erhalten habe, auf der Karte aber verzeichnet er den Berg (Simberska gora) auf dem linken Ufer und dabei ein Zeichen, welches vermuten lässt, dass dort noch eine Niederlassung bestand. (Viel vermehrte Moscovitische und Reisebeschreibung von Adam Olearius. Hamburg, 1896, Seite 185). Auch ein späterer Besucher, der Holländer Strauss (1668) versetzt den Berg Ssimbirsk auf das linke Ufer. An der von Olearius bezeichneten Stelle lag in der That das in den russischen Piszowije knigy erwähnte Ssimbirskoje gorodischtsche, das nach tatarischen Berichten durch einen angesehenen Bulgarenfürsten, nach dem es auch den Namen erhielt, gegründet worden, und im Altertum eine bedeutende Stadt war. Näheres über das Ssimbirskoje gorodischtsche siehe im Ssimbirskij Sbornik. Ssimbirsk, 1870, 2. Band, Seite 1 u. folg.

71) K. Kostenkow, Istoritscheskije i statistitscheskije swedenija o Kalmykach kotschujeschtschich w astrachanskoi gubernii. Petersburg, 1870, Seite 4.

72) Die Übersetzung eines gleichzeitigen Berichtes ist: Kurtze doch wahrhaftige Erzählung von der blutigen Rebellion in der Moscau, angerichtet durch den grossen Verräter und Betrieger Stenko Razin, Donischen Cosaken. Emden, 1671.

73) Während des Krieges, welchen Alexei Michailowitsch mit Polen führte (1654), stellte der Patriarch Nikon auf eigene Kosten 10 000 Mann nebst Munition und Pferden und bot dem Zar zur Bestreitung der Kriegskosten 100 mit Geld gefüllte Kisten an; alle übrigen Bischöfe übernahmen die Stellung von 20 000 Mann.

74) Materialy dlja istorij i statistiki Ssimbirskoi gubernii, 3. Band, Seite 65: Istoritscheskij otscherk goroda Kurmyscha.

75) Rostislawow, Opyt islsledowanija ob imuschtschestwach i dochodech naschich monastirei.

76) Kostenkow, l. c., Seite 6.

77) Bisher war die Verwaltung des Gouvernements Kasan einer Verwaltungskammer anvertraut, welche aus Bojaren und Dworänen bestand. Die neuen Gouvernements wurden in Provinzen unter der Leitung von Wojewoden eingeteilt, welche einem Gouverneur untergestellt wurden.

78) Als Peter der Grosse im Jahre 1722, bevor er in den persischen Krieg zog, den Kasaner Kaufmann Michljajew in dessen Fabrik besuchte, brachte ihm die Frau Michljajews einen Becher dar, welcher mit Perlen und Edelsteinen gefüllt war.

79) Theodor Schmidt, des Wyschnij-Wolotschok-System. Russische Revue, 1876, 9. Band, 9. Heft, Seite 236 u. folg.

80) Das heute noch zu den geschätztesten und wertvollsten älteren Schriften über Russland zählende, reich mit kennzeichnenden Abbildungen ausgestattete Buch hat viele Auflagen und viele Übersetzungen (französisch, englisch, holländisch, italienisch) erlebt. Es erschien zuerst 1646 in Schleswig unter dem Titel: Adam Olearii ausführliche Beschreibung der kundbaren Reyss nach Muscow und Persie, so durch Gelegenheit einer Holsteinschen Gesandtschaft von Gottorp auss an Michael Fedorowitz den Grossen Zaar in Muscow, und Schach Sofi König in Persien geschehen. — Die Reisekarte führt die Aufschrift: Land- und See-Karte von Schleswig bis nach Muscow, woraus zu ersehen, wie die Hochfürstliche Gesandtschaft ihre Reise dahin genommen hat.

81) Sammlung russischer Geschichte von Müller. 6. Teil, Seite 29.

82) Ausser diesem berühmten Buche gab Witsen noch eine zweite Reisebeschreibung, jedoch ohne Namensnennung heraus, welche ins Deutsche übersetzt wurde. Die deutsche Ausgabe führt die Aufschrift: Eine moscowitisch-tatarische Reisebeschreibung, welche vor 70 Jahren durch einen Moscowiter von Jarosla gebürtig in russischer Sprache verfertigt und im Jahre 1665 durch Nicolaus Witsen aus Moscau gebracht und von demselben in die holländische Sprache übersetzt und mit curieusen Anmerkungen vermehrt, jetzt aus dem holländischen Mst. ins Teutsche übersetzt worden. Leipzig, 1699.

83) Ausführlicheres über diesen Kanal siehe Seite 302.

84) Dasselbe umfasst 14 Einzelblätter und eine Generalkarte. Als erster Meridian ist auf derselben jener von Arendsborg auf Oefel, damals der westlichsten Stadt des Reiches, angenommen, trotzdem dessen Lage noch nicht genau bestimmt war. Da es in Russland noch keine genaue Ortsbestimmung gab, war die Führung des ersten Meridians durch einen unbestimmten Ort entschieden einem unsichern Anschluss an den Meridian von Greenwich oder Ferro vorzuziehen.

85) Otto Struve, Über die Verdienste Peters des Grossen um die Kartographie Russlands. — Russische Revue, 1876, 8. Band, Seite 16, Anm. 1.

86) Siehe Firsov, Inorodtscheskoje nasselenije preshnjawa kasanskawo zarstwa w Nowoi Rossii do 1762 g. i kolonizacija sakamskicl semel w eto wremja. Kasan, 1869, Seite 111 u. folg.

87) W. J. Ssemewskij, *Krestjane w zarstwowanie Imperatritzy Jekateriny II.* Petersburg, 1881, 1. Band, Seite 368.

88) Alexander Puschkin, *Istorija Pugatschewskawo bunta.* Gesammelte Werke Puschkins, Petersburg, 1838, 5. Band, Seite 117.

89) Arnoldow, *Dejstwija ssamoswanza Pugatschewa i jewo schajek w predjelach nynjeschnei Ssimbirskoi Gubernii.* — *Sbornik istoritscheskich materialow o Ssimbirskoi gubernii.* Beilage zur Pamjatnaja knishka für das Jahr 1868, Seite 271.

90) Das Verzeichnis der durch Pugatschew ums Leben Gekommenen, welches Puschkin bietet (l. c., Seite 205—243), ist unvollständig; es enthält kaum die Hälfte der Opfer.

91) Puschkin, l. c. Seite 2.

92) „Zweifellos,“ schreibt Ssemewskij, „wurde die Mehrzahl der Edelleute erschlagen, weil sie irgend welche Regierungsämter inne hatten oder weil sie Pugatschew nicht zuschwören wollten, oder sie fielen bei der Verteidigung gegen eine herangekommene Rotte, oder wurden sie schliesslich blos deshalb hingerichtet, weil sie Edelleute waren.“ Ssemewskij, l. c., Seite 383.

93) Ssemewskij, l. c., Seite 8.

94) „Noch bei Lebzeiten Bibikows,“ schreibt Puschkin, „hatte das kaiserliche Kollegium, als es die Bedeutung des Aufstandes erkannte, Ssuwarow herbeigerufen, der sich um diese Zeit unter den Mauern Silistrias befand, aber Graf Rumjanzew liess ihn nicht fort, um nicht in Europa eine zu grosse Vorstellung von den innern Unruhen des Kaiserreichs zu erwecken. So gross war der Ruhm Ssuwarows! Nach Beendigung des Krieges aber erhielt Ssuwarow den Befehl, unverzüglich nach Moskau zum Fürsten Wolkonskij zu reisen, um weitere Aufträge entgegen zu nehmen.“ — Puschkin, l. c. Seite 142.

96) Die von Katharina II. geschaffene Reichseinteilung wurde nach der Thronbesteigung Pauls I. aufgehoben und die Statthalterschaften in Gouvernements umgewandelt. Von den späteren Neuabgrenzungen berührt das uns beschäftigende Gebiet nur noch die Errichtung des Gouvernements Ssamara.

97) Wie das Geld eingetrieben werden musste, zeigt folgender Fall: Der Kaufmann Klykowskij hatte 20 000 Rubel gezeichnet, als es aber zum zahlen kam, weigerte er sich trotz wiederholter Mahnungen, den Betrag zu erlegen, weil er, des Schreibens unkundig, einen andern beauftragt hätte, für ihn zu zeichnen, welcher zehn mehr gezeichnet habe, als er zu geben bereit gewesen sei. Erst nachdem man ihn dem von ihm mit der Zeichnung Beauftragten gegenüber gestellt hatte und er der Lüge überwiesen worden, zahlte er — ein halbes Jahr nach der Zeichnung.

98) Nestor, I. 30; Schlözer.

99) Sjögren ist der Ansicht, dass nach seiner Lage zum Bulgarenreich das Land der Wisu kein anderes sein könne als jenes der Wessen. *Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Petersburg, Serie VI, Tome I, p. 276.*

100) All die reichen Gräberfunde, welche zum Teil, wie im Permischen, auf eine vorgeschrittene Kultur hinweisen, sind stumme Zeugen des Entwicklungsganges der alten finischen Völker. Inschriften sind meines Wissens nirgends gefunden worden.

101) *Materialy dlja etnografii Rossii. Kasanskaja gubernija.* Sostawil polkownik A. F. Rittich. Kasan, 1870, 2. Teil, Seite 219.

- 102) Pallas Reise durch verschiedene Teile des russischen Reiches, 1. Band, Seite 53.
- 103) Materialy dlja etnografii Rossii. Kasanskaja gubernija, 2. Teil, Seite 221.
- 104) Man hat in den Erdsanen die Aorsen wiederzufinden geglaubt, welche schon vor Christi Geburt von Strabo erwähnt werden und ein grosses Volk sein mussten, da sie Pharnaces 200 000 Reiter zu Hilfe sandten.
- 105) A. Lepechin, Tagebuch einer Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches.
- 106) Viktor Ragosin, Wolga. Petersburg, 1881, 3. Band, Seite 14.
- 107) Ragosin, l. c., 3. Band, Seite 33.
- 108) Siehe D. Korssakow, Merja i Rostowskoje knjashestwo. Otscherki is istorii Rostowsko-Ssusdalskoi semli. Kasan, 1872.
- 109) August Freiherr von Haxthausen, Die ländliche Verfassung Russlands, ihre Entwicklung und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861. Leipzig, 1866.
- 110) A. Fux, Sapiski o Tschuwaschach i Tscheremissach kasanskoi gubernii, und A. F. Rittich, Materialy etc., 2. Teil, Seite 133.
- 111) Gute Abbildungen von Tscheremissen (sowie von allen Wolgavölkern) findet man in Pauly, Description des peuples de la Russie, Petersburg, 1862, 2. Band, (Text unbrauchbar) und in Elisée Réclus, Nouvelle géographie universelle, Paris, 1880, 5. Band, Seite 743.
- 112) Sbornik etnografitscheskij, 1858, vypusk IV.: O religii nekreschtschennyh Tscheremiss kasanskoi gubernii, Seite 207.
- 113) Ragosin, Wolga. Petersburg. 1881, 3. Band, Seite 65 u. folg. — Materialy dlja etnografii Rossii. Kasanskaja gubernija. Sostawil A. F. Rittich. Kasan, 1870, 2. Band, Seite 169 u. folg.
- 114) G. F. Müller dagegen, der Verfasser der „Sammlung russischer Geschichte“, erklärt, die Tschuwaschen hätten alle hellblondes Haar: Opissanije shiwuschtschich w kasanskoi gubernii jasytscheskich narodow, jako to: Tscheremiss, Tschuwasch i Wotjakow — während N. Babst in seinem Aufsatz Retschnaja oblast Wolgi ihnen wieder schwarze Haare zuschreibt.
- 115) Klaproth, Asia polyglotta, Seite 183.
- 116) W. Sbojew, Is sledowanije ob inorodzach kasanskoi gubernii. Kasan, Separatabdruck aus den Gubernskije Wedomosti 1845—1850, Seite 251 u. folg. (Dieses Heft ist offenbar ein Nachtrag zu dem unten unter 123 erwähnten Buche.)
- 117) Siehe Ragosin, l. c., 3. Band, Seite 158 u. folg.
- 118) P. S. Ssaweljew (Muchamedanskaja Numismatika w odnoschenij k russkoi istorii. Petersburg, 1847, Seite 100 u. folg.) sucht den Nachweis zu führen, dass die Tschuwaschen Bulgaren sind, und A. A. Fux (Sapiski o Tschuwaschach, Seite 32) erklärt sie kurzweg für Chasaren. Beide Ansichten sind zweifellos ebenso hinfällig wie die von Sbojew verteidigte Abstammung der Tschuwaschen von den Burtassen. Die hauptsächlichsten Gründe, die er für letztere anführt, sind: Die Tschuwaschen bewohnen heute noch den nördlichen Teil des Tschuwaschenlandes. Der Name Burtas lässt sich aus der Tschuwaschensprache erklären: burtas ist die alte Form des jetzt gebräuchlichen burnas = leben, ansässig sein, und burtassy oder burnassy bedeutet daher einen Wohnort, eine

Niederlassung; tschuwasch ist blos die wörtliche Übersetzung von burtassy, denn es stammt von dem tatarischen iw oder dschiw, Haus, wovon dshiwasch, tschiwasch, tschuwasch, d. i. der Ansässige abgeleitet ist. Was die arabischen Schriftsteller von den Burtassen berichten, könne mit Leichtigkeit auf die Tschuwaschen bezogen werden, und schliesslich hätten die alten Russen selbst Burtassen und Tschuwaschen für ein und dasselbe Volk gehalten. — Auch Pallas (Reise durch verschiedene Provinzen etc., 1. Teil, Seite 86—93) findet sowohl in den Gesichtszügen der Tschuwaschen als in der Anlage ihrer Häuser, ihrer Lebensweise und der Kleidung der Frauen Ähnlichkeit mit den Tataren, und ebenso schien Georgi (Bemerkungen einer Reise im Russischen Reich, 2. Band Seite 849—857) ihr Äusseres jenem der Tataren ähnlich zu sein, wogegen er ihren Charakter als vollkommen gleich mit jenem der Tscheremissen erklärte. Erst in neuerer Zeit haben sich die Stimmen gemehrt, welche die Tschuwaschen unbedingt für Finen erklären, so Firsow (Poloshenije inorodzew sewero-wostotschnoi Rossii w Moskowskom gosudarstwe, Kasan, 1866, Seite 5), Ragosin u. a.

119) Die Angaben weichen hier übrigens ebenso von einander ab wie in dem oben erwähnten Punkte.

120) W. Sbojew, O bytje krestjan w kasanskoi gubernii. Kasan, 1856, Seite 25. Jetzt soll übrigens dergleichen höchst selten vorkommen.

121) Rittich, l. c., 2. Teil, Seite 78.

122) W. Sbojew, Isfledowanija etc. Seite 146 u. folg.

123) W. Sbojew, Sametki o Tschuwaschach. Pisma k redaktoru Kasanskich Gubernskich Wedomostei. (Sonderabdruck.) Seite 164 u. folg.

124) O shertwennykh prinoschenijach Tschuwasch. Kasan, 1875. Bericht über einen von W. K. Magnitski in der anthropologisch-ethnographischen Abteilung der Gesellschaft der Naturforscher in Kasan am 19. Oktober 1875 gehaltenen Vortrag. (Separatabdruck aus?) Seite 4 u. folg.

125) A. Fux, Sapiski o Tschuwaschach i Tscheremissach kasanskoi gubernii. Kasan, Seite 82.

126) Ragosin, l. c., 3. Band, Seite 127 u. folg. — Sbojew, l. c., Seite 36, — Rittich, l. c., 2. Teil, Seite 107 u. folg.

127) Über die Altertümer und die alten Handelsbeziehungen des Permischen Landes siehe: Ph. J. von Strahlenberg, das Nord- und Ostliche Teil von Europa und Asien etc. Stockholm, 1730. — Arch. Makarij, Pamjatniki drewnosti w Permskoi gubernii, in den Mitteilungen der kais. archäol. Gesellsch. 8. Band, Seite 197 u. folg. — P. Ssaweljew, Permskaja gubernija w archeologitscheskom otoschenij, enthalten im Shurnal ministerstwa wnutrennych djel, 1852, VII, 114 u. folg. — Sehr wertvolle Angaben über den ehemaligen Handelsverkehr enthält der im Russkij Sritjel, 1828, Seite 136 veröffentlichte Aufsatz von Rasmussen: Istoritscheskij i geografitscheskij opyt o torgowle i snoschenijach Arabow i Persow s Rossiju i Skandinawiju w ssrednom wjekje — sowie: Torgowlja narodow, obitawschich w predjelach nynjeschnej Rossii w epochu osnowanija i utwershdenija Rossijskawo gossudarstwa, enthalten im Ssyn otetschestwa, 1847, 8. Heft, Seite 1 u. folg.

128) Materialy dlja etnografii i statistiki Rossii. Permskaja gubernija. Sostawil Ch. Mosel. Petersburg, 1864, 1. Band, Seite 4.

129) Sapiski Uralskawo obschtschestwa. Jekaterinburg, 1870, Tom VI., wypussk I., Seite 28.

- 130) Nikolai Rogow, Permjazko-russkij sslowar. Petersburg, 1869, Vorwort.
- 133) Klaproth, Asia polyglotta, Seite 185.
- 134) Ryschskow, Tagebuch über seine Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches in den Jahren 1769, 1770, 1771. Übersetzt von Hahn. Riga, 1774.
- 135) Die Wotjaken. Eine ethnologische Studie von Max Buch. Stuttgart, 1882, Seite 31.
- 136) Rittich, l. c., 2. Teil, Seite 205.
- 137) Pallas, Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches in den Jahren 1772 und 1773. Petersburg, 1776, 3. Band. — Von den Wotjaken im Kasanschen erzählt Frau Fux, dass die Mädchen zur Heuernte ihre beste Kleidung anzulegen pflegen, weil die Burschen bei dieser Gelegenheit ihre Bräute wählen. Auch sie schildert den Kopfputz der Wotjakinnen als sehr hoch und bunt. Nur die Mädchen tragen kleine Käppchen. Besonders auffallend erschien Frau Fux die perückenartige Anordnung der Haare der Frauen. Pojesdka k Wotjakam Kasanskoi gubernii. Pisma A. A. Fuks k esuprugu jeja K. F. Fuksu. Kasan, 1844, Seite 6.
- 138) Ryschskow, Tagebuch über seine Reise etc. —
- 139) Dieser Name, welcher russisch „Selbstesser“ bedeutet, weist keineswegs darauf hin, dass sie, wie man früher annahm, vor Zeiten Menschenfresser waren. Sie selbst nennen sich Chasowo, d. i. Männer, und der Name Samojeden ist wahrscheinlich bloß ein durch die russische Zunge verunstaltetes Wort ihrer Sprache.
- 140) Ch. Mosel, l. c., 2. Band, Seite 574.
- 141) Benützte Werke: K. Fuks, Kasanskije Tatory. — Ragosin, Wolga, 3. Band, Seite 165 u. folg. — Rittich, Materialy dlja etnografii etc., 2. Teil, Seite 5 u. folg. — Ssbojew, O bytje krestjan etc. Seite 16 u. folg. —
- 142) Ragosin, l. c., 3. Band, Seite 182.
- 143) Ragosin, l. c., 2. Band, Seite 344.
- 144) L. Ssabanejew, Otscherki Sauralja i stepnoje chosjaistwo na Baschkirskich semljach. Moskau, 1873, Seite 9 u. folg. — D. Semenow, Otetschestwowedenije. Rossija po rasskasam putjeschestwennikow i utschenym isfledowaniam. Moskau, 1879, 3. Band, Seite 179. — 145) Nestor II, 105.
- 146) Rittich, Materialy etc., 2. Teil, Seite 39. — Georgi, Beschreibung aller Nationen etc. Seite 186 u. folg. — Über Baschkiren, Meschtscherjaken und Teptjären. Russische Revue, 1877, 11. Band, Seite 471 u. folg. —
- 147) K. Kostenkow, Istoritscheskije i statistitscheskije swedenija o Kalmykach kotschujuschtschich w astrachanskoi gubernii. Petersburg, 1870. — Erinnerungen aus dem Leben des kais. russ. General-Leutnants Johann von Blaramberg. Nach dessen Tagebüchern von 1811—1871. Berlin, 1874, 2. Band, Seite 11 u. folg. — Th. von Bayer, Reiseeindrücke und Skizzen aus Russland. Stuttgart. 1885.
- 148) Reichen Stoff zur Kenntnis der Kirgisen liefern die grossen Reisewerke über Zentral-Asien. Siehe auch: Ssemenow, Shiwopisnaja Rossija. 3. Band: Wnutrennaja kirgiskaja orda. — Blaramberg, l. c., 2. Band. — Baer u. Helmersen, Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches, 7. Band. — Th. Erxleben, Ein Ausflug in das kaspische Depressionsgebiet. Aus allen Weltteilen, 1874, Seite 180 u. folg.



149) A. Glitsch, Geschichte der Brüdergemeinde Ssarepta. Nach archiv. Quellen. Ssarepta 1865. — Semenow l. c., 5. Band, Seite 306 u. folg. — Th. Erxleben, Das Wolgaknie und die Kolonie Ssarepta. Aus allen Weltteilen. 1879, 257.

150) Benutzte Quellen: Viktor Ragosin, Wolga. Petersburg, 1880—1881, 1.—3. Band. Mit Atlas. — F. H. Müller, Der ugrische Volksstamm I. Historisch-geographische Darstellung des Stromgebietes der Wolga. Berlin, 1839. — Nikitin, die Flussthäler des mittlern Russlands. Leipzig, 1857. — (N. P. Bogoljubow), Wolga ot Tweri do Astrachani. Herausgegeben von der Dampfergesellschaft „Ssamolet“, Petersburg, 1876. — S. Monastyrskij, Illjustrirowanij sputnik po Wolge w 3 tschastjach s kartoju Wolgi. Kasan, 1884. — W. J. Nemirowitsch-Dantschenko, Po Wolge. Otscherki i wpetschatlenija letnej pojesdki. Petersburg, 1877. — A. Legrelle, Le Volga. Notes sur la Russie. Paris, 1877. — Pallas, Reisen durch verschiedene Provinzen etc. — Stuckenberg, Hydrographie des russischen Reiches. 5. Band. — Lepechin, Tagebuch einer Reise etc. — J. Babst, Retschnaja oblast Wolgi. Magasin semlewedenija etc. 1. Band. — J. G. Georgi, Bemerkungen einer Reise in den Jahren 1772—1774. Petersburg, 1775. 2. Bände — Johann Peter Falks Beiträge zur topographischen Kenntnis des russischen Reiches. Petersburg, 1785, 3 Bände. — Elisée Réclus, Nouvelle géographie universelle. Paris, 1880, 5. Band, Seite 654 u. folg. — P. Ssamenow, Geografitschesko-statistitscheskij slowar Rossijskoi imperii. Ssostawlen po porutschenu Imper. Russk. geogr. obachtschestwa, pri ssodjeistwiji W. Swerinskawo, P. Maaka, L. Maikowa, N. Filippowa i J. Boka. Band I—IV, V, 1. Teil (A—Tob.) Petersburg, 1863—1875. — Nishegorodskij sbornik, 3. Band: J. S. Tichonrawow, O beregach i russlach Oki i Wolgi. — Ch. Mosel, Materialy etc. 1. Band, Seite 103 u. folg. — u. a.

151) Dieser Einteilung liegt die sich ändernde Gestalt der Ufer zu grunde. Durch die bei der Okamündung an das rechte Ufer herantretenden Höhen ergibt sich eine natürliche Gliederung, da unterhalb der Ssarpamündung, wo die Ergheniberge als letzter Ausläufer sich landeinwärts ziehen, auf beiden Ufern flache Steppe sich ausbreitet, während oberhalb der Okamündung ein so scharf ausgeprägter Charakter der Ufer, wie er im mittlern Lauf durch das Berg- und Wiesenufer geschaffen wird, noch nicht vorhanden ist.

152) Ragosin, l. c., 1. Band.

153) Europa.

154) S. Monastyrskij, Ssputnik etc. Seite —.

155) W. J. Nemirowitsch-Dantschenko, Po Wolge. Otscherki i wpetschatlenija letnej pojesdki. Petersburg, 1877, Seite 371.

156) S. Nikitin, die Grenzen der Gletscherspuren in Russland und dem Uralgebirge. Petermanns Mitteilungen, 1886, 32. Band, IX, Seite 257 u. folg.

157) Ragosin, l. c., 1. Band, Seite 69 u. folg.

158) Prof. Wagner, Obschtschij wsgljad na geologitscheskoje strojenije potschw Ssimbirskoi gubernii. Ssimbirskij sbornik, 2. Band, Seite 195 u. folg.

159) Pallas, Reise durch Südrussland I, 92. — Güldenstädt, Reise durch Russland I, 142. — Georgi, II, 782. — J. P. Falk, l. c., I, 116.

160) Georgi II, 784. — Gmelin, Reise II, 8.

161) Siehe Ernst Leyst, Auf- und Zugang der Gewässer im europäischen Russland. Russische Revue XXII, 406 u. folg.

